NORTHWESTERN UNIVERSITY
LIBRARY
EVANSTON, ILLINOIS

Der Bote
aus
Thüringen.

Erstes Stück.

Schnepfenthal,
im Verlage der Buchhandlung der Erziehungsanstalt.
1806.

23447
90p1598

Bote. Wirth.

Wirth. Sey Er mir herzlich willkommen, lieber Herr Gevatter, zum ersten Mahl in dem neu angetretenen Jahre!

Bote. Ich freue mich daß ich Ihn im neuen Jahre noch so wohl antreffe, als ich Ihn im alten das letzte Mahl verließ. Wie gehts denn mit den Seinigen?

W. Alle haben das Jahr gesund und zufrieden angefangen; und wenn man das ist, so ist man geborgen.

B Da geb ich Ihm recht. Ach wenn doch alle Menschen es immer wären! — Für seine Gesundheit kann ja nun wohl freylich kein Mensch so ganz haften: ein Zufall, der ihn ohne eigene Schuld trifft, kann ihm dieses

unschätzbare Erdengut leicht auf geraume Zeit rauben. Eben so wenig sind wir vor andern Widerwärtigkeiten sicher. Aber ein gutes Gewissen, das uns zu unserer Zufriedenheit noch weit unentbehrlicher ist, als die Gesundheit; das könnte und sollte doch immer jeder Mensch sich zu erhalten suchen. Und die Leiden die uns treffen, ohne daß wir sie verschuldet haben, die sollten uns auch unsere Zufriedenheit eigentlich nie stöhren.

W. Ja, lieber Freund, das läßt sich wohl ganz leicht behaupten; aber es dahin mit sich zu bringen, das hält gewiß sehr schwer. Gehe Er nur einmahl hinüber zu meinem armen Nachbar Hans-Jürge, der vor drey Wochen, wie er bey dem Kirchenbau in Hartleben als Handlanger arbeitete, vom Gerüst stürzte und beyde Beine brach; wenn Er den unglücklichen Mann gesehn, und sich recht lebhaft in Gedanken an seine Stelle versetzt hat, so prüfe Er sich, ob Er in einem solchen Zustande seine gewöhnliche Zufriedenheit würde beybehalten können.

B. Dahin, Herr Gevatter, wird es wohl freylich nicht leicht ein Mensch bringen, daß er in der einen Stunde eben so gestimmt wäre,

wie in der andern: daß ihm sein Zustand immer in einem gleich freundlichen Lichte erschiene. Es scheint aber auch die Absicht des lieben Gottes nicht zu seyn, daß wir es auf dieser Erde dahin bringen sollten. Die mancherley Leiden, die uns in diesem Leben treffen, sollen uns ja, wie Er so gut weiß, als ich, zu unserer Besserung dienen; und wenn das ihr Zweck ist, so müssen sie uns freylich fühlbar werden; sie müssen uns, wie man zu sagen pflegt, ans Herz gehen. Aber diese herben Empfindungen werden bey dem, der über sich, seine Bestimmung, seine Abhängigkeit von Gott nachdenkt, ihre Gränzen haben. Auch der Gebeugteste wird dann in seinem Schicksale noch unzählige Beweise von der Vatergüte des unsichtbaren Leiters derselben entdecken. Er wird es lebhaft fühlen, daß sein edler Theil, sein Geist sich über jedes Schicksal zu erheben vermöge; daß er durch die Leiden, die ihn treffen, zum Nachdenken erweckt, in der Geduld geübt, von dem Sichtbaren, das veränderlich und vergänglich ist, nach und nach immer mehr unabhängig gemacht werde, und sich gewöhne sein Vertrauen auf das Unsichtbare, nicht

veränderliche und vergängliche zu setzen, vor allem aber dem unsichtbaren Vater im Himmel unter allen Widerwärtigkeiten des Lebens kindlich zu vertrauen.

W. Ich fühle ganz daß Er wahr redet, Herr Gevatter! Und, Gott Lob! meine eigene Erfahrung bestätigt mir die Wahrheit Seiner Rede. Wie manch Mahl kam es mir vor, als habe sich alles dazu vereinigt, mir das Leben zu verbittern. Die Wünsche, die ich hatte, wurden mir vereitelt; manche Unternehmung, die mir Sorge und Arbeit gekostet hatte, mißlang mir; Freunde, die ich liebte, die mir oft mit Rath und That beygestanden hatten, raubte mir der Tod, und — ach ich könnte Ihm noch manches Herzeleid anführen, das mich in den Tagen meines Lebens betroffen hat. Immer aber fand ich Linderung meines Grams, immer wurde es mir wieder leichter ums Herz, wenn ich über meine Lage vernünftig nachdachte, wenn ich meine Gedanken auf Gott richtete. Da fühlte ich es recht lebhaft, daß er allgegenwärtig sey; die Ueberzeugung von seiner Gegenwart, seiner Allwissenheit, seiner Vatergüte, richtete mich auf;

wenn

wenn Gott mit dir ist, dachte ich, wer kann wider dich seyn? — Ich fand auch bald, daß mein Zustand so freudenlos nicht sey, als ich mir ihn noch vor wenigen Minuten gedacht hatte. Ich konnte mir viele Annehmlichkeiten desselben aufzählen, die so manche meiner Mitmenschen entbehrten; und kurz, ich sah ein, daß ich bey meinem Leiden immer noch Ursach habe, mich der Güte Gottes zu freuen.

B. Wohl uns beyden, daß wir solche belehrende Erfahrungen auf unserm Wege durchs Leben gemacht haben; mit ihnen ausgerüstet, können wir die Jahre des Alters getrost antreten, die man sonst gewöhnlich als Jahre der Leiden und Trübsal zu schildern pflegt.

W. Ja, lasse Er uns, wenn Sorgen wegen der in Dunkel gehüllten Zukunft unsere Heiterkeit zu trüben drohen, immer den Gedanken fest halten: Bis hieher hat der Herr geholfen: Er wird auch weiter helfen! An Beweisen für die Wahrheit des Vordersatzes: Bis hieher hat der Herr geholfen! kann es uns, kann es irgend einem Menschen unmöglich fehlen, wenn er nur ein wenig über seine bisherigen

Schick-

Schicksale nachdenkt. Und sind wir nun fest überzeugt, daß Gott es bisher immer gut mit uns meynte; sehen wir ein, daß es große Wohlthat für uns war, wenn er uns dieses oder jenes versagte, das wir uns selbst gewünscht hatten, daß so manches Leiden, das uns in der vorigen Zeit traf, einen sehr gesegneten Einfluß auf unser nachheriges Wohl hatte: so kann es nicht fehlen daß wir dem guten Vater, der uns bisher so weise und liebevoll führte, auch für die Zukunft kindlich vertrauen, und denken werden: Er wird auch weiter helfen.

B. O wenn doch, bey den jetzigen trüben Aussichten in die Zukunft, bey den Nahrungssorgen die so manche Familie niederbeugen, recht viele Menschen dieß mit innniger Ueberzeugung dächten; wenn sich doch diejenigen, denen es bereits oft an dem Nothwendigsten fehlt, zur vernünftigen Ergebung in den Willen des Höchsten, zu fortgesetzter Anstrengung ihrer Kräfte, zur Vermeidung aller unerlaubten Mittel, wodurch ihrer Noth abgeholfen werden könnte, dadurch bewegen ließen! Und wenn doch die Begüterten, die noch im Ueberfluß leben,

das

dadurch zu der Ueberzeugung gebracht würden, daß sie die Werkzeuge wären, durch welche Gott ihren dürftigen Brüdern helfen wolle: daß nicht ängstliche Sorge für die Erhaltung ihres eigenen Wohlstandes, sie vom Wohlthun abhalten dürfe. — —

W. Es war doch wahrhaftig in vieler Rücksicht ein sehr merkwürdiges Jahr, das wir eben zurückgelegt haben.

B. Ja, ich habe auch schon meine Betrachtung darüber gehabt, als ich diesen Morgen mich auf dem Marsche so meinen Gedanken überließ. Nehme Er nur erstlich die so ganz ungewöhnliche Witterung, die wir in demselben hatten. Ich kann mich nur auf einige Tage in dem ganzen Sommer besinnen, wo die Hitze mir auf der Reise so beschwerlich gefallen wäre, wie es sonst den halben Sommer hindurch der Fall ist.

W. Und vorher die anhaltende Winterkälte. Vor der Mitte des Aprils konnte man ja auf dem Felde und im Garten fast gar nichts vornehmen.

B. Nun, das nächste Mahl wollen wir uns weiter über die Merkwürdigkeiten des verflossenen Jahres unterhalten. Jetzt lebe Er wohl!

(Die Fortsetzung folgt)

Der Bote
aus
Thüringen.

Zweytes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Weiß Er noch, Herr Gevatter, wovon wir vor acht Tagen angefangen hatten zu diskuriren, als ich aufbrechen mußte?

W. Wir sprachen von der ungewöhnlichen Witterung, die wir im vorigen Jahre gehabt haben; von der anhaltenden Winterkälte im Frühjahre, und der geringen Sommerwärme.

B. Merkwürdig war auch im Anfange des Sommers die anhaltende Trockenheit, wodurch das Gras auf den Wiesen so sehr zurück blieb, daß man an den mehresten Orten um die Hälfte Heu weniger als in andern Jahren auf den Boden brachte; und in der Mitte des Sommers die anhaltende Näße: daß die Landleute die größte Noth mit

dem lieben Getraide hatten, wenn sie es nur mäßig trocken in die Scheuern bringen wollten!

W. Zuletzt noch der Schnee, der an so vielen Orten den Hafer, ja wohl den Weizen und Rocken auf dem Felde, und das Grummet auf den Wiesen bedeckte; der Frost der das Obst auf den Bäumen und die Kartoffeln in der Erde traf! —

B. Das wären nur die Witterungsmerkwürdigkeiten dieses Jahrs die wir selbst erfahren haben; wie manche haben uns aber die Zeitungen auch noch aus entfernten Gegenden gemeldet.

Der 21ste und 22ste Januar waren Tage des Schreckens für die Gegend um die Stadt Neapel in Italien. Ein fürchterlicher Sturmwind, der zu gleicher Zeit auch in Gibraltar großen Schaden anrichtete, wüthete dort unter Blitz und Donner; und große Wasserfluthen verwüsteten Ländereyen, und viele Gebäude in einigen an der See liegenden Dörfern.

Der 1te und 2te Februar machten sich durch die besonders heftige Kälte merkwürdig, welche an denselben durch ganz Deutschland

land herrschte; aber schon nach einigen Tagen in Thauwetter überging.

Heftige Sturmwinde wütheten, außer jenem, auch noch am 21sten Januar im atlantischen Meere; am 9ten May in der Nordsee (welcher Sturm vorzüglich bey dem holsteinischen Hafen Tönningen vielen Schaden an Schiffen anrichtete); am 4ten August in der Gegend des französischen Seehafens Brest, am atlantischen Meere; in der Nacht vom 11ten zum 12ten October im südwestlichen Theile von Frankreich; und am 23sten October, am Tage nach der merkwürdigen Seeschlacht, in welcher Nelson sein Leben einbüßte, in der Gegend von Cadix, auf dem atlantischen Meere.

W. Und, wie ist mir denn? — War es nicht auch in dem verflossenen Jahre, wo er mir so oft Nachrichten von Erdbeben vorlas?

B. Allerdings; eben wollte ich davon sprechen. Ich habe mir die verschiedenen Nachrichten davon kurz in meinem Schreibkalender aufnotirt, um sie am Ende des Jahres wieder übersehn zu können. Wir wollen ihn einmahl von vorn an durchblättern. —

Am 5ten März wurde in der asiatischen

vinz Gruften, die dem ruſſiſchen Kaiſer unterworfen iſt, eine Erderſchütterung verſpürt. Am 21ſten April fielen 2 ſtarke Erderſchütterungen in einigen Gegenden von England vor. Am 9ten und 15ten May erfolgten im Elſas Erdſtöße. Im Junius blieb die Erde, wenigſtens in Europa ruhig; aber deſto häufiger und heftiger waren ihre Bewegungen im Monath Julius. Gleich am 3ten erfolgten auf der türkiſchen Inſel Candia im mittelländiſchen Meere ſo heftige Erdſtöße, daß 15 Häuſer nnd 3 Kirchen davon zuſammenſtürzten; wobey 30 Menſchen das Leben verloren. Am 18ten bemerkte man 2 Erdſtöße auf der nah bey Frankreich im atlantiſchen Meere liegenden Inſel Oleron (l. Olerong). Im Julius (der Tag ſelbſt wurde in der Nachricht nicht angegeben) fielen auch auf der Inſel Malta, im mittelländiſchen Meere, ziemlich ſtarke Erderſchütterungen vor. Am 23ſten Julius erfolgten drey Erdſtöße in der öſtreichiſchen Provinz Stevermark. Ein wahres Erdbeben endlich ereignete ſich im ſüdlichen Italien am 26ſten Julius. Bey dieſem kamen über tauſend Menſchen ums Leben,

und viele Häuser und Kirchen stürzten zusammen.

W. Ich besinne mich noch sehr wohl auf die Beschreibung der Verwüstungen, welche dieses Erdbeben in der Stadt Neapel angerichtet hat; Er las mir sie damals aus den Zeitungen vor. — Nun, hatte denn die Erde im Julius für dieses Jahr ausgetobt; oder hat man auch nachher wieder Erdstöße empfunden?

B. Nur von einem einzigen habe ich noch gelesen, der am 19ten August in der Stadt Eger, an der böhmischen Gränze, also nicht gar weit von unserm thüringer Lande, sich ereignete, und heftig gewesen seyn soll. Eine andere merkwürdige Naturerscheinung erfolgte aber noch in der Mitte des Octobers. Der feuerspeyende Berg Vesuv, in der Nähe der Stadt Neapel, fing nämlich am 16ten an zu toben, und es ergossen sich zwey Ströme glühende Lava aus der Oefnung desselben. Ich habe Ihm ja erst vor etwa sechs Wochen die Nachricht von diesem Ausbruche des Vesuvs aus den Zeitungen mitgetheilt.

W. Die Natur muß doch in dem verflossenen Jahre in einer ganz ungewöhnlichen

tigkeit gewesen seyn, da sich dasselbe durch so viele merkwürdige Erscheinungen ausgezeichnet hat.

B. Allerdings. — Da fallen mir auch die Nordlichter (Nordscheine) ein, die wir gehabt haben. Eine ganze Reihe von Jahren hindurch hatte man nichts davon zu sehen bekommen; und im Herbst des Jahrs 1804 zeigten sich auf einmal binnen vier Wochen (am 12ten Oktober, 22sten Oktober und 5ten November) deren drey. Eben so viele habe ich im verflossenen Jahre beobachtet: das erste gleich am Neujahrstage; das andere am 24sten September, und das letzte am 16ten November.

W. Er spricht ja immer allerhand Leute, und also wohl zuweilen auch solche, die mehr Kenntniß von der Natur haben, als andre; hat Er denn noch keine Erklärung davon gehört, wie die Stürme, Erdbeben und die Nordlichter eigentlich entstehen, von denen wir eben uns unterhielten?

B. Ich hatte schon ein Paar Mahl Gelegenheit mit Herren, die die Natur studiren, darüber zu sprechen; sie versicherten mich indeß alle: daß auch die gelehrtesten Männer

diese Erscheinungen noch nicht so ganz aus dem Grunde zu erklären wüßten.

W. Nu vom Winde und Sturme habe ich immer gehört, daß sie eine Bewegung der Luft wären, die etwa eben so über unsere Erde hin fortströmte, wie das Wasser in einem Flusse.

B. Dagegen kann niemand etwas einwenden. Nur findet zwischen beyden Bewegungen der große Unterschied statt, daß das Wasser des Flusses immer nur nach einerley Richtung, nach der Richtung nämlich fortströmt, nach welcher der Boden abfällt (niedriger wird): die Luft hingegen bald nach dieser bald nach jener Richtung; bald von Abend nach Morgen, bald von Morgen nach Abend, bald gegen Mittag bald gegen Mitternacht hin.

W. Freylich wohl. Wie geht das nun aber zu?

B. Jene Herren meynten, es könne einen doppelten Grund haben. Der eine Herr nahm, als er mir es erklären wollte, eine Kalbsblase, in die er vermittelst eines Federkiels Luft blies, und sie dann fest zuschnürte. Diese Blase war nicht ganz aufgeblasen, sondern

dern

dern fühlte sich schlaff an. Nun hielt er sie aber an den heissen Ofen. Da hätte Er sehn sollen, wie die Blase anfing aufzuschwellen; Bald konnte man gar keine Vertiefung durch einen Druck mit dem Finger gegen dieselbe mehr hervorbringen. Nun stach der Herr mit einer Stecknadel hinein, und zog die Nadel aus dem kleinen Löchelchen wieder heraus, das dadurch entstanden war. Da strömte die Luft mit einem Gezisch durch das Löchelchen heraus, und blies mir, gerade wie der Wind, ins Gesicht, wenn ich es davor hielt. — Sieht Ers nun ein, lieber Bote, fragte mich der Herr, wie der Wind auf die eine Art entstehn kann? — Ich antwortete ihm: daß ich glaube, die Luft in der Blase sey durch die Wärme des Ofens ausgedehnt worden; die Blase habe sich ihrer weitern Ausdehnung widersetzt, und sey dadurch so straff ausgespannt worden. Sobald aber mit der Nadel eine kleine Oefnung gemacht worden wäre, hätte die Luft einen Ausweg bekommen, und sey durch denselben gegen die äußere Luft mit einiger Gewalt hinausgeströmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote aus Thüringen.

Drittes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Ehe wir von der Entstehung des Windes weiter sprechen, Herr Gevatter, muß ich Ihn doch erst fragen, ob Er auch die Mondfinsterniß mit angesehn hat, die sich in der Nacht vom 4ten zum 5ten Januar ereignete?

W. Wenn sie nicht gerade mitten in der Nacht eingetreten wäre, so hätte ich gewiß mit Vergnügen danach gesehn; der Schlaf ist mir alten Manne aber nicht wohl entbehrlich: und über dieß habe ich diese Erscheinung in meinem Leben schon gar vielmal gesehn.

B. Ich wäre wahrscheinlich auch nicht aufgeblieben; des Nachmittags besuchte mich aber unser Herr Pfarrer, der ein großer Freund der Sternkunde ist, und fragte, ob ich ihm diese Nacht Gesellschaft leisten wollte; er wäre aufbleiben bis die Mondfinsterniß vorüber

wäre, um sie zu beobachten. Ich besann mich nun keinen Augenblick, sondern sagte es ihm gleich zu.

B. Nun, blieb denn der Himmel doch heiter, daß man etwas Ordentliches sehn konnte?

B. Ganz ohne Gewölk blieb er nicht; aber der Mond war doch nie anhaltend damit bedeckt, sondern immer nur auf einige Minuten.

W. Hatte denn der Herr Pfarrer nicht ein Fernrohr, wodurch er den Mond betrachtete?

B. Ein recht gutes Fernrohr hatte er. Wir sahen abwechselnd durch; und ich kann Ihm nicht sagen, wie deutlich man da die Schattenscheibe auf dem Monde erkennen konnte! Was noch das artigste war — man konnte durchs Fernrohr sogar den verfinsterten Theil des Mondes noch sehn; aber freylich nur sehr schwach erleuchtet.

W. Das wäre ja doch sonderbar; ich dächte von dem Theile, den die Sonne nicht beschiene, müßte man auch gar nichts gewahr werden.

B. Der Herr Pfarrer erklärte mir den Umstand so: „Er weiß doch, sagte er zu mir, daß die Mondfinsterniß dadurch entsteht, daß der Mond durch den Schatten der Erde geht.

Un-

Unsere Erdkugel wirft nämlich, indem sie von der Sonne auf der einen Seite beschienen wird, eben so einen Schatten nach der entgegengesetzten Seite hin, wie z. B ein Apfel, den ich von der Sonne bescheinen lasse. Kommt nun der Mond, bey seinem Umlaufe um die Erde in die Gegend des Weltraums zu stehn, wo der Schatten der Erde gerade hinfällt: so trifft ihn der Schatten: und wir sehn dann den Mond ganz oder zum Theil verfinstert, je nachdem er sich entweder ganz oder nur zum Theil in den Schatten der Erde eintaucht. — Wäre nun unsere Erde mit keinem Luftkreise umgeben, so würde der von ihr beschattete Theil des Mondes völlig finster seyn, und man würde auch durch kein Fernrohr etwas von ihm gewahr werden können. Die Sonnenstrahlen aber, welche nah an unserer Erde vorbey, durch den Luftkreis gehn, der die Erde umgibt, werden in demselben gebrochen, das heißt von ihrer vorigen Richtung abgelenkt. Mehrere von diesen im Luftkreise der Erde gebrochenen Sonnenstrahlen, gelangen nun auch in die Gegend des Erdschattens, durch welche der Mond bey seiner Verfinsterung geht; und durch diese wenigen Strahlen

wird dann der in den Erdschatten eingetauchte Theil des Monds noch ganz schwach erleuchtet, und sichtbar gemacht.

W. Ey, ey! Daran hätte ich nicht gedacht. Weiß Er mir nicht noch etwas von dem wieder zu erzählen, was der Herr Pfarrer Ihm von den Mondfinsternissen gesagt hat?

B. Ach ja! Wenn Ers gern hören will, so erinnere Er mich ein ander Mahl wieder daran. Jetzt aber, dächt ich, setzten wir erst unser Gespräch über die drey Naturerscheinungen fort, durch welche das vorige Jahr sich merkwürdig gemacht hat. Ich habe Ihm zuletzt erzählt, was der Herr, dem ich meine Belehrung darüber verdanke, mit einer Kalbsblase vornahm, um mir die Entstehung des Windes zu erklären.

W. Ich habe schon letzthin, als Er weg war, darüber nachgedacht, was der Herr mit diesem Versuche habe deutlich machen wollen; und ich glaube es getroffen zu haben. Nichtwahr, die Luft welche unsere Erde umgibt, wird auch, bald in dieser bald in jener Gegend mehr erwärmt als sie es zuvor war; durch die Wärme wird sie, wie die

Luft

Luft in der Blase, ausgedehnt, und dann muß also ein Theil der wärmer gewordenen Luft aus der Gegend wo sie sich befindet wegströmen. Dieses Fortströmen der Luft aber ist es, was wir Wind nennen, und, wenn es mit großer Schnelligkeit geschieht, Sturmwind.

B. Ja, ja! So erklärte es der Herr auch. Er setzte aber noch hinzu, daß wohl nicht immer der Wind gerade auf diese Weise entstehn möchte. Vielmehr sey es wahrscheinlich, daß die Menge der Luft wirklich bisweilen in einer Gegend der Erde plötzlich sehr zunehme, oder auch abnehme. Nehme sie nun zu, so müßte ein Theil derselben nach den Gegenden hinströmen, wo weniger Luft vorhanden wäre; und nähme sie ab, so müßte Luft aus andern Gegenden herbeyströmen. In beyden Fällen entstünde also ein Luftstrom — ein Wind.

W. Da möchte ich aber doch weiter fragen, wie, und woraus denn die neue Luft entstehe; und wie es mit der Verminderung der Luft an einem Orte zugehe?

B. Ja das ist nun eben das schwierige Pünktchen, worüber auch die gelehrtesten Män-

Männer keine ganz befriedigende Auskunft zu geben wissen. Der Herr, mit dem ich darüber sprach, sagte mir, es wäre sehr wahrscheinlich, daß die Luft aus Wasser gebildet werde.

W. Aus Wasser? Ey das soll er mir nicht weis machen!

B. Es kam mir auch unwahrscheinlich vor; ich dachte aber bey mir selbst: du hast dich dein Lebelang nicht viel mit Untersuchung der Naturkräfte beschäftigt, und der Herr hat den größten Theil seiner Lebenszeit darauf verwandt, die Natur zu studieren, und hat gehört und gelesen was andre gescheidte Männer durch ihr Nachdenken und ihre Beobachtungen über die Naturerscheinungen hervorgebracht haben: da wäre es doch wirklich unklug, wenn du das, was er dir darüber mittheilt, geradezu für unwahr halten wolltest.

W. Er hat einmal wieder Recht, Herr Gevatter; die unvorsichtige Aeußerung entfuhr mir nur so, ohne daß ich recht daran dachte. Ueberdieß war ja auch der Herr selbst so bescheiden, und gab seine Behauptung, daß die Luft aus Wasser gemacht sey, nicht für eine völlig ausgemachte Wahrheit,

sondern nur für eine Wahrscheinlichkeit aus. — Nu erzähle Er mir nur noch weiter, was Ihm der Herr über das Entstehn der Luft mitgetheilt hat; ich finde am Ende noch Gefallen an seinen Erklärungen.

B. Viel konnte er mir nicht weiter darüber sagen, denn ich hatte zu wenig Kenntniß von der Natur, als daß ich ihn recht hätte verstehn können, wenn er von der Electricität, von den Dünsten und dergleichen sprach. Als ich bey seiner Erklärung stutzte, sagte er: lieber Bote! Wenn Er in seinem Leben noch nichts davon gehört hätte, daß die Waizenhalme aus Körnern entspringen, die der Ackermann in die Erde wirft; und ich legte Ihm ein Waizenkorn und einen Waizenhalm mit voller Aehre neben einander, und sagte: „Dieser Waizenhalm da, ist aus einem solchen Korn entstanden, wie dieses hier ist;" würde es Ihm nicht noch schwerer fallen, mir das zu glauben, als es Ihm jetzt fällt zu glauben, daß die Luft aus Wasser entstehe?

W. Der Herr hat seine Sache verstanden: wer sollte ihm nicht Recht geben?

B. Dann erinnerte er mich an eine Sache

che die ich längst gewußt hatte, die mir aber in dem Augenblicke nicht eingefallen war. Ists nicht wahr? sagte er, wenn ein Gefäß mit Wasser eine Zeitlang auf dem Feuer stehn bleibt, so wird des Wassers immer weniger. Wir sagen dann das Wasser sey verdünstet, und können es nirgends mehr finden. Verschwunden kann es aber doch nicht seyn? Nein, es ist als Dunst in die Luft aufgestiegen. So weit sind wir unserer Sache gewiß. Eben so, nur langsamer als über dem Feuer, verdünstet auch das Wasser, das man sonstwo in einem offenen Gefäße hinstellt. Das Wasser, das beym Regen auf die Erde niederfällt, und unsere Wege kothig macht; ist es nicht oft schon nach einigen Stunden wieder für uns unsichtbar, so daß wir die Wege trocken finden? Nun denke Er an die Bäche, die Flüsse, die Teiche, die Seen und gar an das Meer! Müssen nicht von diesen großen Wassermassen täglich Wasserdünste in großer Menge aufsteigen, und sich in die Luft erheben?" — Was mir der Herr noch weiter über die Entstehung der Luft sagte, will ich Ihm das nächste Mahl mittheilen.

Der Bote aus Thüringen.

Viertes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Nun, Herr Gevatter, soll ich Ihm weiter erzählen, was mir der Herr von der Entstehung der Luft und des Windes erklärt hat?

W. Wie gesagt, ich höre von solchen Dingen immer gern sprechen. — Zuletzt theilte Er mir mit, was der Herr von dem Aufsteigen der Wasserdünste gesagt hatte.

B. Ganz recht. Nun fuhr er etwa mit folgenden Worten weiter fort. „Was mag nun aus den vielen Wasserdünsten werden, die täglich aus den Bächen, Flüssen, Seen, Meeren und von der feuchten Erde in die Luft steigen? — Er meynt Wolken, aus denen sich wieder der Regen ergießt. — Aber steigen denn nicht an den heitersten Sommertagen, wo kein Wölkchen am Himmel zu sehen ist,

gerade die mehresten Dünste aus dem Wasser empor, ohne daß wir sogleich Wolken daraus entstehn sähen?" — Ich mußte ihm darin Recht geben; er aber fuhr dann fort: „Sollte es nun wohl dem mächtigen Schöpfer, der die Natur so eingerichtet hat, daß sie Waizenhalme mit vollen Aehren, aus einem Waizenkorne bildet, sollte es ihm nicht möglich gewesen seyn, die Kräfte in die Natur zu legen, durch welche aus den aufsteigenden Wasserdünsten Luft gebildet werden kann?

W. Herr Gevatter, Er hat ein gutes Gedächtniß, daß Er das so gut behalten hat, was der Herr Ihm über die Entstehung der Luft mittheilte. Es läßt sich das alles recht wohl hören; und wenn ich gleich noch nicht ganz deutlich einsehn kann, warum nun bald in dieser, bald in jener Gegend ein Ueberfluß von Luft entsteht, der sich hernach durch den Wind auf die Gegenden vertheilt, in welchen sich zu der Zeit weniger Luft befindet: so ist doch meine Ansicht von der Sache durch Seine Belehrung um vieles heller geworden.

Hat Er aber den Herrn, der Ihn darüber belehrte, nicht auch gefragt, was denn aus

der

der Luft endlich würde, wenn immer neue Luft aus dem Wasser entstände?

B. Wohl habe ich auch darüber mit ihm gesprochen. Seine Meynung war: daß die Luft welche aus Wasser entstand, auch wieder zu Wasser werde; welches sich dann im Regen auf die Erde ergösse. Der liebe Gott, sagte er, habe bey dieser Einrichtung sehr weise und liebevoll für seine Geschöpfe gesorgt. Wenn er immer dieselbe Luft bleiben ließe, so würde sie durch das beständige Einathmen der Menschen und Thiere, und durch das Brennen des vielen Feuers, in kurzer Zeit so verderbt werden, daß alle Menschen und Thiere erkranken und dahin sterben müßten.

W. Das läßt sich hören. Ich habe einmal eine schreckliche Geschichte von einem Kaufmann erzählen gehört, der bey mir über Nacht blieb; die bewies die Wahrheit von dem, was Er eben sagte; daß nämlich die Luft durch öfteres Einathmen ganz verderbt werde, so daß die Menschen endlich darin umkommen müßten.

B. Ey die erzähle Er mir doch wieder.

W. Ein ostindischer Fürst griff im Jahre 1755 eine Festung an, welche die Engländer angelegt hatten und vertheidigten, die in Ostindien, wie Er weiß, schon seit langer Zeit sich einen großen Strich Landes zugeeignet haben. Die englische Besatzung vertheidigte sich mit außerordentlicher Tapferkeit, mußte sich aber endlich doch an den indischen Nabob (so nennt man dort die Fürsten) ergeben. Dieser Unmensch befahl nun, um seinen Muth an den tapfern Vertheidigern der Festung zu kühlen, daß man die ganze Besatzung, die nur noch aus 145 zum Theil schwer verwundeten Männern, und einem englischen Frauenzimmer bestand, in Ein enges Gefängniß zusammensperren sollte. Das Gefängniß war nur 18 Fuß lang und 11 Fuß breit, und hatte, da die Thür verschlossen wurde, nicht den geringsten Luftzug. Die Luft in demselben wurde also, da keine frische Luft hinein ziehn konnte, in kurzer Zeit durch das Einathmen der vielen Personen so verderbt, daß die armen Menschen erst Beklemmung und Stechen auf der Brust und heftiges Herzklopfen bekamen, dann aber theils in eine Ohnmacht, theils in eine Art

von

von Raserey verfielen, in welcher die mehresten ihren Geist aufgaben. Als endlich am andern Morgen die Thür des Kerkers auf Befehl des Nabobs geöffnet wurde, kamen von den 146 Personen die er am Abend hatte hineinsperren lassen, nur 23 lebendig wieder heraus.

B. Das ist ja fürchterlich! Man sollte nicht meynen, daß der Mensch solcher unerhörten Grausamkeit fähig wäre.

W. Er sagte vorhin aber auch, daß die Luft welche uns umgibt durch das Brennen des Feuers verderbt, und zum Einathmen untauglich gemacht werde.

B. Allerdings. Der Herr versicherte mich, daß wenn man ein Licht oder sonst ein kleines Feuer unter einem umgestürzten gläsernen Gefäße so lange brennen lasse bis es von selbst verlösche, und man stecke dann einen lebendigen Vogel oder ein anderes kleines Thier schnell darunter, ohne vorher frische Luft zuzulassen: so bekäme das Thier augenblicklich Verzuckungen und müßte sterben, wenn man es nicht eilig wieder in unverdorbene Luft brächte.

W. J! da erfahre ich doch wieder etwas Neues. Auf wie viele wichtige Umstände hat doch der liebe Gott Rücksicht nehmen müssen, als er die Natur schuf, und ihr die Einrichtung gab, bey welcher sich alle seine Geschöpfe so wohl befinden können. Gehört dazu nicht ein unendlicher Verstand? Nehme ich nur den einzigen Fall, daß die Luft die für uns ein so unentbehrliches Bedürfniß ist, nicht beständig erneuert würde: so müßten wir ja bald alle darin umkommen. So aber wird die verdorbene Luft, indem sie als Regenwasser wieder auf die Erde niederfällt, noch sehr nützlich für uns, da der Regen unsere Aecker und Wiesen befeuchtet, und unsern Wasserquellen Nahrung zuführt. Aus diesem Wasser steigen dann wieder die Wasserdünste auf, werden zu frischer, heilsamer Luft auf eine uns unbekannte Weise von der Natur verarbeitet: und so finden wir täglich für unsere Lunge neue Nahrung, die zur Erhaltung des Lebens noch nothwendiger ist, als die Speisen die unser Magen verarbeitet.

B. Unser Gespräch über die Entstehung des Windes hat uns so lange beschäftigt, daß ich bald ganz vergessen hätte, Ihm auch

etwas von dem mitzutheilen, was mir der Herr, der mich über alle diese Gegenstände neulich belehrt hat, vom Erdbeben und vom Nordlicht sagte.

W. Nu darauf bin ich begierig; von diesen beyden Naturerscheinungen wüßte ich noch weniger den Grund anzugeben, als vom Winde.

B. Hat Er denn schon etwas von warmen Quellen gehört?

B. Ach ja, davon ist mir verschiedentlich erzählt worden. Im Sommer fahren zuweilen vornehme Leute hier durch, die in die Bäder reisen; da habe ich mir sagen lassen, daß es an einigen solchen Badeorten, welche von kränklichen Personen besucht werden, Quellen gebe, deren Wasser siedend heiß aus der Erde kommt.

B. In dem berühmten Carlsbad in Böhmen, ferner in den Rheingegenden bey der Stadt Aachen und in dem Nassau-Usingischen Städtchen Wiesbaden, findet man solche heisse Quellen, in deren Wasser man, so wie es aus der Erde kömmt, Federvieh abbrühen und Eyer hart sieden kann.

W. Wenn mir recht ist, so hat Er mir auch vor zwey Jahren, als Er mir die Karte von Europa erklärte, von einer heissen Quelle erzählt, die auf der dänischen Insel Island entspringt; wo es doch, da die Insel weit gegen Norden liegt, so kalt ist, daß man Sommer und Winter hindurch Schnee und Eis antrifft.

B. Nun gut. Diese heissen Quellen, meynte nun der Herr, beweisen, daß an manchen Orten im Innern der Erde eine große Hitze seyn müsse.

W. Ja, das muß freylich wohl seyn, wenn heisses Wasser aus der Erde hervorquellen soll. Aber wie mag diese Hitze im Innern der Erde entstehn?

B. Wie mir der Herr auch dieß erklärte, will ich Ihm über acht Tage erzählen, wenn wir wieder zusammen kommen.

Der Bote
aus
Thüringen.

Fünftes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

W. Vor acht Tagen wurden wir in unserm Gespräch über das Erdbeben bey der Frage unterbrochen: wie denn wohl die Hitze im Innern der Erde entstehn möchte, welche die warmen Quellen verursachen?

B. Das erklärte mir der Herr so. Er weiß doch, sagte er, daß wenn man das Heu oder Grummet, nachdem es auf der Wiese vom Regen angefeuchtet worden ist, auf grosse Haufen bringt, und dann, etwa am folgenden Tage, die Hand in einen solchen Heuhaufen steckt, man das Innere des Haufens beträchtlich erhitzt findet?

Da müßte ich ja kein Landwirth seyn, antwortete ich ihm, wenn ich das nicht wissen wollte; ich warne meine Heumacher immer

davor, daß sie kein feuchtes Heu oder Grummt in Haufen bringen sollen: denn es verdirbt sonst durch die darin entstehende Hitze unausbleiblich. —

Man hat sogar, sagte der Herr weiter, Beyspiele, daß feuchtes Heu, welches von unwissenden oder unvorsichtigen Landleuten auf dem Heuboden übereinandergeschichtet wurde, sich entzündet und eine Feuersbrunst veranlaßt hat. Eben so erhitzt sich, und entzündet sich wohl gar, auch der dicht übereinander liegende Flachs und Hanf, wenn Oel darüber gegossen wird; daher man sich auf Schiffen die Flachs und Hanf geladen haben, wohl hütet, die Oeltonnen nicht in die Nähe dieser Waaren, besonders nicht über dieselben zu legen.

W. Dabey fällt mir auch der ungelöschte Kalk ein, der sich so sehr erhitzt, wenn Wasser darüber gegossen wird. Neulich gerieth nicht weit von unserm Dorfe ein Wagen in Brand, auf welchem ungelöschter Kalk geladen war. Es war ein heftiger Regen gekommen, hatte den Kalk, ungeachtet des darübergedeckten Strohes benetzt, und nun war durch die Hitze des benetzten Kalks erst das Stroh, und

und dann der ganze Wagen in Flammen gerathen.

B. Nun kurz, der Herr machte aus diesen bekannten Erfahrungen folgenden Schluß. Wenn, sagte er, manche Körper, die beyde für sich ganz kalt waren, dadurch erhitzt werden können, daß man sie mit einander in Verbindung bringt: so ist es sehr wahrscheinlich daß auch im Innern der Erde auf diese Weise Hitze entsteht. So wird zum Beyspiel in manchen Gegenden Eisen in der Erde gefunden, das mit Schwefel vermischt ist; kommt nun zu solchen sogenannten Schwefelkiesen Wasser, so erhitzen sie sich. Auf diese Weise kann durch einen großen Raum im Innern der Erde eine ansehnliche Hitze verbreitet werden. Fügt es sich aber, daß in der Gegend eine Quelle entspringt, deren Wasser aus dem erhitzten Raume kommt: so muß sich die Hitze diesem Wasser nothwendig mittheilen. — Man bemerkt auch an dem Wasser der heissen Quellen gewöhnlich einen Schwefelgeruch.

W. Das läßt sich hören. Und fast möchte ich nun schon errathen, wie der Herr die Entstehung des Erdbebens erklärt haben wird. Wenn es große Strecken unter der Erde gibt,

in denen eine ansehnliche Hitze herrscht, und es dringt Wasser dahin: so muß dieses in Dämpfe verwandelt werden. Finden nun diese Dämpfe keinen Ausweg, und häufen sie sich immer mehr an: so muß endlich durch die Gewalt derselben die Erde erschüttert werden, und wohl gar an der Oberfläche bersten, wenn sich die Dämpfe nicht durch die heftige Erschütterung einen andern Ausweg verschaffen können.

B. Er hat gewiß schon einmahl mit einem Naturkundigen über die Entstehung der Erdbeben gesprochen, Herr Gevatter: daß Er so gut darüber Auskunft geben kann?

W. Ich wüßte mich nicht zu besinnen. Was aber die eingeschlossenen Wasserdämpfe für schreckliche Wirkungen hervor bringen können, davon habe ich erst neulich ein Beyspiel gehört. Unser Herr Zolleinnehmer, der es gewohnt ist, sich im Winter das Bett Abends mit einer Wärmflasche durchwärmen zu lassen; bekömmt am Neujahr eine andre Magd, die mit der Wärmflasche nicht umzugehn weiß; und vergißt ihr zu sagen, daß sie ja die Oeffnung der Wärmflasche nicht zuschrauben dürfe, wenn sie dieselbe mit Wasser gefüllt auf

den

den heissen Ofen setzte. Was geschieht? Als die guten Leute Abends in aller Ruhe in der Stube sitzen geschieht auf einmal ein Knall, als wenn eine Kanone abgefeuert würde, und in demselben Augenblicke fällt die älteste Tochter, die zunächst an der Ofenröhre sitzt mit einem Schrey zu Boden. — Die Dämpfe, welche durch die beträchtliche Wärme des Ofens aus dem Wasser in der Wärmflasche gebildet wurden, waren, da die Magd die Mündung fest zugeschraubt hatte, alle in der Flasche zurückzubleiben genöthigt worden. Sie hatten sich aber endlich so sehr darin angehäuft, daß das Zinn, woraus die Flasche gemacht war, ihrem Druck nicht länger widerstehn konnte, sondern mit einem Knall von einander sprang. Das siedendheiße Wasser war dabey rings umhergeschleudert worden, und hatte das arme Mädchen im Gesicht und an den Händen übel zugerichtet.

B. Nun sieht Er: wenn die wenigen Dämpfe in einer Wärmflasche, solche Wirkung hervorbringen können, so darf man nicht erstaunen, wenn die Naturkundigen auch das Erdbeben als eine Wirkung der im Innern der Erde entstehenden Wasserdämpfe ansehen.

Noch

wahrscheinlicher wird diese Meynung durch den Umstand, daß die Erdbeben gewöhnlich auf vorzüglich nasse Jahre folgen; auch daß sie am häufigsten und fürchterlichsten in solchen Gegenden sind, die nah am Meere liegen.

W. Ich habe einmal von dem schrecklichen Erdbeben in Lissabon (der Hauptstadt des Königreichs Portugal, die ebenfalls nah am Meere liegt) gehört; da stehen einem ja die Haare zu Berge, wenn man sich die fürchterlichen Wirkungen nur denkt, welche die Naturkräfte dabey hervor brachten. Die ganze große Stadt, mit ihren vielen schönen Palästen wurde ja damals, ich glaube es war am 1ten November 1755, in einen Schutthaufen verwandelt. Das feste Land und das Meer bebten fürchterlich; die Schiffe stießen im Hafen an einander, und das Meer trat abwechselnd von der Küste zurück, und erhob sich dann gleich darauf wieder zu einer solchen Höhe, daß es die ganze Küste überschwemmte. Tausende von Menschen verloren dabey das Leben, und noch weit mehrere verloren alle ihre Habseligkeiten. — Stelle Er sich nur vor — man hat die Erschütterungen der Erde an jenem

nem schrecklichen Tage von Grönland an bis nach Afrika wahrgenommen, und selbst in Amerika Spuren davon bemerkt.

B. Es ist doch entsetzlich. Ja, wenn man so bedenkt, was die Naturkräfte vermögen; wie durch ihre Wirkungen, denen keine menschliche Kraft zu widerstehen vermag, Tausende in wenigen Minuten hingerafft werden können: so müßte man verzagen, und in einer beständigen Bangigkeit dahin leben, hätte man nicht die feste Ueberzeugung: daß auch diese Kräfte unter der Leitung des weisen und gütigen Weltregierers stehen, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt.

Als Gegenstück zum Krebsbüchlein, oder Anweisung zur unvernünftigen Erziehung der Kinder, habe ich jetzt geschrieben: das Ameisenbüchlein, oder Anweisung zur vernünftigen Erziehung der Erzieher. Es wird in der nächsten Ostermesse von der hiesigen Buchhandlung ausgegeben werden, und ich wünsche, daß nur zweyerley Personen es lesen mögen — die erziehen und die erziehen lassen. Schnepfenthal, im Januar 1806. C. G. Salzmann.

Der

Der Preis dieses Buchs wird 18 Groschen Sächs. seyn. Bestellungen darauf nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes an. — Wer keine Buchhandlung in seiner Nähe hat, kann den Betrag desselben an uns einsenden; wir werden dann gleich nach Ostern die Versendung besorgen, und denen welche 3 Exemplare bezahlen 4 Exemplare übersenden.

Buchhandlung der Erziehungsanstalt
in Schnepfenthal.

Mit dem Anfange dieses Jahres hat Herr M. J. Ch. Dolz, Vice-Director der Raths-Freyschule zu Leipzig eine sehr nützliche Zeitschrift für die Jugend der gebildetern Stände herauszugeben angefangen, unter dem Titel: Bildungsblätter, eine Zeitschrift für die Jugend. Es erscheinen davon wöchentlich 3 Stücke, nebst einem Begleitungsblatte, für Eltern und Erzieher. Jeder wöchentlichen Lieferung ist ein Kupfer oder Musikblatt beygefügt. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thl. Sächs. oder 14 fl. 30 kr. Rheinisch.

In der Joh. Benj. Georg Fleischersschen Buchhandlung zu Leipzig sind herausgekommen: Henkersgeschichten zur Belehrung für Alt und Jung im Volke, gesammelt, bearbeitet und herausgegeben von D. Christian Gottlieb Steinbeck. Erstes Bändchen.

Google

Der Bote aus Thüringen.

Sechstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

W. Er sagte letzthin, Herr Gevatter, daß uns bey den schrecklichen Wirkungen des Erdbebens und ähnlicher Naturerscheinungen, nur die Ueberzeugung beruhigen könne, daß auch die Kräfte der Natur unter der Leitung des weisen und gütigen Weltregierers stehn. — Nun ist es wahr, wir Thüringer haben vom Erdbeben wohl eben nichts zu besorgen, aber es gibt ja noch unzählige andre Naturwirkungen, die unserm Erdenleben ein Ende machen, oder uns andre Güter, die uns lieb sind, schnell entreissen können; und deren Abwendung gerade eben so wenig in unsrer Macht steht, als die Abwendung des Erdbebens in der Gewalt der Bewohner der Meeresküsten. Welche Verwüstungen kann nicht ein heftiger Sturm, eine große Wasserfluth, die verzeh-

rende Kraft des Feuers, eine ansteckende Krankheit anrichten! Wie verletzbar ist die künstliche Maschine, durch die wir auf der Erde wirken, unser Körper! Wie gering kann die Veranlassung seyn, die eines seiner Sinneswerkzeuge unbrauchbar macht, oder eines seiner Glieder lähmt!

B. Und doch hört man so selten von dergleichen Unglücksfällen. Wir selbst haben nun beyde eine schöne Reihe von Jahren durchlebt; auch uns umschwebten ja alle diese Gefahren täglich und stündlich; und gleichwohl haben wir uns noch heute eines unverletzten Körpers, einer dauerhaften Gesundheit zu erfreuen. Könnten wir wohl so anmaßend seyn, dieses Glück als alleinige Folge unserer Mäßigkeit, unserer Enthaltsamkeit oder unserer Vorsicht zu betrachten?

W. Wahr ist es, daß wir unsere gesunden Gliedmaßen, unsere unverdorbenen Säfte gewiß nicht mehr haben würden, wenn wir in unserer Jugend gedankenlos gelebt, uns der Unmäßigkeit im Essen und Trinken, oder andern Ausschweifungen ergeben hätten: denn der liebe Gott hat die weise Einrichtung in seiner Welt, in welcher alles von Tage zu

Tag

Tage vollkommner werden soll, gemacht, daß die traurigen Folgen keiner unerlaubten Handlung ausbleiben können. Aber eben so wahr ist es auch, daß ohne alle eigene Schuld gar manches harte Schicksal uns hätte treffen, und unsere Gesundheit hätte zerstören können. Und daß dieß nicht geschah, daß wir durch unsern unverletzten Körper noch täglich ungehindert wirken können: wem sollten wir es anders zuschreiben, als unserm himmlischen Vater, der von unserer zartesten Kindheit an über uns wachte, und alle Gefahren abwandte, die uns droheten.

B. Das lasse Er uns nie vergessen, Herr Gevatter, und die Kräfte die der gute Gott uns gab und erhielt, so lange es sein Wille ist, immer zum Gutesthun gebrauchen. Dadurch beweisen wir ihm am besten unsere aufrichtige Dankbarkeit für die große Wohlthat, die er uns durch Verleihung und Erhaltung unserer Kräfte erwiesen hat. —

W. Weiß Er denn aber auch noch, Herr Gevatter, daß Er mir vom Nordlichte etwas zu erzählen versprochen hat? Ich bin der Erscheinung gar zu gut. Werde ich des Abends eins gewahr, so müssen alle meine Hausgenos-

nossen und Nachbaren heraus ins Freye, um es mit anzusehn. Und wenn nun der schöne weiße, bisweilen ins schönste Roth spielende Lichtschimmer sich so über den ganzen nördlichen Himmel ausbreitet, und die Strahlenbüschel fahren immer höher am Himmel hinauf — o daran kann ich mich nicht satt sehen.

B. Mir geht es eben so; und ich war schon recht begierig, was der Herr, der mir von der Entstehung des Windes und des Erdbebens so viel Belehrendes mitgetheilt hatte, über die Ursach des Nordlichts sagen würde. Aber meine Erwartung blieb leider unbefriedigt. Er versicherte mich, daß die Naturforscher noch gar keine recht wahrscheinliche, durch hinlängliche Gründe unterstützte Erklärung von der Entstehung desselben zu geben wüßten.

W. Hat Ihm denn der Herr gar nichts vom Nordlichte erzählt?

B. Ach ja, er wußte mir allerhand davon zu sagen, das ich mit Vergnügen hörte. Zum Beyspiel, daß die Nordlichte am häufigsten um die Zeit im Jahre vorkommen, wo Tag und Nacht gleich sind: also im März oder im September; besonders um die letztere Zeit

herum. Ferner erzählte er mir, daß in den nördlichen Ländern, wie Lappland und Grönland, die Nordlichte viel häufiger zu sehen wären, als unter unserm Himmelsstrich; und daß sie für die Bewohner jener Länder dadurch wohlthätig würden, daß sie ihren langen Nächten etwas von ihrer Dunkelheit benähmen. Nur die eigentliche Veranlassung desselben wußte mir der Herr, wie gesagt, nicht anzugeben.

W. Da wir nun mit der Betrachtung der Witterungs-Merkwürdigkeiten des vorigen Jahrs zu Ende sind: so dächte ich wir unterhielten uns auch noch ein Weilchen von den übrigen Merkwürdigkeiten desselben.

B. Ach die Augen möchten mir übergehn, wenn ich an den Jammer denke, den das verflossene Jahr über so viele tausend Familien gebracht hat. Wie viel Thränen mögen doch am Schlusse desselben aus den Augen derer geflossen seyn, die in demselben mit so mancherley ungewöhnlichen Leiden zu kämpfen hatten! Wir brauchen gar nicht weit zu sehn, um die zahlreichsten Beyspiele davon aufzufinden.

W. Ja die Theurung, die Theurung! die hat wohl vielen traurige Tage bereitet. Vor der Ernte war es freylich am schlimmsten; da kam ja wahrhaftig das Viertel Roggen, das man vor zwanzig Jahren noch für einen Gülden oder höchstens einen Thaler kaufte, auf fünf Thaler, und an einigen Markttagen noch höher zu stehn!

B. So theuer war es bey uns in Thüringen, und diese Theurung hielten wir mit Recht für außerordentlich. Was sagt Er aber dazu, wenn ich Ihm versichere daß der Roggen an verschiedenen Orten in Deutschland zu derselben Zeit noch weit theurer gewesen ist. In Schlesien galt der Scheffel zu Ende des Juni über zwölf Thaler; und ein dortiger Scheffel ist nicht viel über 5 hiesige Metzen. Das hiesige Viertel kam also in Schlesien über 9 Thaler zu stehn. In Böhmen war es noch ärger. Eine dortige Metze wurde, als die Theurung am höchsten gestiegen war, mit 40 Gulden und darüber bezahlt. Nach diesem Preise käme unser hayner (häger) Viertel auf mehr als 20 Thaler zu stehn.

W. Mein Gott! Da stehn mir die Gedanken still! Ich dächte da hätten die armen

men Leute ohne Ausnahme dort verhungern müssen.

B. Bey manchen mag es wohl nah daran hergegangen seyn. Ganze Scharen von böhmischen Gebirgsbewohnern, bey denen die Noth am größten war, sind in das angränzende Schlesien gekommen, und haben dort, wo der Mangel doch nicht so weit ging, wie in Böhmen, Hülfe gesucht. Man hat sie auch in Schlesien, so gut man konnte, unterstützt. In der Hauptstadt Böhmens, in Prag fanden sich unter den dasigen Reichen auch viele gutdenkende Seelen, welche eine ansehnliche Summe Geldes zusammenschossen, und den Bedrängtesten damit zu Hülfe kamen; und der Kaiser selbst eilte auf die Nachricht von dem traurigen Schicksal seiner böhmischen Unterthanen aus Wien herbey, um die Vorkehrungen zu ihrer Rettung durch seine Gegenwart zu beschleunigen.

W. Da hat doch der liebe Gott diesen Unglücklichen also auch Hülfe geschafft, wie er sie damals unsern armen thüringer Waldbewohnern, aus Franken verschaffte. Herr Gevatter, ich kann nie ohne Rührung an diesen so offen am Tage liegenden Beweis

von

von dem Daseyn eines höhern Wesens, welches die Schicksale der Menschen mit Güte und Weisheit leitet, denken. Ein Jahr wie das andre weiß ich, daß die Bewohner der fränkischen Gränzorte zu uns herüber gekommen sind, und ihr Brotkorn auf unsern Märkten eingekauft haben; und nun in dem Jahre wo es bey uns so knapp herging, konnten sie, da die vorjährige Ernte in Franken ergiebiger gewesen war als disseit des Gebirges, wieder uns mit ihrem Vorrath aushelfen. Gewiß wäre die Theurung noch weit höher gestiegen, wenn wir diese Hülfsquelle nicht gehabt hätten.

B. Weil wir eben von der Theurung reden, so muß ich Ihm doch ein Vortheilchen bekannt machen, das ich vor ein Paar Tagen kennen gelernt habe. Es betrifft das Einsäuern des Brots. Selbst habe ich es freylich nicht versucht, aber es scheint mir probat.

W. Nun so lasse Er doch hören!

B. Das Vortheilchen besteht darin, daß man beym Einsäuern, statt des bloßen warmen Wassers, Kleienwasser nimmt. Das nächste Mahl wollen wir weiter darüber sprechen.

Der Bote
aus
Thüringen.

Siebentes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Ich sagte Ihm doch letzthin, es sey vortheilhaft, wenn man beym Einsäuern des Brots, statt des bloßen warmen Wassers, Kleienwasser nähme. Der Vortheil soll so beträchtlich seyn, daß man aus derselben Quantität Mehl um den fünften Theil mehr Brot erhält, als sonst; also z. B. statt 50 Pfund Brot, 60 Pfund.

W. Nun, das ist wirklich des Versuchs werth. Wieviel Kleie soll man denn beym Abkochen auf das Maaß Wasser nehmen?

B. Etwa auf jede drey Maaß ein Pfund; es wird aber darauf eben nicht ankommen, ob man etwas mehr oder weniger nimmt.

W. Der Grund von der Sache läßt sich wohl begreifen. In der Kleie sind noch viele

nahrhafte Theilchen enthalten; dieſe löſt das Waſſer das darüber abgekocht wird auf, und die Menge des Brots muß durch ſie nothwendig vermehrt werden.

B. Die Kleie wird durch das Abkochen auch nicht ganz unbrauchbar gemacht, und kann immer noch verfüttert werden. Man gewinnt alſo offenbar bey dieſem Verfahren.

W. Nun, ich mache das nächſte Mahl daß wieder geſäuert wird den Verſuch, und ſehe zu ob etwas dabey herauskömmt.

B. Noch etwas fällt mir bey der Theurung ein, das ich Ihm doch mittheilen muß. Gerade als dieſen Sommer in manchen Gegenden von Deutſchland eine Hungersnoth auszubrechen drohete, hat man aus Oſtindien die Nachricht erhalten, daß in dieſem, ſonſt ſo geſegneten Lande viele tauſend Menſchen wirklich ein Opfer des Hungertods geworden ſind.

W. In Oſtindien? Wenn iſt denn das geſchehen?

B. Im Jahre 1804. Was für uns Deutſche das Korn iſt, das iſt für die Einwohner Oſtindiens der Reis. Dieſer gedeiht unter dem dortigen Himmelsſtriche gewöhnlich vortref-

treflich; nur muß er hinlängliche Feuchtigkeit haben, sonst wird nichts daraus. Nun waren schon im Jahre 1802 die anhaltenden Regen sehr spärlich ausgefallen, die sich dort zu einer bestimmten Jahreszeit gewöhnlich einzustellen, und das Austreten der Flüsse zu bewirken pflegen; welche das Land durch den Schlamm den sie darauf absetzen fruchtbar machen, und es mit hinlänglicher Feuchtigkeit versehn. Im Jahre 1803 blieben jene anhaltenden Regen fast ganz weg; die Reisernte fiel daher von Jahr zu Jahr spärlicher aus; es entstand der drückendste Mangel an diesem den Ostindiern unentbehrlichen Nahrungsmittel.

W. Da ist es ja dort gerade so gegangen Wie zu Josephs Zeiten in Aegypten; wo auch die Fruchtbarkeit des Jahres hauptsächlich von den Ueberschwemmungen des Nils abhängt. Trafen denn die Einwohner von Ostindien auch so gute Vorkehrungen, wie Joseph damals in Aegypten?

B. Dießmahl waren die Engländer, welche sich in Ostindien niedergelassen haben, die Retter eines großen Theils der Bewohner jenes Landes, wie damals Joseph der Retter

Aegyptens war. Die englische Regierung des Staats von Bombay, schickte, sobald sie den bevorstehenden Mangel vorhersehn konnte, ihre Schiffe in solche Länder aus, wo die Reisernten ergiebiger gewesen waren. Vom 1ten September 1803 bis zum 12ten September 1804 brachten diese Schiffe 414tausend Säcke Reis ein, welche der Regierung auf 600tausend Pfund Sterling, oder nach unserm Gelde auf beynah vier Millionen Thaler zu stehn kamen. Ueberdieß begünstigte die Regierung auch noch die Kaufleute, welche für ihre Rechnung Reis im Auslande einkauften, und nach Bombay kommen ließen; so daß durch die Kaufleute noch 408tausend Säcke voll herbeygeschaft wurden.

Durch diese beträchtlichen Einfuhren waren nun die Unterthanen der Engländer in der dortigen Gegend, an der Zahl wenigstens 400tausend, gegen Hungersnoth hinlänglich geschützt. Bey den armen Nachbaren derselben aber, die noch unter der Regierung indischer Fürsten stehn, brach die Hungersnoth wirklich im Jahre 1804 auf die schrecklichste Weise aus, und raubte vielen tausend Menschen das Leben. In einem einzigen Dorfe

fand

fand eine Gesellschaft von Engländern, die an den Peischwa, einen der benachbarten indischen Fürsten, abgeschickt wurden, an hundert Leichname, meist vor den leer stehenden Hütten liegen, und in Verwesung übergehn.

W. Erbarmten sich denn aber die Engländer der unglücklichen Nachbaren nicht?

B. Allen zu helfen waren sie nicht im Stande; die Flüchtlinge welche aus den benachbarten Staaten, wo die Hungersnoth ausgebrochen war, zu ihnen kamen, nahmen sie indeß willig auf, und verpflegten sie in besonders dazu eingerichteten Spitälern. Vom März bis zum September kamen über 15tausend solche Flüchtlinge zu ihnen. Viele starben indeß, noch ehe sie die Spitäler erreichten, und auch hier überlebten, der Verpflegung ungeachtet, nur wenige den 5ten oder 6ten Tag nach ihrer Ankunft; so sehr hatte der vorher erduldete Hunger schon ihren Körper zerstört.

W. Ach Gott! Hungersnoth muß wahrlich was schreckliches seyn! Dazu kann es doch, Gott Lob, in unsern Gegenden nun wohl niemahls wieder kommen.

B. Ich dächte ja auch nicht. Wir stehn

ja

ja doch mit allen Ländern auf der ganzen Erde in Verbindung; haben wir nun auch, wie das freylich zeither ein Paar Mahl hintereinander der Fall gewesen ist, bisweilen eine spärliche Ernte, so sollte ich meinen müßte immer aus andern Ländern, die doch schwerlich gerade alle zugleich Mangel haben, Rath geschaft werden können. Fehlte es hernach ein ander Mahl diesen Ländern an Nahrungsmitteln, so könnten wir ihnen vielleicht wieder aushelfen.

W. Mir kömmt es auch so vor, als sey dieß die natürlichste Weise der Hungersnoth vorzubeugen; indeß kömmt es uns beyden nicht zu, darüber zu entscheiden. Wir müssen das unsern Regierungen, und dem überlassen, der auch die Herzen der Regenten lenkt. Wohl aber können wir, glaube ich, auf eine andre Weise dazu beytragen, daß die Gefahr einer Hungersnoth weiter von uns entfernt werde.

B. Wie denn das?

W. Dadurch, daß wir selbst immer haushälterisch mit dem lieben Brote und andern Nahrungsmitteln umgehn, und auch unsere Kinder und Enkel von Jugend auf dazu anhalten.

B. Da hat Er wohl recht, Herr Gevatter. Daß der Mensch so viel zu sich nimmt, als er zu seiner Sättigung, zur Erhaltung seiner körperlichen Kräfte wirklich nöthig hat — wer wollte ihm daraus eine Sünde machen? Wenn man aber sieht, wie in manchen Familien mit den Nahrungsmitteln umgegangen, wie die Eßbegierde der Kinder durch schwaches Erfüllen aller ihrer unverständigen Bitten gereizt wird, und von Tage zu Tage mehr überhand nimmt: und man denkt dabey an die Armen, die sich bey der Theurung der Lebensmittel nicht ordentlich satt essen, und ihren Kindern nicht so viel Brot verschaffen können, als ihnen zur gehörigen Ernährung ihres Körpers nöthig ist: so kann man wahrhaftig eine solche Gedankenlosigkeit unmöglich billigen.

W. Wollte man solche Unbesonnene auf ihr Unrecht aufmerksam machen: so würden sie freylich erwiedern: „Wie kann doch das Wenige, was in meinem Hause täglich über das Nothwendige an Nahrungsmitteln aufgeht, auf die Theurung derselben Einfluß haben?“ — Sie bedenken nicht daß, wenn es in mehreren Häusern so zugeht wie in dem ihrigen, die Masse der unnütz verschwendeten

Nah-

Nahrungsmittel allerdings ansehnlich genug ist, um zu dem Mangel an hinlänglichen Vorrath, und der daraus entspringenden Theurung beträchtlich beyzutragen. —

B. Ueberdieß sind ja die überflüssigen Nahrungsmittel, welche der Mensch zu sich nimmt, ein wahres Gift für ihn; und der Körper muß seine Kräfte zur Verdauung derselben ganz vergeblich verschwenden.

Dem Herrn Obristlieutenant von Thümen und sämmtlichen Herren Officiers des königl. preußischen Infanterieregiments Graf Kunheim, welches einen Theil des Winters in Waltershausen und der umliegenden Gegend verlebte, danke ich, im Nahmen meiner Mitbürger, verbindlichst, für die edelmüthige Art, mit welcher sie jeden behandelt, und für die gute Mannszucht, die sie gehalten haben, so daß, während ihres siebenwöchentlichen Hierseyns bey ihren Soldaten keine Ausschweifung von einiger Erheblichkeit vorgefallen ist. Ihre Nahmen werden noch lange in hiesiger Gegend mit Hochachtung genennt werden.

C. G. Salzmann.

Der Bote aus Thüringen.

Achtes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Hat Er die Nachrichten von Nelsons Leichenbegängniß gelesen, Herr Gevatter, die ich Ihm das letzte Mahl mitbrachte?

W. Ich werde ja die nicht überschlagen haben: ein Paar Tage hat mir der feyerliche Leichenzug, mit der langen Reihe von Trauerkutschen, den vielen Soldaten, und dem schönen Sarge auf seinem Triumphwagen, vor Augen geschwebt; die Schiffsfahnen welche die Engländer in der Schlacht erobert haben, in der Nelson seinen Tod fand, sehe ich noch immer am Eingange der prächtigen Kirche wehen, in welcher sein Leichnam beygesetzt wurde.

B. Mir ist's wirklich eben so gegangen; ich habe mit meinen Leuten einen ganzen Abend über das Leichenbegängniß geplaudert.

— Das muß man doch der englischen Nation lassen, daß sie gegen die Personen, die ihr wichtige Dienste leisteten, sich, auch besonders nach ihrem Tode noch recht dankbar zeigt.

W. Meinen Beyfall haben die Engländer in Ansehung dieses Punkts auch vollkommen; sie thun wirklich in solchen Fällen noch weit mehr, als ihre Schuldigkeit erforderte.

B. Nelson war aber auch ein Mann, vor dem man Respekt haben muß; er hat doch gewiß recht viel zur Vergrößerung des Ruhms beygetragen, den die Engländer auf dem Meere behaupten. Wo er an der Spitze stand, da ging es auch gewiß immer siegreich für seine Landsleute zu. Und wie unermüdbar war er, wenn es darauf ankam, einen vorgesetzten Plan durchzusetzen; wie achtete er da die Beschwerden nicht, die sein kränklicher, verstümmelter Körper ihm auf weiten Seereisen verursachte! Schnell, wie der Blitz, war er noch im vorigen Frühjahre hinter die aus Toulon (l. Tulong) ausgelaufene französische Flotte her, als sie ihm aus dem mittelländischen Meere entwischt war, sich mit der Cadixer Flotte vereinigt, und den Weg nach Westindien genommen hatte. Er verfolgte

te sie über das Weltmeer; sie mußte eilig ihre Plane gegen die dortigen englischen Besitzungen aufgeben, und entrann nur mit Mühe ihrem gefährlichen Verfolger.

W. Kurz, der Mann hat es wohl verdient, daß seine Landsleute ihm noch nach seinem Tode öffentliche, große Beweise ihrer Dankbarkeit gaben. — Und wie muß diese prächtige Nationalfeyer nicht auf die englischen Seeleute, vom ersten Admiral bis zum Matrosen herab, die dabey zugegen waren, oder die Beschreibung davon hörten oder lasen, mächtig gewirkt haben! Mancher wird da den festen Entschluß gefaßt haben, seinem dankbaren Vaterlande treu zu dienen, ja Gut und Blut für dasselbe aufzuopfern, wenn es nöthig seyn sollte.

B. Da hat Er Recht, Herr Gevatter! Der Mensch bleibt immer ein Mensch. Auch der Beste, der es innig fühlt und weiß, daß es Pflicht für ihn sey, recht und brav zu handeln, wird dabey doch durch den Beyfall seiner Nebenmenschen, durch die Gerechtigkeit die sie ihm und andern gut handelnden Personen widerfahren lassen, noch mehr zur Anstren-

gung seiner Kräfte, zur pünktlichsten Berufstreue ermuntert. —

W. Wenn sie uns einmahl hintragen, Herr Gevatter, da wird wohl nicht so viel Wesens gemacht werden, als beym Admiral Nelson.

B. Das freylich nicht; unser bürgerlicher Beruf ist aber auch von dem Nelsonschen ganz verschieden. Er stand auf einem Posten, wo er großen, in die Augen fallenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlands hatte; wir, aber wirken in einem viel eingeschränktern Kreise. Da wäre es ja nun lächerlich, wenn wir nach unserm Abscheiden von der Erde, eine so allgemeine Huldigung von unsern Mitbürgern erwarten wollten, als dem Nelson von den seinigen dargebracht wurde.

W. Allerdings. Ich weiß aber gleichwohl nicht, Herr Gevatter, ob ich mit Nelson tauschen möchte, wenn ich mir so die einfache Feyer meiner Beerdigung und die Empfindungen bisweilen in einsamen Stunden lebhaft vorstelle, die, mit Gottes Hülfe, die Meinigen dabey haben werden.

B. Ich bin auch mit dem Loos vollkommen

men zufrieden, das Gott mir beschieden hat. Es ist ja ganz gewiß, daß nicht bloß die Thaten großer Kriegshelden und Staatsmänner, die ihr Leben dem öffentlichen Wohlstande ihres Vaterlands widmeten, noch nach ihrem Tode von den dankbaren Zeitgenossen gerühmt und der Nachwelt als Beyspiel aufgestellt werden. Auch der Redliche, der in einem beschränkten Kreise hier auf Erden wirkte, lebt in den Herzen der Nachkommen fort, die er durch seine Thätigkeit zu gesunden, vernünftigen, geschickten Gliedern der menschlichen Gesellschaft erzog; in den Herzen der Freunde die mit ihm in näherer Verbindung standen, mit denen er die frohen und die kummervollen Tage des Lebens theilte, die er durch sein Beyspiel, durch seine Ermunterungen immer auf dem rechten Wege zu erhalten suchte; in den Herzen der Bedrängten, die er mit Rath und That unterstützte; in den Herzen der Mitbürger, die er durch seinen frommen Wandel, durch seine strenge Rechtschaffenheit, durch seine unwandelbare Berufstreue erbauete.

W. Und sollte der Segen den das Leben eines im Stillen wirkenden Rechtschaffenen

über

über die Nachwelt bringt, nicht oft wichtiger und folgenreicher seyn, als die Früchte die aus den Anstrengungen eines Helden für sein Vaterland hervorgehn?

B. Da bin ich ganz seiner Meynung. Der blühende Wohlstand eines Volks ist der Veränderlichkeit unterworfen; das mächtigste Reich kann in kurzer Zeit durch innere Unruhen zu Grunde gerichtet werden. Aber der Same des Guten, der in die Herzen der Menschen gestreuet wird, bringt Früchte die den Wechsel des Glücks nicht unterworfen sind; die Ernte welche auf eine solche Aussaat folgt, ist nicht auf unser irdisches Daseyn beschränkt; noch in der Ewigkeit werden wir davon ernten ohne Aufhören.

W. Möchten diese Wahrheiten doch Jedem beyfallen, dem es scheint, als habe er in seiner Lage, bey seinem Berufsgeschäfft zu wenig Veranlassung, sich um das Wohl Anderer verdient zu machen; der nur immer nach einem grössern Wirkungskreise strebt, und dadurch seinen Wunsch, ein Wohlthäter der Menschheit zu werden, glaubt befriedigen zu können. Möchten sie ihn überzeugen, daß es nicht sowohl von der Größe unsers Wirkungs-

kreises, sondern allein von der Art wie wir denselben ausfüllen, abhängt, ob wir einen mehr oder weniger wichtigen Beytrag zu dem allgemeinen Besten liefern. —

B. Wir hatten uns ja vor 8 Tagen in das Gespräch über die Theurung so sehr vertieft, Herr Gevatter, daß wir ganz zu vergessen schienen, wie wir auf dieses Gespräch gekommen sind.

W. Wir sprachen ja von den Merkwürdigkeiten des verflossenen Jahres. Die Theurung haben wir leider aus demselben in das neue Jahr mit hinübernehmen müssen; eine andre, nicht minder furchtbare Merkwürdigkeit desselben ist aber doch, Gott Lob, mit dem alten Jahre, wie es scheint, zu Grabe gegangen.

B. Er meynt den Krieg, Herr Gevatter. Ach ich kann es mir recht lebhaft denken, wie leicht sich die Bewohner von Mähren, Böhmen, Oestreich, Bayern und andern dort herum liegenden Länder, am Neujahrstage gefühlt haben müssen, da sie noch an den letzten Tagen des alten Jahrs die Friedensbotschaft erhalten hatten. Wenn man nur die Beschreibung von dem Elende liest, das der Krieg über einen großen Theil unsers deutschen

schen Vaterlandes gebracht hat, so möchte man mit den Unglücklichen weinen, die das Opfer desselben wurden.

W. Ja so einen Krieg, wie dieser war, haben wir doch noch nicht erlebt, Herr Gevatter; wer weiß ob jemahls einer vorgefallen ist, der mit ihm zu vergleichen wäre. Den 25sten und 26sten September kamen die Franzosen über den Rhein herüber; den 4ten Oktober war noch kein Gefecht vorgefallen, und schon den 4ten December wurde der Waffenstillstand, fast an der gerade entgegengesetzten Gränze von Deutschland abgeschlossen. Wenn man bedenkt was in den zwey Monathen geschehn ist, so muß man erstaunen.

W. Wollte nur Gott, daß wir nun einen dauerhaften Frieden behielten! Ich hoffe es ja aber doch; wenigstens hat dieser Krieg die Mächtigen der Erde ernstlich genug erinnert, welch eine gefährliche Sache es um das Kriegführen sey; wie schnell eine große Kriegsmacht zernichtet und der Anführer derselben vom Gegner genöthigt werden könne, unter sehr harten Bedingungen den Frieden einzugehn.

Der Bote aus Thüringen.

Neuntes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

W. Wir sprachen, als Er vor acht Tagen bey mir war, zuletzt von dem Kriege, durch welchen sich das letzte Viertel des verflossenen Jahres so merkwürdig gemacht hat; und von der ernstlichen Warnung, die er für die Mächtigen der Erde hoffentlich seyn würde, sich nicht so leicht wieder dem ungewissen Kriegsglücke hinzugeben. Diese Warnung wäre denn doch wenigstens eine wohlthätige Wirkung des sonst so schrecklichen Krieges; wer weiß, ob er deren, unter der weisen und gütigen Leitung Gottes, nicht noch mehrere für die Menschheit hat.

B. Daran habe ich keinen Augenblick gezweifelt, Herr Gevatter. Wie könnten wir denn auf der Welt zufrieden und ruhig leben, wenn wir nicht das feste Vertrauen zu der

unendlichen Weisheit, Macht und Güte des Weltregierers hätten, daß er bey allen seinen Fügungen das Beste seiner Geschöpfe zur Absicht habe. Begreifen können wir seinen Zweck freylich nicht allemahl, da unser Verstand nur eingeschränkt ist; indeß erkennen wir doch die weisen, liebevollen Absichten Gottes bey so vielen unangenehmen Schicksalen die uns treffen, daß es uns nicht schwer ankommen kann, zu glauben daß sein Zweck immer gut, immer wohlthätig für die Menschheit sey.

W. Wir Thüringer sind bey dem Kriege, der wirklich ganz Deutschland in Flammen setzen zu wollen schien, noch so mit einem blauen Auge davon gekommen. Freylich haben die Lieferungen und die Einquartierung manchen Familienvater hart genug gedrückt: aber was will das alles gegen das Unglück sagen, das die Bewohner der Stadt Ulm, zum Beyspiel, und der umliegenden Dorfschaften um die Mitte des Oktobers betraf. Da waren ja Dörfer in denen niemand ein Körnchen Roggen, Waizen oder Hafer mehr behielt. Die Kleidungsstücke sogar, nahmen die Soldaten, da sie die kalten Herbstnächte Tag vor Tag im

Freyen zubringen mußten, den Leuten aus Desperation hier und da weg, um sich damit gegen die rauhe Witterung besser schützen zu können. Brennholz behielten die Unglücklichen kein Scheitchen; ja wenn daselbe aufgebrannt war, so hoben wohl die Soldaten an manchen Orten die Thüren und die Fensterladen aus, oder rissen ganze Bauernhütten, die von ihren Bewohnern verlassen worden waren, ein, um mit dem Holzwerk ihre vielen Wachtfeuer auf dem Felde zu unterhalten, die sie bey der Kälte und Näsſe nicht entbehren konnten. — Ja, so ist es dort zugegangen! Und so hätte es bey uns auch gehn können, wenn das Kriegsunwesen sich bis hierher ausgebreitet hätte!

B. Ach, da wollen wir unserm Gott danken, daß er es noch so gnädig mit uns gemacht hat! — Da Er vorhin von unserer Einquartierung sprach, Herr Gevatter, so fällt mir noch etwas ein. Ich habe verschiedentlich Gelegenheit gehabt mit den Herrn Officiers zu sprechen, die hier herum im Quartier lagen; da fragte ich sie denn wohl auch zuweilen, wie es ihnen in unserer Gegend gefiele. Sie waren gewöhnlich mit dem Benehmen der hiesi-

gen Einwohner gegen sie, mit ihrer Höflichkeit, Dienstfertigkeit, Freygebigkeit wohl zufrieden, und lobten das. Ueber ein Pünktchen habe ich aber mehrmals von ihnen Klage führen hören, und ich glaube nicht mit Unrecht.

W. Nun worüber denn?

B. Darüber, daß man sie, wenn sie ohne Boten über Feld ritten, gar nicht gut zurecht weise: so daß sie dann oft auf falsche Wege kämen, und sich verspäteten.

W. Diese Klage ist mir auch schon zu Ohren gekommen. Vor etwa vier Wochen besuchte ein junger Officier, der in der Nachbarschaft lag, unsern Herrn Pfarrer, der sein ehemaliger Lehrer gewesen ist. Als er sein Pferd bey mir einstellte, klagte er mir seinen Verdruß, daß er drey Stunden auf dem Wege hätte zubringen müssen, den man, wie ihm versichert worden sey, in zwey Stunden bequem zu Pferd machen könnte: so wäre er von den Leuten, die ihm begegnet hätten, in der Irre herumgewiesen worden. Ich konnte es ihm wahrhaftig nicht übel nehmen, daß er darüber verdießlich war.

B. Jeder Mensch, auch der Geringste, kann ja in den Fall kommen, daß er einem

frem-

fremden Reisenden auf dem Felde oder im Walde begegnet, der ihn um Zurechtweisung bittet; wie erwünscht sollte dann für jeden Gutdenkenden die schöne Gelegenheit seyn, wo er einem seiner Mitmenschen, den er in diesem Augenblicke mit Recht als seinen Nächsten ansehn hätte, einen für ihn so wichtigen Dienst leisten könnte! Wie sollte er es sich angelegen seyn lassen, ihm diesen Dienst so vollkommen als nur möglich zu leisten! Ist dieß aber sein ernstlicher Wille, so muß er auch seine Sache klug anfangen: sonst wird er bey allem guten Willen, statt den herzlichen Dank des Reisenden zu verdienen, sich vielmehr die stärksten Vorwürfe zuziehn, die ihm dieser, wenn er durch sein verkehrtes Zurechtweisen auf falsche Wege gerathen ist, in seinem Herzen machen kann.

Als ich zuerst anfing als Bote über Feld zu gehn, so kam ich natürlich auch oft in den Fall, daß mich jemand um den rechten Weg fragte. Da ging es mir nun anfangs manchmal so, daß ich dem Fragenden es nicht recht deutlich beschreiben konnte, worauf er Achtung geben müsse, um den rechten Weg nicht zu verfehlen. Diese Bemerkung war mir recht

unangenehm, da es mir wirklich immer wahre Freude machte, wenn ich einen verirrten Wandersmann wieder zurecht weisen, oder einen andern vor dem Verirren bewahren konnte. Ich dachte also nach, wie ich jenem Mangel abhelfen könnte; und folgende Mittel leisteten mir die besten Dienste.

Erstlich gab ich von der Zeit an mehr als sonst auf die Gegenstände Achtung, an welchen ich vorübermarschirte; z. B. auf die Berge und Anhöhen, auf die Form der Kirchthürme in den Orten, durch welche der Weg ging, auf die einzelnen Bäume oder Feldstangen, die in der Nähe des Weges standen, auf die Bäche und Gräben über welche, oder an welchen hin der Weg führte, auf die Feldhölzchen durch welche ich gehn mußte, u. s. w. Besonders blieb ich oft an solchen Stellen ein Weilchen stehen, wo mehrere Wege sich von einander trennten, und suchte die Merkmale auf, nach denen ich dem fremden Reisenden, den ich auf einen dieser Wege zuweisen hätte, ganz sicher bestimmen könnte, welchen von den hier sich trennenden Wegen er einschlagen müßte.

Nachdem ich mich auf diese Weise gehörig vorbereitet hatte, nahm ich nun zweytens folgende Uebung vor. Ich that, als hätte ich einen Wandrer vor mir, der mich nach dem rechten Weg von irgend einem Ortt zum andern gefragt hätte, und beschrieb ihm nun diesen Weg in Gedanken vom Anfang bis zum Ende. Fand ich dabey, daß ich manche Stellen des Wegs nicht recht deutlich beschreiben konnte: so gab ich das nächste Mahl, daß ich selbst den Weg wieder ging, auf diese Stellen vorzüglich Achtung, und ruhte nicht ehr, bis ich den ganzen Weg aufs deutlichste beschreiben konnte.

Kaum hatte ich diese Uebungen eine kurze Zeit fortgesetzt, so bemerkte ich davon die angenehmsten Wirkungen. Nichts war mir nun leichter, als, einem Reisenden der von mir Zurechtweisung verlangte, seine Bitten zu erfüllen; und es freuete mich herzlich daß mich derselbe jetzt sogleich verstand, wenn ich ihm den Weg beschrieb: da ich ehemals die Fragenden selten ganz hatte befriedigen können.

W. Ja, wenn sich alle Leute so viel Mühe damit gäben, als Er sich gegeben hat, Herr Gevatter: so würden die Reisenden bald weit

und

und breit rühmen, daß sie in keiner Gegend so gut zurecht gewiesen worden wären, als in der hiesigen.

B. Die kleine Mühe wird sich gewiß niemand verdrießen lassen, dessen Wunsch es ist, in jeder Rücksicht immer vollkommner zu werden, und sich um seine Nebenmenschen verdient zu machen.

Bey Friedrich Jos. Ernst in Quedlinburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sammlung und Erklärung derjenigen fremden Wörter, welche noch hin und wieder in der deutschen Sprache, hauptsächlich in Zeitungen und Reisebeschreibungen vorkommen. Für ungelehrte Leser, wie auch für Bürgerschulen. Ausgefertigt von Wilhelm Julius Wiedemann, Rektor zu Neuhaltensleben. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. (Preis 8 gl. Sächs.)

Wer 9 Groschen an uns einsendet, erhält diese Schrift geheftet.

Buchhandlung der Erziehungsanstalt
in Schnepfenthal.

Der Bote
aus
Thüringen.

Zehntes Stück.

1806.

Gottlieb Fröhlich erhält einen unerwarteten Besuch von August Schreiber *) in Trautheim.

Fröhlich. Wie komme ich zu der Ehre, daß er mich besucht?

Schreiber. Es thut mir leid, daß ich es sagen muß: die Noth treibt mich zu ihm. Da es unserer Gemeinde an Holz fehlt, so hat mir der Herr Schulze den Auftrag gegeben, hier welches zu kaufen. Er, mein lieber Freund, kann mir gewiß sagen, wo ich mich hinwenden muß.

F. Ich werde mit Vergnügen dafür sorgen, daß er gutes dürres Holz, um einen billigen Preis erhält.

Wie

*) Was für Personen G. Fröhlich u. A. Schreiber sind, steht im vorigen Jahrgang S. 58 u. S. 377.

Wie geht es in Trautheim? Hat es der Herr Schulze glücklich durchgesetzt, daß die Nachtwachen besser eingerichtet worden sind?

Sch. Mein lieber Freund! Daran ist es noch nicht gekommen. Unser Herr Schulze hat jetzt den Kopf zu voll, als daß er sich mit solchen Dingen abgeben könnte. Es ist in unserm Orte auch eine Compagnie von den preussischen Truppen einquartirt. Wir können dem lieben Gott nicht genug danken, daß wir einen so wackern Schulzen haben. Unser Herr Schulze weiß alles so einzurichten, daß nicht nur die Soldaten, sondern auch die Einwohner mit ihm zufrieden sind, den Michel Schrotwurm ausgenommen, der mit Gott und der ganzen Welt unzufrieden ist.

F. Ist denn Schrotwurm wieder zu Hause?

Sch. Da der Handwerksbursche, an welchen er seinen Hund hat hetzen lassen, nicht gestorben ist, so hat er seine Freyheit erhalten.

F. Aber gewiß nicht ohne Caution?

Sch. Natürlich! Er hat tausend Thaler baar ins Amt niederlegen, und sich verbindlich machen müssen, für die Verpflegung des Handwerksburschen, der noch nicht ganz hergestellt ist, zu sorgen.

F.

F. Unter solchen Umständen wird er freylich nicht gar zu vergnügt seyn.

Wie befindet sich denn meine Wohlthäterin, die Frau Ehrlieb?

Sch. Sie befindet sich wohl, und läßt ihn bitten zu ihr zu kommen, sobald es sich für ihn schickt.

F. Jetzt will ich der guten Frau nicht beschwerlich fallen. Im künftigen Frühjahre, wills Gott, werde ich doch wohl wieder eine Reise nach Trautheim machen.

Sage er mir doch, wie die arme Witbe, Christiana Tugendreich, jetzt zurecht kömmt.

Sch. Der ist es lange nicht so wohl gegangen als jetzt.

F. Wie geht das zu?

Sch. Die ganze Gemeine war dafür, daß bey der Tugendreich kein Mann einquartirt werden sollte. Durch einen Zufall war aber doch ein Mann übrig geblieben, der kein Billet hatte. Da die Zeit zu kurz war, eine andre Einrichtung zu treffen, so wurde ihm einstweilen die Wohnung der Tugendreich zum Quartier angewiesen. Der Soldat wünschet daß seine Wirthin einheitzen möchte, diese hat aber kein Holz und keinen Heller Geld. Er

verlangt etwas zum Anbiß, sieht aber bald ein, daß es in seinem Quartiere an allem fehlt, wonach er fragt. Die Wirthin geht aus, für ihren Gast etwas aufzutreiben, kommt aber mit leeren Händen zurück. Der ermüdete und hungrige Kriegsmann wird verdrießlich, sucht seinen Unterofficier auf, und bittet um ein besseres Quartier. Der Unterofficier geht in das Haus der Tugendreich, eine genaue Untersuchung anzustellen, und überzeugt sich bald, daß die Bewohnerin des Hauses zwar eine sehr dürftige, aber auch eine rechtschaffene brave Frau ist.

Besonders gefällt ihm die Reinlichkeit in einer so ärmlichen Wohnung. Er bittet den Herrn Hauptmann, daß er selbst in das Haus der armen Witbe einquartiret wird, schafft Holz an, und läßt für sein Geld eine Mahlzeit bereiten, an der die ganze Familie Antheil nehmen muß. Da seine Wirthin ihre Verlegenheit nicht verbergen kann, so sucht er sie aufzuheitern, und sagt ihr: „Da der liebe Gott meinen einzigen Sohn zu sich genommen hat, so will ich, so lange ich hier bleibe, in diesem Hause Vaterstelle vertreten. Ich hoffe, daß mich der liebe Gott dafür segnen

nen wird.“ Herr Horn erhält Nachricht von dem edeln Verhalten des Unterofficiers, schickt ihm sogleich ein gutes Bett, sorgt für das nöthige Holz und läßt den braven Kriegsmann beständig mit sich essen. Der Unterofficier gibt sein Brot an die arme Familie ab, und zahlt derselben wöchentlich ein gewisses Geld, von einem unbekannten Wohlthäter.

F. Er hat mir ein großes Vergnügen durch seine Erzählung verursacht. Der liebe Gott sorgt doch immer für gute Menschen, und oft auf eine Art, an die man gar nicht denken kann.

Herr Horn hält sich also immer noch in Trautheim auf?

Sch. Wir hoffen auch, daß er sein Leben da beschließen wird.

F. Hat denn Sebastian Forschel endlich herausgebracht, wie es eigentlich um Herrn Horn stehet?

Sch. An Fragen und Erkundigungen hat er es nicht fehlen lassen, aber er ist immer nicht weiter gekommen, als am ersten Tage. Herr Horn ist nicht der Mann, der sich von einem Forschel ausfragen läßt.

F.

F. Hat er seine Lebensgeschichte noch nicht freywillig guten Freunden erzählt?

Sch. Kein Wort davon. Neulich setzte ihm Forschel scharf zu, es zu thun, er sagte aber, daß ihm die Trautheimer Zeit dazu lassen möchten, und die Thränen standen ihm in den Augen. Seit der Zeit wagt es keine Seele, ihn darum zu bitten.

F. Herr Horn wollte doch bisweilen in die Schenke kommen, und allerhand Geschichten erzählen.

Sch. Das hat er auch gethan, und wann er erzählt, so ist es in der Schenke so stille, als in der Kirche.

F. Was erzählt er denn?

Sch. Wie es eben das Gespräch mit sich bringt. Er erzählt zum Exempel von großen Städten und unbekannten Ländern, von den verschiedenen Sitten und Gebräuchen der Völker. Manchmahl erzählt er auch ein Mährchen, oder er gibt uns Räthsel auf, die wir nicht errathen können, und wenn wir uns die Köpfe noch so sehr zerbrechen. Löst er uns die Räthsel auf, so wundern wir uns, daß wir sie nicht haben errathen können.

F. Das gefällt wohl den Herren Trautheimern nicht übel?

Sch. Ich muß ihm sagen, daß wir uns nach Herrn Horn recht sehnen; und wenn er einmahl einen Sonntag aus der Schenke wegbleibt, so will uns das Bier nicht schmekken.

F. Erzähle er mir doch noch Einiges von den Gesprächen des Herrn Horn!

Sch. Da ich mich nicht lange aufhalten kann, so will ich ihm geben, was ich für seinen guten Freund, den Boten aus Thüringen, aufgeschrieben habe. Er kann es erst lesen, und es dann dem Thüringer Boten zuschicken.

F. Es ist mir sehr lieb, etwas von Trautheim zu erfahren.

Sch. Erst muß ich ihm aber sagen, wie es eigentlich auf das Gespräch kam.

Wir waren an einem Sonntage in der Schenke. Herr Horn kam, setzte sich in seine Ecke, rauchte sein Pfeifchen, und war auf unsere Gespräche so aufmerksam, als ob er dergleichen in seinem ganzen Leben nicht gehört hätte. Endlich kamen wir auf das Wünschen. Einer wünschte sich ein Fuder

Heu,

Heu, der andre etliche Schocke Stroh, der dritte einen fünfjährigen Gaul und so weiter. Elias Treff wünschte laut: „Wenn uns nur der liebe Gott bald Frieden bescherte.“ Wir alle wünschten das von Grund des Herzens, und auf eine kurze Zeit waren wir ganz stille. Nun kam es auf das Gespräch, welches ich ihm hier gebe. Ich gehe in den Ort und er kann es unterdessen lesen.

F. Mein Ernst soll mit ihm gehen.

Sch. Da geschieht mir eine Gefälligkeit.

F. Setz dich her, Frau! Ich will dir etwas vorlesen.

Ein Sonntagsgespräch,

welches die Bauern zu Trautheim in der Schenke gehalten haben.

Ein Handwerksbursche. Seyd ihr nun fertig mit euern Wünschen? Ich habe es bald weg gehabt, daß ihr euch auf das Wünschen schlecht verstehet. Hätte ich nur, was ich mir schon lange gewünscht habe, so wollte ich die ganze Welt auslachen.

Forschel. Was wünscht er sich denn Gutes?

Handw. Rathe er einmahl!

(Die Fortsetzung folgt)

Der Bote
aus
Thüringen.

Elftes Stück.

1806.

Fortsetzung des Gesprächs welches die Trautheimer Bauern in der Schenke gehalten haben.

Forschel. (zum Handwerksburschen) Wünscht er sich vielleicht eine schöne und reiche Frau?

Handwerksbursche. Falsch gerathen.

Forschel. Was denn? Gewiß einen Scheffelsack voll Ducaten?

Handwerksbursche. Das wäre eine wahre Lumperey. Was kann man mit einem Sacke voll Ducaten anfangen.

Forschel. Schöne Aecker und Wiesen könnte man kaufen und ein feines Kapital übrig behalten.

Handwerksbursche. Und sich todt arbeiten. Nicht wahr? Das wäre meine Sache. Ich merke schon, daß er meinen Wunsch nicht erräth und will ihn selbst sagen. Ich habe lange

in Magdeburg gearbeitet. So oft ich die Festungswerke, die Wallgräben und dergleichen gesehen habe, so oft ist mir mein Wunsch eingefallen und er fällt mir bis diese Stunde, fast alle Augenblicke ein.

Forschel. Er möchte wohl ein General seyn?

Handwerksbursche. Daran habe ich in meinem ganzen Leben nicht gedacht. Höre er nur meinen Wunsch. Ich wünsche nähmlich, daß ich alle Wallgräben um Magdeburg herum voll Nähnadeln hätte.

Forschel. Was wollte er in aller Welt mit so vielen Nähnadeln anfangen?

Handwerksbursche. Laß' er mich nur ausreden! Zu jeder Nähnadel müßte ich alsdann einen Schneider haben, und alle diese Schneider müßten ein ganzes Jahr Säcke machen, und alsdann alle diese Säcke voll Ducaten. Das heißt doch wohl ein Wunsch?

Viele. Ha! Ha! Ha!

Handwerksbursche. Nichtwahr, das heißt ein Wunsch? Aber er, in der Ecke dort, macht ein so finsteres Gesicht. Was meynt er zu meinem Wunsche?

Derb. Meynt er mich?

Handwerksb. Wen sonst?

Derb.

Derb. Soll ich ihm meine aufrichtige Meynung sagen?

Handwerksb. Freylich!

Derb. Er ist ein Narr.

Alle. Ha! Ha! Ha! Ha!

Derb. Habe ich nicht recht, Herr Horn?

Herr Horn. Ich mochte mich in euer Gespräch nicht mischen, da ich aber meine Meynung sagen soll, so will ich ein Paar Worte mitsprechen.

Erstlich muß ich ihm, mein lieber Derb, den freundschaftlichen Rath geben, daß er sich künftig nicht so stark ausdrückt.

Derb. Der junge Bursche hat ja meine aufrichtige Meynung hören wollen, und die habe ich ihm gesagt.

Herr Horn. Es würde ihm aber zur Ehre gereicht haben, wenn er sich glimpflicher ausgedrückt hätte, besonders gegen einen Fremden, der ihn nicht kennt und also auch nicht richtig beurtheilen kann. Die hiesigen Einwohner scheinen ihm nicht leicht etwas übel zu nehmen, weil sie seine übrigen guten Eigenschaften schätzen. Und er, junger Mann, würde besser gethan haben, wenn er seinen Wunsch bey sich behalten hätte; denn welcher vernünftige

Menſch wird ſich ſo etwas wünſchen. Wer einen Wunſch zu erkennen gibt, der gar nicht erfüllet werden kann, der beweiſet, daß er noch ſehr kindiſch denkt, und gleicht jenem kleinen Knaben, der ſeinen Vater bat, er möchte ihm den Mond geben, daß er damit kugeln könne. Man thut wohl wenn man ſich gar nichts wünſchet und deſto ernſtlicher zu erlangen ſucht, was man für nützlich und erfreulich hält. Unterlaſſe er das Wünſchen junger Mann! treibe er ſein Handwerk fleißig und ſey er ein kluger und ſparſamer Wirth, ſo kann er hoffen, daß es ihm nie an Demjenigen fehlen wird, was er zu ſeiner Nothdurft und zu ſeiner Zufriedenheit braucht. Eben fällt mir eine alte Geſchichte ein, in welcher gezeigt wird, wie übel einigen Reiſenden ihre Wünſche bekommen ſind. Wenn wir wieder zuſammen kommen will ich ſie erzählen.

Forſchel. Erzählen Sie doch die Geſchichte, lieber Herr Horn! Seyn Sie ſo gütig!

Herr Horn. Die Zeit rückt heran, in welcher ich nach Hauſe zu gehen pflege.

Viele. Auf ein Viertelſtündchen auf und ab wirds ja einmahl nicht ankommen. Seyn Sie ſo gütig zu erzählen!

Herr Horn. Ich werde es doch thun müssen. Hört also: Eine alte Geschichte von sieben Wünschen. Aaron, ein Kalife zu Bagdad, hatte in einer schweren Krankheit das Gelübde gethan, zum Besten der armen Reisenden, ein öffentliches Gasthaus zu bauen, in welchem jeder aufgenommen und unentgeltlich verpfleget werden sollte. Er wurde gesund und that, was er gelobet hatte. Da er ein sehr neugieriger Herr war, so hatte er in dem Gasthause ein Zimmer anbringen lassen, in welchem er, ohne gesehen zu werden, die Gespräche aller Fremden anhören konnte. An einem schönen Abend fiel ihm ein, sich diesen Zeitvertreib zu machen. Er ging nebst seinem Großvezier Giafar und seinem Obersten der Verschnittenen, dem Meßrour, in das verborgne Zimmer. Eben waren sieben Reisende, in dem Gasthause, angekommen, welche, auf einem ausgebreiteten Teppich, die Mahlzeit verzehrten, die sie der Gütigkeit des Kalifen verdankten. Aaron war vergnügt darüber, daß die Reisenden nach seinem Wunsche so gut bedient wurden. Die Fremden sprachen lange von den guten Eigenschaften des Kalifen, lobten den großen Propheten und bathen ihn,

die

die Tage des wohlthätigen Fürsten zu verlängern und ihn sehr spät, durch den Engel des Todes, sanft in das Paradies zu führen. Der Kalife hörte dieses wohlverdiente Lob mit großen Vergnügen an, da es ihm ohne alle Schmeicheley ertheilt wurde, denn die Reisenden konnten nichts weniger vermuthen, als das ihre Reden von ihrem Wohlthäter gehört würden. Endlich fing einer von den Reisenden an: Ich wünsche mir nichts mehr, als so glücklich zu seyn, daß ich den Staub, auf der untersten Stufe des Thrones des Beherrschers der Glaubigen küssen und sein Angesicht sehen möchte. Mehr will ich von dem großen Propheten nicht begehren. Der zweyte äußerte den Wunsch: Ich wollte, daß mir der Beherrscher der Glaubigen 10,000 Goldstücke auszahlen ließe. Nein, ließ sich der dritte vernehmen, ich würde höchst vergnügt seyn, wenn der große Prophet meinen einzigen Sohn besserte, der mir allen Kummer verursachet. Der vierte rief aus: Da es einmahl an das Wünschen gehet, so möchte ich 6 schöne Sklavinnen haben. Er fragte den fünften, der neben ihm in tiefen Gedanken saß: Was wünschest du dir? Ich, antwortete dieser, wünsche, daß ich nie geboren

wä-

wäre, weil mir Alles rücklings gehet. Der sechste sprach: Ich wünsche, daß die Felder das Getreide ungebaut hervorbringen möchten, so könnte ich meine Zeit auf etwas Besseres wenden. Und ich, sagte der siebente, wünsche, daß ich der Beherrscher der Glaubigen wäre. Ich bin überzeugt, daß ich eben so gut regieren würde, als er, und begreife nicht, warum ich zum Gehorsam geboren bin. Da mir nun der Gehorsam unerträglich fällt, so habe ich an keinem Orte lange Ruhe und bringe mein Leben mit beständigen Reisen zu. Der Kalife hörte diese Wünsche mit einem ernsthaften Gesichte an und, als sich die Reisenden zur Ruhe begaben, befahl er dem Vezier Giafar, ihm diese Leute am folgenden Tage früh vorzuführen und bey Verlust seines Kopfes, keinen entrinnen zu lassen. Der Vezier, dem wohl bekannt war daß sein Herr nicht scherzte, beugte sich zur Erde und legte seine Hand auf den Kopf, zum Zeichen, daß er pünktlichen Gehorsam leisten würde. Nachdem der Kalife, am folgenden Morgen aufgewacht war, sich gewaschen und gebetet hatte, ließ er die Thür seines Zimmers öfnen. Der Vezier, der dafür gesorgt hatte, daß die Reisenden

zu rechter Zeit da waren, trat mit ihnen hinein. Alle warfen sich vor dem Fürsten nieder, küßten den Staub auf der untersten Stufe seines Thrones, und blieben in dieser Stellung so lange liegen, bis ihnen der Kalife befahl aufzustehen.

(Die Fortsetzung folgt)

So eben ist fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

C. Kiefers ABC- und Lesebüchlein

oder

Anweisung auf die natürlichste Art das Lesen zu erlernen,

von C. G. Salzmann.

Erster Theil, neue verbesserte Auflage.

Preis

auf Druckpapier 6 Gr.
auf Schreibp. mit schwarzen Kupfern 1 Thl. 18 Gr.
desgleichen mit illuminirten Kupfern 2 Thl. 22 Gr.

Wer mehrere Exemplare nimmt und den Betrag an uns einsendet erhält sie gebunden.

Buchhandlung der Erziehungsanstalt
in Schnepfenthal.

Der Bote aus Thüringen.

Zwölftes Stück.

1806.

Fortsetzung der Geschichte von den sieben Wünschern.

Der Kalife sagte zu den sieben Reisenden: Seyd unerschrocken, ihr Brüder! Seitdem mich der große Prophet zu seinem Statthalter gemacht hat, suche ich nichts mehr, als jedermann glücklich zu machen. Ihr habt euch gestern Etwas gewünscht, und es sollte mir Leid thun, wenn ihr den Fuß von der Stelle setztet, ehe eure Wünsche erfüllt wären. Ich werde thun, was mir möglich ist. Jeder von euch sage jetzt frey heraus, was er sich gestern gewünscht hat und verheele mir nichts, wenn er seinen Kopf mit weg tragen will. Nach einigem Stillschweigen fing der erste an: Beherrscher der Glaubigen! Der Gesandte Gottes hat mich erhöret und mein Wunsch ist erfüllet. Ich wünschte, daß ich den Staub der

meinem groſsen Leidweſen, die ſchmerzliche Erfahrung machen, daſs er mir mit Trotz und Undank lohnte. Er hat meine ganze Baarſchaft durchgebracht. Als er ſich, durch ſein liederliches Leben, eine Krankheit zugezogen hatte, wallfahrtete ich zu dem Grabe des groſsen Propheten, die Geneſung meines Kindes zu erflehen. Als ich wieder in meine Heimath zurück kam, fand ich das Meinige in fremden Händen und erfuhr, daſs mein Sohn, nach ſeiner Geneſung, mein Eigenthum vollends durchgebracht, ſogar mein Gütchen verkauft und ſich aus dem Staube gemacht habe. Den Verluſt meines Vermögens will ich gern ertragen und wünſche nichts mehr, als die Beſſerung meines Kindes.

Du biſt ein Thor, antwortete der Kalife. Du haſt dir dein Unglück ſelbſt bereitet, da du dein Kind verzogen haſt. Ich kann deinen Wunſch nicht erfüllen, und zweifele, das der groſse Prophet, eines Thoren wegen, ein Wunder thun wird. Doch, was er nicht thut, wird vielleicht die Noth thun. Bleibe in meinem Gaſthauſe, wo ich dir deinen Unterhalt reichen laſſen will. Da wirſt du vielleicht deinen Sohn, als einen

Bett-

Bettler zu sehen bekommen und du kannst alsdenn untersuchen, ob er sich gebessert hat.

Nun kam die Reihe an den vierten Fremden, der sich sechs schöne Sklavinnen gewünscht hatte. Der Kalife, so ernsthaft er sonst war, lächelte ein wenig, als dieser seinen Wunsch vortrug und redete ihn an: Du scheinst mir ein lockerer Bruder zu seyn. Doch, da der große Prophet den Rechtgläubigen dieses Vergnügen gegönnt hat, so soll es nicht an mir liegen, daß dein Wunsch nicht erfüllt werde. Meßrour mußte sogleich sechs, der schönsten Sklavinnen, aus der Zahl der Bedienten seiner Gemahlin, hohlen. Wie schön sie gewesen sind, kann man aus ihren Nahmen schließen. Die erste hieß: Schönheit der Nacht, die zweyte: Abendstern, die dritte: Sammelplatz der Liebreitze, die vierte: Freude der Augen, die fünfte: schöner als der volle Mond, die sechste: Granatapfel des Vergnügens. Die Sklavinnen kamen und mußten ihre Schleier aufheben. Ganz entzückt stand der Wünscher da, als ihn der Kalife fragte: Womit willst du diese Weiber ernähren? Der Fremde gerieth in eine große Bestürzung und gestand, nach einigem Zaudern, daß er selbst nichts zu leben

ha-

habe. Der Kalife schlug in die Hände und sogleich erschienen sechs starke Sklaven, welche sich des armen Wünschers bemächtigten, ihn banden und auf die Erde hinwarfen. Der Kalife befahl, dem Gebundenen 100 Prügel zu geben und, nachdem er sie, unter unsäglichen Schmerzen, ausgestanden hatte, redete er ihn an: Wenn du dir künftig Etwas wünschen willst so untersuche vorher, ob du auch im Stande bist, die gewünschte Sache auszuführen. Gehe nun hin und erwirb dir so viel, daß du sechs Weiber ernähren kannst, alsdann komm und hohle deine Sklavinnen ab.

Der fünfte Wünscher hatte alle seine Sachen thöricht angefangen und wollte keine Widerwärtigkeit ertragen. Diesen fand der Kalife durch sich selbst genug bestraft und ließ ihn laufen.

Dem sechsten Reisenden, welcher gewünscht hatte, daß die Erde ihre Früchte ungebaut hervorbringen möchte, stellte der Kalife vor, daß es thöricht sey, die Arbeit zu verwünschen, die dem menschlichen Geschlechte so nöthig und jedem einzelnen Menschen so heilsam wäre; daß er arbeiten müsse, wenn er auch alles vollauf hätte. Der Wünscher würde sehr zufrie-

den

den gewesen seyn, wenn es der Kalife dabey hätte bewenden lassen, dieser redete ihn aber nachdrücklich an: Da dir die Arbeit auf dem Lande zu beschwerlich ist, so will ich dir auf der See zu thun geben. Du sollst an die Ruderbank geschmiedet werden.

Den Letzten, welcher gewünscht hatte, Beherrscher der Glaubigen zu seyn, erklärte Der Kalife, aus besonderer Gnade, für einen Verrückten und schickte ihn ins Tollhaus.

Treff. Aus dieser Geschichte kann man sich manche gute Lehre merken.

Herr Horn. Deßwegen habe ich sie auch erzählt.

Forschel. Ich verstehe nur nicht Alles.

Herr Horn. Zum Exempel?

Forschel. Was ist denn eigenlich ein Kalife?

Herr Horn. Kalifen wurden diejenigen Regenten genennet, die nach dem Tode des Mahomeds, das Reich beherrschten, welches er gestiftet hatte.

Forschel. Mahomed hat also, nicht nur eine Religion, sondern auch ein Reich gestiftet?

Herr Horn. Allerdings! Ein Reich, das

unter seinen Nachfolgern erstaunlich weit ausgebreitet worden ist. Bagded, eine schöne Stadt in Asien am Tygris, war einst die Hauptstadt dieses Reiches und die Residenz der Kalifen. Jetzt wird in dieser Stadt ein starker Handel mit seidenen und baumwollenen Waaren getrieben.

Forschel. Warum wurden aber die Kalifen Beherrscher der Glaubigen genannt?

Herr Horn. Weil die Mahomedaner alle Menschen, die ihrer Religion nicht zugethan sind, für unglaubige erklären.

Forschel. Das ist abscheulich.

Herr Horn. Es gibt noch immer Christen, die es, in diesem Stücke, nicht besser machen, als die Mahomedaner.

Forschel. Die mahomedanische Religion ist aber die abscheulichste, die es nur gibt.

Herr Horn. Woher weiß er das?

Forschel. Ich habe es immer so gehört.

Herr Horn. Das berechtiget ihn noch nicht, die mahomedanische Religion für die abscheulichste zu erklären. Sie enthält zwar manches Unwahre, aber auch manches Gute.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote aus Thüringen.

Dreyzehntes Stück.

1806.

Beschluß des Gesprächs zwischen Hrn. Horn und den Bauern, denen er die Geschichte von den sieben Wünschern erzählt hatte.

Forschel. Ich bin doch begierig, das Gute zu wissen, welches in der mahomedanischen Religion liegt.

Herr Horn. Die Mahomedaner glauben: Es ist nur Ein Gott, der die Welt regiert und für jedes einzelne Geschöpf sorgt; der das Gute gebietet und belohnt, das Böse aber untersagt und bestraft. Sie glauben ferner: Es gibt ein künftiges Weltgericht, die Frommen werden in das ewige Paradies geführt, die Gottlosen aber zur Hölle verstoßen.

Forschel. Das stimmt ja mit unserm Glauben überein. Wie kömmt denn das?

Herr Horn. Weil Mahomed seine Reli-

gion aus der christlichen, jüdischen und heidnischen zusammengesetzt hat.

Forschel. Aber die Lebensregeln werden desto schlechter seyn.

Herr Horn. Es gibt auch gute darunter. Zum Exempel: Man muß freywillig Allmosen geben. Man muß sich des Wuchers, des abergläubischen Weissagens und des Spiels enthalten. Auch wird es den Mahomedanern nachdrücklich eingeschärft, fleißig zu beten und sich des Weins zu enthalten. Da die Unreinlichkeit, besonders in heißen Ländern, gefährliche Krankheiten nach sich ziehet, so müssen sich die Verehrer Mahomeds, nach einem Religionsgesetz, täglich baden.

Forschel. Davon habe ich kein Wort gewußt.

Herr Horn. Das glaube ich gern, sonst würde er die mahomedanische Religion auch nicht für die abscheulichste erklärt haben. Nehme er sich überhaupt vor, von keiner Religion schlecht zu sprechen, wenn er sie zumahl nicht genau kennt. Ich habe Mahomedaner kennen gelernt, die durch ihre Rechtschaffenheit und durch ihren guten Lebenswandel viele Christen beschämen.

Northwestern University Library

Forschel. Ich werde mich nach Ihrer Ermahnung richten.

In Ihrer Erzählung sprachen Sie oft von dem großen Propheten. So wird wohl Mohomed genennet?

Herr Horn. Richtig. Seine Verehrer richten ihre Gebete an ihn.

Forschel. Das ist doch unrecht, denn man darf ja keinen Menschen im Gebet anrufen.

Herr Horn. Unrecht ist es, aber den Mahomedanern können wir es nicht übel nehmen, da sie von ihrer Kindheit an, dazu angehalten werden und hernach keinen bessern Unterricht erhalten.

Forschel. Was hat es denn mit dem Obersten der Verschnittenen für ein Bewandniß?

Treff. Da kann ich dir dienen. Ich glaube: Es wird in den alten Zeiten, bey den Kalifen so gewesen seyn wie es jetzt noch bey dem türkischen Kaiser ist. Dieser hat viele Gemahlinnen, welche in eine besondre Wohnung eingesperret sind. Da er ihnen nun nicht über den Weg traut, so läßt er sie von verschnittenen Mannspersonen bewachen. Ueber

untersten Stufe deines Thrones küssen und dein Angesicht sehen möchte. Wer bist du? fragte der Kalife. Der Wünscher antwortete: Beherrscher der Glaubigen! Gott erfülle deine Wünsche, wie der meinige erfüllt ist. Ich heiße Hassan und war ein Sklave des Wütherichs Sazar, eines Scheiks der streifenden Horden, der seinen Herrn ermordet und sich selbst zum Scheik aufgeworfen hat. Niemand ist bey ihm des Lebens sicher. Er wollte eine Karavane berauben, welche nach dem Grabe des großen Propheten ging und, als ihm dieses nicht gelang, ermordete er sechs seiner treuesten Diener. Ich rettete mein Leben mit der Flucht. Ich hatte Deine ruhmwürdige Regierung längst preisen hören, und achte es für das größte Glück, wenn ein Unterthan unter einem weisen und gerechten Fürsten leben kann. Ich bin hierher gekommen, als dein Sklave des Glücks theilhaftig zu werden, dessen sich alle deine Sklaven erfreuen. Es ist mir lieb, Hassan, sagte der Kalife, das du dich hierher gerettet hast. Ich werde für dich sorgen. Hierauf wendete er sich zu dem zweyten und fragte: Was hast du dir gewünschet? Dieser, dreist gemacht durch die Gnade, die

dem

dem ersten widerfahren war, sagte mit kühner Stimme: Ich wünsche mir aus deinem Schatze, Beherrscher der Glaubigen, 10,000 Stück Goldes. Der Kalife erwiederte: Könnte es nicht weniger seyn? Nein, erwiederte dieser, denn mein Vater hinterließ mir 1000 Goldstücke und einen guten Handel. Gleichwohl reichte die Verlassenschaft meines Vaters kaum auf ein Jahr zu, und jetzt lebe ich in der äussersten Dürftigkeit. Mein Bruder, sagte ihm der Kalife, da du deine Erbschaft nicht erhalten und durch deinen Fleiß nichts erworben hast, so würde ich mich versündigen, wenn ich mein Geld, das ich zu guten Werken bestimmt habe, einem verschwenderischen Thoren schenken wollte. Du würdest nicht zehn Jahre damit reichen und wieder ein Bettler werden. Es ist also besser, daß du bleibst, wozu du dich selbst gemacht hast.

Der dritte Wünscher nahete sich mit solchen traurigen Geberden, daß alle Umstehende zum Mitleiden bewegt wurden. Unter Vergießung häufiger Thränen erzählte er: Ich habe meinen einzigen Sohn mit der zärtlichsten Liebe erzogen und ihm nie Etwas versagt. Ich rechnete auf seine Dankbarkeit und mußte zu

meinem großen Leidwesen, die schmerzliche Erfahrung machen, daß er mir mit Trotz und Undank lohnte. Er hat meine ganze Baarschaft durchgebracht. Als er sich, durch sein liederliches Leben, eine Krankheit zugezogen hatte, wallfahrtete ich zu dem Grabe des grossen Propheten, die Genesung meines Kindes zu erflehen. Als ich wieder in meine Heimath zurück kam, fand ich das Meinige in fremden Händen und erfuhr, daß mein Sohn, nach seiner Genesung, mein Eigenthum vollends durchgebracht, sogar mein Gütchen verkauft und sich aus dem Staube gemacht habe. Den Verlust meines Vermögens will ich gern ertragen und wünsche nichts mehr, als die Besserung meines Kindes.

Du bist ein Thor, antwortete der Kalife. Du hast dir dein Unglück selbst bereitet, da du dein Kind verzogen hast. Ich kann deinen Wunsch nicht erfüllen, und zweifele, das der große Prophet, eines Thoren wegen, ein Wunder thun wird. Doch, was er nicht thut, wird vielleicht die Noth thun. Bleibe in meinem Gasthause, wo ich dir deinen Unterhalt reichen lassen will. Da wirst du vielleicht deinen Sohn, als einen

Bett-

Bettler zu sehen bekommen und du kannst alsdenn untersuchen, ob er sich gebessert hat.

Nun kam die Reihe an den vierten Fremden, der sich sechs schöne Sklavinnen gewünscht hatte. Der Kalife, so ernsthaft er sonst war, lächelte ein wenig, als dieser seinen Wunsch vortrug und redete ihn an: Du scheinst mir ein lockerer Bruder zu seyn. Doch, da der große Prophet den Rechtgläubigen dieses Vergnügen gegönnt hat, so soll es nicht an mir liegen, daß dein Wunsch nicht erfüllt werde. Meßrour mußte sogleich sechs, der schönsten Sklavinnen, aus der Zahl der Bedienten seiner Gemahlin, hohlen. Wie schön sie gewesen sind, kann man aus ihren Nahmen schließen. Die erste hieß: Schönheit der Nacht, die zweyte: Abendstern, die dritte: Sammelplatz der Liebreitze, die vierte: Freude der Augen, die fünfte: schöner als der volle Mond, die sechste: Granatapfel des Vergnügens. Die Sklavinnen kamen und mußten ihre Schleier aufheben. Ganz entzückt stand der Wünscher da, als ihn der Kalife fragte: Womit willst du diese Weiber ernähren? Der Fremde gerieth in eine große Bestürzung und gestand, nach einigem Zaudern, daß er selbst nichts zu leben

habe. Der Kalife schlug in die Hände und sogleich erschienen sechs starke Sklaven, welche sich des armen Wünschers bemächtigten, ihn banden und auf die Erde hinwarfen. Der Kalife befahl, dem Gebundenen 100 Prügel zu geben und, nachdem er sie, unter unsäglichen Schmerzen, ausgestanden hatte, redete er ihn an: Wenn du dir künftig Etwas wünschen willst so untersuche vorher, ob du auch im Stande bist, die gewünschte Sache auszuführen. Gehe nun hin und erwirb dir so viel, daß du sechs Weiber ernähren kannst, alsdann komm und hohle deine Sklavinnen ab.

Der fünfte Wünscher hatte alle seine Sachen thöricht angefangen und wollte keine Widerwärtigkeit ertragen. Diesen fand der Kalife durch sich selbst genug bestraft und ließ ihn laufen.

Dem sechsten Reisenden, welcher gewünscht hatte, daß die Erde ihre Früchte ungebaut hervorbringen möchte, stellte der Kalife vor, daß es thöricht sey, die Arbeit zu verwünschen, die dem menschlichen Geschlechte so nöthig und jedem einzelnen Menschen so heilsam wäre; daß er arbeiten müsse, wenn er auch alles vollauf hätte. Der Wünscher würde sehr zufrie-

den

den gewesen seyn, wenn es der Kalife dabey hätte bewenden lassen, dieser redete ihn aber nachdrücklich an: Da dir die Arbeit auf dem Lande zu beschwerlich ist, so will ich dir auf der See zu thun geben. Du sollst an die Ruderbank geschmiedet werden.

Den Letzten, welcher gewünscht hatte, Beherrscher der Glaubigen zu seyn, erklärte Der Kalife, aus besonderer Gnade, für einen Verrückten und schickte ihn ins Tollhaus.

Treff. Aus dieser Geschichte kann man sich manche gute Lehre merken.

Herr Horn. Deßwegen habe ich sie auch erzählt.

Forschel. Ich verstehe nur nicht Alles.

Herr Horn. Zum Exempel?

Forschel. Was ist denn eigenlich ein Kalife?

Herr Horn. Kalifen wurden diejenigen Regenten genennet, die nach dem Tode des Mahomeds, das Reich beherrschten, welches er gestiftet hatte.

Forschel. Mahomed hat also, nicht nur eine Religion, sondern auch ein Reich gestiftet?

Herr Horn. Allerdings! Ein Reich, das uns

unter seinen Nachfolgern erstaunlich weit ausgebreitet worden ist. Bagded, eine schöne Stadt in Asien am Tygris, war einst die Hauptstadt dieses Reiches und die Residenz der Kalifen. Jetzt wird in dieser Stadt ein starker Handel mit seidenen und baumwollenen Waaren getrieben.

Forschel. Warum wurden aber die Kalifen Beherrscher der Glaubigen genannt?

Herr Horn. Weil die Mahomedaner alle Menschen, die ihrer Religion nicht zugethan sind, für unglaubige erklären.

Forschel. Das ist abscheulich.

Herr Horn. Es gibt noch immer Christen, die es, in diesem Stücke, nicht besser machen, als die Mahomedaner.

Forschel. Die mahomedanische Religion ist aber die abscheulichste, die es nur gibt.

Herr Horn. Woher weiß er das?

Forschel. Ich habe es immer so gehört.

Herr Horn. Das berechtiget ihn noch nicht, die mahomedanische Religion für die abscheulichste zu erklären. Sie enthält zwar manches Unwahre, aber auch manches Gute.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bote aus Thüringen.

Dreyzehntes Stück.

1806.

Beschluß des Gesprächs zwischen Hrn. Horn und den Bauern, denen er die Geschichte von den sieben Wünschern erzählt hatte.

Forschel. Ich bin doch begierig, das Gute zu wissen, welches in der mahomedanischen Religion liegt.

Herr Horn. Die Mahomedaner glauben: Es ist nur Ein Gott, der die Welt regiert und für jedes einzelne Geschöpf sorgt; der das Gute gebietet und belohnt, das Böse aber untersagt und bestraft. Sie glauben ferner: Es gibt ein künftiges Weltgericht, die Frommen werden in das ewige Paradies geführt, die Gottlosen aber zur Hölle verstoßen.

Forschel. Das stimmt ja mit unserm Glauben überein. Wie kömmt denn das?

Herr Horn. Weil Mahomed seine Reli-

gion aus der christlichen, jüdischen und heidnischen zusammengesetzt hat.

Forschel. Aber die Lebensregeln werden desto schlechter seyn.

Herr Horn. Es gibt auch gute darunter. Zum Exempel: Man muß freywillig Allmosen geben. Man muß sich des Wuchers, des abergläubischen Weissagens und des Spiels enthalten. Auch wird es den Mahomedanern nachdrücklich eingeschärft, fleißig zu beten und sich des Weins zu enthalten. Da die Unreinlichkeit, besonders in heißen Ländern, gefährliche Krankheiten nach sich ziehet, so müssen sich die Verehrer Mahomeds, nach einem Religionsgesetz, täglich baden.

Forschel. Davon habe ich kein Wort gewußt.

Herr Horn. Das glaube ich gern, sonst würde er die mahomedanische Religion auch nicht für die abscheulichste erklärt haben. Nehme er sich überhaupt vor, von keiner Religion schlecht zu sprechen, wenn er sie zumahl nicht genau kennt. Ich habe Mahomedaner kennen gelernt, die durch ihre Rechtschaffenheit und durch ihren guten Lebenswandel viele Christen beschämen.

Northwestern University Library

Forschel. Ich werde mich nach Ihrer Ermahnung richten.

In Ihrer Erzählung sprachen Sie oft von dem großen Propheten. So wird wohl Mohomed genennet?

Herr Horn. Richtig. Seine Verehrer richten ihre Gebete an ihn.

Forschel. Das ist doch unrecht, denn man darf ja keinen Menschen im Gebet anrufen.

Herr Horn. Unrecht ist es, aber den Mahomedanern können wir es nicht übel nehmen, da sie von ihrer Kindheit an, dazu angehalten werden und hernach keinen bessern Unterricht erhalten.

Forschel. Was hat es denn mit dem Obersten der Verschnittenen für ein Bewandniß?

Treff. Da kann ich dir dienen. Ich glaube: Es wird in den alten Zeiten, bey den Kalifen so gewesen seyn wie es jetzt noch bey dem türkischen Kaiser ist. Dieser hat viele Gemahlinnen, welche in eine besondre Wohnung eingesperret sind. Da er ihnen nun nicht über den Weg traut, so läßt er sie von verschnittenen Mannspersonen bewachen. Ueber

diese verstümmelten Männer ist ein Oberster gesetzt der selbst verschnitten ist. Dieser Oberste der Verschnittenen hat ganz natürlich eine große Gewalt in dem Reiche des türkischen Kaisers. Nicht wahr, Herr Horn?

Herr Horn. Er hat recht, mein lieber Freund!

Forschel. Was waren denn die streifenden Horden, die ein gewisser Sazar angeführt hat?

Herr Horn. Es gibt, noch bis auf den heutigen Tag, in Arabien, solche herumstreifende Leute. Sie haben keinen festen Aufenthalt, ziehen zu Pferde, oder auf Dromedaren, in Arabien, Syrien, Palästina und Aegypten herum, und leben vom Straßenraube, den sie nicht für unehrlich halten. Da nun durch solche Horden das Reisen in jenen Gegenden sehr gefährlich ist, so vereinigen sich die Reisenden in große Gesellschaften, welche Karavanen genennet werden. Man rechnet, daß die Hauptkarvane, welche jährlich vor Mecca ankömmt, aus mehr als 100,000 Menschen bestehet, welche 200,000 Kameele bey sich haben.

Forschel. Was wollen nur so viele Menschen in Mecca machen?

Herr Horn. Nach einem Religionsgesetz muß jeder Mahomedaner, in seinem Leben wenigstens einmahl, nach Mecca wallfahrten.

Forschel. Warum eben nach Mecca?

Herr Horn. Weil diese Stadt für sehr heilig gehalten wird. Mahomed ist in Mecca, im Jahre nach Christi Geburt 571 geboren. In dieser Stadt steht auch noch ein alter Tempel, welcher in den Zeiten des Heidenthums erbauet worden ist und das Haus Gottes genennet wird. Christen, Juden und Heiden dürfen sich, bey Strafe einer ewigen Sklaverey, der Stadt nicht nähern.

Zu den frommen Pilgern, welche nach Mecca wallfahrten, gesellen sich viele Kaufleute, die ihre Waaren dahin bringen, weil, nach der Ankunft der Karavanen, daselbst allemahl ein großer Jahrmarkt gehalten wird. In der Gegend um Mecca wächst der beste arabische Kaffee.

Forschel. Die Stadt Mecca liegt also in Arabien?

Herr Horn. Und zwar in dem Theile von Arabien, der der steinigte genennet wird,

wo

wo auch die Berge Sinai und Horeb, und die Wüste Pharan liegen.

Forschel. Ist das der nähmliche Berg, wo Moses den Israeliten das Gesetz gegeben hat?

Herr Horn. der nähmliche.

Forschel. In Ihrer Erzählung kam vor, daß der arme Vater, der sich über seinen schlechten Sohn so abgehärmt hat, nach dem Grabe des großen Propheten gewallfahrtet ist. Wo liegt denn Mahomed begraben?

Herr Horn. In Medina, einer berühmten und reichen Stadt, die auch in dem steinigten Arabien liegt. Die Mahomedaner glauben: Der große Prophet könne am leichtesten bewegt werden, ihre Gebete zu erhören, wenn sie solche an seinem Begräbnißorte verrichteten.

Forschel. Das ist doch ein doppelter Aberglaube.

Herr Horn. Nichts anderes. Ich habe ihm ja gesagt, daß die Religion Mahomeds manches Unwahre enthielte.

Forschel. Erzählen Sie uns doch auch davon.

Herr Horn. Heute erzähle ich kein Wort mehr.

mehr. Ich gehe nun nach Hause und wünsche euch Allen eine gute Nacht.

Alle. Gute Nacht Herr Horn! Schlafen Sie wohl! Ueber acht Tage kommen Sie doch wieder zu uns?

Herr Horn. Wenn keine wichtige Abhaltung vorfällt.

Bey Heinrich Gräff in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Der Rathgeber

bey den vorzüglichsten Geschäfts- und Handelsangelegenheiten, für Manufacturisten, Fabrikanten, Handelsleute, Krämer, und alle welche Handelsgeschäfte betreiben, insbesondere aber für diejenigen, welche die Handlung erlernen wollen. In Verbindung einiger sachverständigen und erfahrnen Kaufleute herausgegeben von G. C. Claudius, 2 Bände Preis 2 Thlr. Sächsisch.

Dieses Buch ist für Personen welche Handel treiben ohne die Handlung erlernt zu haben, sehr brauchbar. Es enthält folgende Abschnitte.

1) Kleines kaufmännisches Wörterbuch, oder Erklärung der eigenthümlichen und gebräuchlichsten Ausdrücke, welcher sich die Kaufleute bey ihren Geschäften bedienen.
2) Eine kurze Anleitung zum kaufmännischen Briefwechsel, nebst einer kurzen Beyspielsammlung.
3) Anweisung zu den übrigen wichtigen kaufmännischen Aufsätzen.

Auch ist von
G. C. Claudius allgemeiner Briefsteller u. s. w. Ein Handbuch zum Selbstunterrichte für die mittlern und niedern Stände, eine Vierte Auflage erschienen, welche 18 gr. sächsisch kostet.

Wer den Betrag an die Buchhandlung der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal überschickt kann diese Bücher von derselben erhalten.

Ferner erhält man daselbst, so wie in allen guten Buchhandlungen.
Handbuch der gesammten Landwirthschaft von J. L. G. Leopold. 2 Theile.
Erster Theil, das Buch vom Ackerbau 18 gr.
Zweiter Theil, das Buch von der Viehzucht 1 Thaler.
Christliche Hauspostille von Christian Gotthilf Salzmann 5 Theile 1 Thlr. 16 gr.

Diese 5 Bände enthalten 67 Predigten auf alle Sonn- und Festtags-Evangelien.

Wer den Betrag an uns einsendet erhält sie gebunden zugesandt.

Buchhandlung der Erziehungsanstalt
in Schnepfenthal.

Der Bote aus Thüringen.

Vierzehntes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

W. Besinnt Er sich noch auf das, Herr Gevatter, was Er mir im vorigen Januar, als die Mondfinsterniß gewesen war, versprach? Er wollte mir ein ander Mahl noch mehr von dem mittheilen, was Ihm sein Herr Pfarrer in der Nacht erzählt hätte, in welcher Er mit ihm die Mondfinsterniß beobachtete.

B. Ich habe es nicht vergessen, und weil Er mich eben daran erinnert, so dächt ich wir unterhielten uns gleich heute über diesen Gegenstand zusammen.

W. Er soll an mir einen aufmerksamen und wißbegierigen Schüler haben.

B. Noch ehe die eigentliche Mondfinsterniß anging, gab es schon Veranlassung zu einer Frage, die ich dem Herrn Pfarrer vorlegte. Er hatte mir nähmlich aus einem schönen Ca-

lender, den er besaß, vorgelesen, daß die Verfinsterung des Mondes um ein Viertel auf zwölf anfangen werde. Mir aber kam es schon gegen elf Uhr so vor, als werde der Vollmond, der bis dahin in seinem gewöhnlichen Glanze dagestanden hatte, an seinem östlichen Rande etwas trübe. Ich machte den Herrn Pfarrer darauf aufmerksam, und äußerte die Vermuthung, daß unsere Uhr zu spät gehn möchte: weil doch die Mondfinsterniß erst um Ein Viertel auf Zwölf angehen sollte.

W. Die Frage hätte Er sich ersparen können, Herr Gevatter; denn Er weiß wohl, sein Herr Pfarrer sieht immer streng darauf, daß die Uhr im Dorfe richtig geht. So oft ein heiterer Tag ist, sieht er nach seiner Sonnenuhr, und bestimmt dann nach einer Tabelle, die er hat, ob die Dorfuhr richtig oder unrichtig geht; im letztern Falle wird der Gang derselben sogleich berichtigt.*)

B.

*) Eine deutliche „Anweisung zur gehörigen Berichtigung der Uhren," kann man in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, oder auch in andern Buchhandlungen, für Drey Groschen, geheftet, bekommen.

B. Dafür hat er auch die Ehre, daß alle Schulmeister in der umliegenden Gegend, ihre Uhren nach der seinigen berichtigen, wenn sie nicht selbst die Mittel zu ihrer Berichtigung in Händen haben. — Nun kurz — der Herr Pfarrer versicherte mich, daß er seine Uhr erst denselben Tag richtig gestellt hätte, und daß der Anfang der eigentlichen Verfinsterung noch nicht da wäre. Die Verminderung der Helligkeit an dem östlichen Mondrande rühre, setzte er hinzu, von dem Halbschatten der Erde her.

W. Vom Halbschatten? was versteht man denn darunter?

B. Lasse Er einmahl im Sonnenschein, oder auch des Abends bey Lichte, den Schatten seines Fingers auf ein weißes Papier fallen, so wird Er bemerken, daß das Dunkel des Schattens und das ihn ungebende Helle, nicht scharf abgeschnitten sind, wo sie an einander gränzen: sondern daß sich eins ins andre ganz allmählich verläuft. Zwischen dem eigentlichen Schatten und dem Hellen ist also immer ein Raum, der nicht recht hell und nicht recht dunkel ist; und den nennt man den Halbschatten. Er entsteht dadurch, daß die-

ser Raum zwar von einigen Theilen des leuchtenden Körpers, zum Beyspiel der Sonne oder der Lichtflamme, beschienen wird, aber doch nicht von allen Theilen desselben. Versteht Er mich wohl? — Nun: so ein Halbschatten befindet sich auch rings um den eigentlichen Schatten oder Kernschatten herum, den unsere auf der einen Seite von der Sonne beschienene Erde, nach der entgegengesetzten Seite hin verursacht. Ehe nun der Mond bey einer Mondfinsterniß in den Kernschatten der Erde tritt, kommt er erst in den Halbschatten derselben. Dieser entzieht ihm zwar seine Helligkeit nicht ganz, aber er vermindert dieselbe doch beträchtlich. Daher kommt es nun daß der östliche Rand des Monds, der bey seinem Fortrücken im Weltraume immer vorangeht, allemahl kurz vor dem Eintritt einer Mondfinsterniß anfängt trübe zu erscheinen.

W. Da muß ja wohl auch wieder, nach dem Ende der eigentlichen Verfinsterung, am gegenüberliegenden westlichen Mondrande ein ähnliches Halbdunkel noch eine Zeit lang bemerkbar seyn?

B. Allerdings. Zwey Uhr war die Mondfinsterniß vorüber; und Ein Viertel auf drey,

als ich nach Hause ging, sah der westliche Mondrand noch etwas trübe aus.

W. Erzählte denn der Herr Pfarrer noch mehr von den Mondfinsternissen?

B. Noch gar mancherley. Er machte mich z. B. darauf aufmerksam, daß eine Mondfinsterniß immer nur an dem Tage einfallen könnte, wo wir Vollmond hätten. Dann stehe nähmlich die Erde gerade zwischen der Sonne und dem Monde, so daß wir die ganze von der Sonne beschienene Halbkugel des Mondes übersehn könnten. der Schatten der Erde falle also dann gerade in die Gegend des Weltraumes, in welcher der Mond zu der Zeit stände.

W. Ja ja, das läßt sich begreifen. Sehn wir hingegen nicht die ganze nach uns zugekehrte Hälfte der Mondkugel erleuchtet, so steht auch unsere Erde nicht zwischen der Sonne und dem Monde: folglich kann ihr Schatten dann unmöglich auf den Mond treffen und ihn verfinstern. — Ich dächte aber, wenn die Erde zwischen Sonne und Mond stände, so müßten wir allemahl eine Mondfinsterniß haben.

B. Da müßte ja jeder Vollmond ver-

fin-

finstert werden. Der Grund, warum dieß nicht geschieht liegt, wie mir der Herr Pfarrer sagte, darin, daß der Vollmond gewöhnlich etwas höher oder niedriger am Himmel steht, als die Stelle auf welche der Schatten der Erde gerade trift. Nur bisweilen fügt es sich daß beyde gleich hoch am Himmel stehn, und dann ereignet sich auch eine Mondfinsterniß.

W. Aha! da geht mir wieder ein Licht auf! darin muß ja wohl auch der Grund liegen, daß der Mond gewöhnlich nur zum Theil und seltener ganz verfinstert wird?

B. Allerdings. Der Mond wird dann ganz und am längsten verfinstert, wenn er mit dem Erdschatten zur Zeit des Vollmonds gerade ganz gleich hoch am Himmel steht, welches sich aber nur sehr selten trifft. Steht er hingegen etwas höher oder niedriger, so dauert die Verfinsterung nicht so lange, und der Rand wird dann gewöhnlich nur zum Theil verfinstert. Bey der letzten Mondfinsterniß, am 5ten Januar, stand der Vollmond etwas niedriger am Himmel als der Erdschatten; daher kam es, daß der unterste

Theil

Theil der hellen Mondscheibe nicht mit verfinstert wurde.

W. Hat Ihm denn der Herr Pfarrer darüber keine Auskunft gegeben, wie es möglich ist, daß man in den Calendern die Mondfinsterniße voraus verkündigt, und sogar die Minute angeben kann in welcher sie anfangen und sich endigen?

B. Er meynete, die Astronomen, die sich mit der Berechnung der Zeit abgäben, zu welcher die verschiedenen merkwürdigen Begebenheiten an den Himmelskörpern vorfallen müßten, hätten Bücher, in denen der Lauf des Monds und der Lauf der Erde ganz genau beschrieben wären. Mit Hülfe dieser Bücher, und ihrer Kenntniß von der Sache, könnten sie nun im Voraus genau den Ort am Himmel bestimmen, an welchem der Mond sowohl, als auch der Schatten der Erde zu einer gewissen Zeit stehn würden. So könnten sie also es auch schon mehrere Jahre voraus wissen, welche Vollmonde mit dem Schatten der Erde im Weltraum zusammentreffen würden, und wie genau sie zusammen treffen würden; auch in welcher Minute der Mondrand zuerst den Schatten der Erde berühren werde.

W.

W. Nun, so etwas habe ich mir gedacht. Wer hat denn die Bücher geschrieben, in denen man den Lauf des Monds und der Erde so genau angegeben findet?

B. Zu der Vollkommenheit, welche diese Bücher jetzt haben, sind sie nicht durch den Fleiß eines einzigen Mannes gelangt, Herr Gevatter; die ersten Bücher von der Art, die man hatte, waren noch sehr unvollkommen; man konnte nach denselben den Ort des Mondes am Himmel für eine gewisse Zeit nicht genau berechnen. Aber nach und nach sind sie immer mehr verbessert worden; ja man arbeitet noch jetzt an ihrer Verbesserung. Auf den Sternwarten, wie die auf dem Seeberge bey Gotha ist, untersucht man, mit Hülfe dazu eingerichteter Instramente, ob die Himmelskörper, z. B. der Mond, in einer gewissen Secunde wirklich da stehn, wo sie nach Angabe jener Bücher stehn solten; und wenn man Unterschiede findet, so forscht man nach den Fehlern in denen der Grund davon liegt, und verbessert sie in den Büchern.

Der Bote aus Thüringen.

Funfzehntes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

W. Hat denn das mühsame und gewiß schwer zu erlernende Geschäft der Astronomen, von welchem wir vor acht Tagen sprachen, aber auch wohl wirklich seinen Nutzen?

B. Ehe ich Ihm antworte, Herr Gevatter, erlaube Er mir auch eine Frage. Wozu sind wir denn von Gott auf diese Erde gesetzt worden?

W. Darauf kann ich Ihm wohl dienen. Daß wir unsern unvergänglichen Theil, unsern Geist ausbilden und veredeln; und unsern Mitgeschöpfen wohl thun sollen.

B. Nun denke Er wieder an Seine Frage, Herr Gevatter.

W. Ich sehe freylich wohl ein, daß ich mir sie selbst hätte beantworten können. Muß nicht der Geist des Menschen durch sein Nach-

denken über die Werke Gottes, die außer unserer Erdkugel vorhanden sind, über die Himmelskörper, ihre Entfernung von uns, ihre Größe, ihre Bewegung, muß er nicht durch das Nachdenken über dieß alles vervollkommnet werden? Und für andre Menschen mögen die Arbeiten der Astronomen wohl auch nützlich seyn; sie werden durch diese Männer über die Einrichtung des Weltgebäudes besser belehrt; bekommen durch sie Aufmunterung ihren Geist auch im Nachdenken über die Erscheinungen am Himmel zu üben; und wie ich gehört habe, sollen auch die Seefahrer noch besonders großen Nutzen aus den Arbeiten der Astronomen ziehn.

B. Allerdings. Wenn diese Leute, besonders diejenigen unter ihnen, die weite Seereisen über das Weltmeer unternehmen, keine Kenntniß von der Sternkunde hätten, wenn ihnen die Bücher fehlten, in denen die Astronomen den Lauf der beweglichen Himmelskörper so genau beschrieben haben: so würden sie sich auf dem ungeheuern Meere bald verirren, und nicht mehr wissen wo sie eigentlich auf der Erdkugel sich befänden.

W. Wir sind ja aber fast ganz von dem

Haupt-

Hauptgegenstande unsers letztern Gesprächs abgekommen. Hat Er mir denn nichts mehr vom Monde zu erzählen, Herr Gevatter?

B. Weiß Er denn wohl wie weit der Mond von uns entfernt ist?

W. Daß er sehr weit von uns sey, habe ich schon gehört. Nu, wie viel Meilen sinds denn wohl bis hin?

B. Der Herr Pfarrer meynte, der Mond wäre nicht immer gleich weit von der Erde entfernt, sondern ein Mahl in jedem Monathe wäre er derselben um mehrere tausend Meilen näher, als 14 Tage nachher. Seine Entfernung betrüge jedoch immer zwischen 48000 Meilen und 54700 Meilen.

W. Da kann also seine Laufbahn um die Erde nicht ganz kreisrund, sondern sie muß länglichrund seyn. — Aber woran hat man doch das bemerken können, daß der Mond nicht immer gleich weit von der Erde entfernt bleibt?

B. Nichtwahr, Herr Gevatter, je näher eine Sache mir ist, desto größer erscheint sie mir? Halte Er einmahl seinen Finger dort nach dem Kirchthurm hin vor das Auge, so wird Ihm sein Finger größer erscheinen als der Kirchthurm.

W. Ja, das hat seine Richtigkeit.

B. Würde das aber wohl noch der Fall seyn, wenn Er nah am Kirchthurm stände?

W. Dann möchte mir wohl der Kirchthurm größer als mein Finger erscheinen. — Aha! daraus folgt also was Er eben sagte: daß eine Sache, wie zum Beyspiel der Kirchthurm, mir desto größer erscheinen muß, je näher sie mir ist.

B. Sieht Er, dadurch sind auch die Astronomen dahinter gekommen, daß der Mond bald mehr bald weniger weit von unserer Erde entfernt ist. Sie bemerkten nähmlich mit ihren Instrumenten, daß der Mond ihnen bald etwas kleiner, bald wieder etwas größer erschien: und das konnte von keiner andern Ursach herrühren, als von der verschiedenen Entfernung des Monds von der Erde.

W. Das ist doch artig! — Wie aber die Astronomen haben bestimmen können, daß der Mond immer zwischen 48000 und 54700 Meilen von der Erde entfernt bleibe, das wird Er mir doch wohl nicht erklären können, Herr Gevatter.

B. Das kann freylich unser eins nicht ordent-

ordentlich begreifen; weil dazu, wie der Herr Pfarrer sagte, mancherley Kenntnisse nöthig sind, deren Erwerbung so viel Zeit und Mühe erfordert, daß wir unsere Berufsgeschäffte darüber würden versäumen müssen, wenn wir uns mit ihrer Erwerbung befassen wollten.

W. Wenn die Entfernung des Mondes von der Erde hat ausgemacht werden können: so wird man ja auch wohl seine Größe untersucht haben.

B. O ja. Man hat durch Beobachtung des Monds mit den astronomischen Instrumenten, und durch die gehörige Rechnung gefunden, daß die Oberfläche des Monds ungefähr vierzehnmahl kleiner sey, als die Oberfläche unserer Erdkugel.

W. Vierzehnmahl kleiner! — Nun, da muß ja wohl den Leuten die auf dem Monde wohnen, unsere Erde, wenn sie dieselbe, wie wir den Mond erblicken, auch vierzehnmahl größer erscheinen, als uns der Mond.

B. Allerdings. Wenn ihnen des Nachts unsere Erde leuchtet, so muß der Schein beträchtlich heller seyn, als bey uns der Mondschein ist. Der nicht von der Sonne beschienene Theil des Monds wird auch wirklich

von

von unserer Erde hinlänglich erhellt, daß wir ihn von der Erde aus, aber freylich nur undeutlich erkennen können. Sehe Er nur einmahl, ein Paar Tage nach dem Neumond, wenn von der nach uns zugekehrten Hälfte des Mondes nur ein schmales Streifchen von der Sonne beschienen ist, recht genau nach dem Monde hin, so wird Er den größern, nicht von der Sonne erleuchteten Theil desselben bald auch gewahr werden: da ihn unsere Erde bescheint. Sieht man aber freylich nicht recht genau darauf, so bemerkt man, wegen der viel größern Helligkeit des von der Sonne erleuchteten Streifchens, den übrigen Theil nicht.

W. Ueber die dunkeln Flecke, die man am erleuchteten Monde bemerkt, hat Er ja wohl auch mit dem Herrn Pfarrer gesprochen.

B. Ja wohl. Er sagte, es wären theils beschattete Stellen auf dem Monde, theils Meere und Seeen.

W. So? Der Schatten rührt wohl von Bergen her, die auf dem Monde sind?

B. Ganz recht. Die Oberfläche des Mondes soll noch ungleicher seyn, als die Oberfläche unserer Erde. Die Astronomen haben

hohe

hohe Berge und tiefe Abgründe, mit Hülfe ihrer vortrefflichen Fernröhre, auf dem Monde erkennen können. Auch sind manche von den dunkeln Flecken auf dem Monde vielleicht große Wälder; denn Wälder sehn, wie Er weiß, von fern betrachtet immer auch dunkel aus.

W. Wie aber die Meere und Seeen auf dem Monde uns als dunkle Stellen erscheinen sollen, sehe ich noch nicht ein; ich dächte das Wasser müßte gerade am mehresten glänzen, wenn die Sonne darauf schiene?

B. Steht man freylich so, daß die vom Wasserspiegel abprallenden Sonnenstrahlen unser Auge treffen, so glänzt das Wasser sehr, und blendet uns durch seinen Glanz. Das ist aber nur dann der Fall, wenn der Wasserspiegel sich zwischen uns und der Sonne befindet. Haben wir hingegen die Sonne im Rücken, und betrachten eine vor uns liegende Wasserfläche, so erscheint sie uns eben deshalb dunkel, weil alle darauf fallenden Sonnenstrahlen nach der entgegengesetzten Richtung hin zurückprallen. Gerade so ist es aber, wenn wir den Vollmond betrachten, da haben wir allemahl die Sonne hinter uns; und das Wasser auf dem Monde kann uns daher nicht glänzend,

sondern

sondern es muß uns dunkler erscheinen als das feste Land.

Extra-Blatt der Georgia No. 1.

In diesem Blatte ist folgender Aufsatz:

Beherzigungswerthe Beyträge zur neuesten Geschichte der Schutzblattern, von dem Herrn M. Menzmann enthalten, welcher allen Obrigkeiten, Geistlichen und Landschulmeistern zu empfehlen ist, indem durch unberufne Bedenklichkeiten gegen die Schutzblattern, neuerdings das Publicum in seinem Glauben irre geführt worden ist; und eben gegen diese Bedenklichkeiten tritt Herr M. Menzmann mit so vielem Nachdruck auf, und zeigt durch Aufstellung einiger geheimen und öffentlichen Machinationen gegen die gute Sache, was das Publicum von allen diesen Gegnern zu halten habe. Um der guten Sache Willen, kann ein jeder, der Einfluß auf das große Publicum hat, dieses Blatt gratis bey mir erhalten, außerdem zahlt man 2 gr. dafür. Leipzig den 13. März 1806.

Heinr. Gräff.

So weit die gothaischen Zeitungsboten gehn, kann man dieses Blatt erhalten, in der Buchh. der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal.

Der Bote
aus
Thüringen.
Sechzehntes Stück.
1806.

Bote. Wirth.

W. Noch eine Frage muß ich doch wegen des Monds an Ihn thun, Herr Gevatter. Da der Mond, wie unsere Erde, von der Sonne erleuchtet wird, so wechseln ja auf dem Monde wohl auch Tag und Nacht ab, wie auf unserer Erde?

B. Allerdings; wir haben ja auch vor acht Tagen schon von dem dunkeln Theile der Mondkugel gesprochen, der dann bisweilen von unserer Erde schwach erleuchtet wird, wie unsere Erde des Nachts zuweilen den Mondschein genießt. Tag und Nacht wechseln aber auf dem Monde nicht so oft ab, als auf unserer Erde.

W. Ey woher kommt denn das?

B. Er weiß doch wodurch auf unserer

Nun fasse Er einmahl den Apfel am Stiele, und führe Er ihn so um meinen Krug herum, daß der Fleck immer gerade nach dem Krug zu steht: so daß ein Auge, das sich oben auf dem Kruge befände, den Fleck beständig mitten auf dem Apfel erblicken müßte.

W. (Indem er thut, was der Bote von ihm verlangte) — Ja, ja: Er hat Recht, Herr Gevatter. Das geht nicht anders an, als wenn ich den Apfel, während ich ihn um den Krug herumführe, zugleich auch immer weiter zwischen den Fingern umdrehe. Hielte ich hingegen den Stiel ganz fest zwischen den Fingern, und drehe auch meine Hand nicht im Gelenke: so kommt der Fleck bald auf diese bald auf jene Seite zu stehn.

B. Führe Er nun den Apfel noch ein Mahl so um den Krug ganz herum, wie ichs Ihm vorschrieb: und gebe Er Achtung wie viel Mahl Er den Apfel dabey umdrehen muß.

W. — Gerade Ein Mahl muß ich ihn umdrehen, während ich ihn Ein Mahl um den Krug herumführe.

B. Nun sieht Er: so muß also auch der Mond sich gerade Ein Mahl umdrehen, während er Ein Mahl um unsere Erde herum läuft:

wenn wir, wie dieß wirklich der Fall ist, seine Flecken immer auf einerley Stelle erblicken sollen.

W. Ey, was man doch durch Nachdenken alle herausbringen kann!

B. Der Umlauf des Monds um die Erde geschieht aber ungefähr in 656 Stunden: und in diesen 656 Stunden muß sich der Mond also auch ein Mahl umdrehen: so daß Tag und Nacht auf dem Monde in 656 Stunden nur Ein Mahl wechseln.

W. Das muß doch ein sonderbares Leben auf dem Monde seyn! was nur der liebe Gott für Geschöpfe darauf gesetzt haben mag?

B. Davon habe ich mich auch schon mit dem Herrn Pfarrer unterhalten. Er meynte: es könne freylich kein Mensch mit Gewißheit darüber entscheiden: wenn wir aber so das überdächten, was wir etwa von den Eigenschaften Gottes, und von seiner Weltregierung wüßten: so müsse es uns sehr wahrscheinlich vorkommen, das unter den Geschöpfen, denen er auf dem Mond ihren Platz anwies, auch vernünftige Wesen sich befinden möchten, die eben so auf dem Monde die Statthalter Gottes seyn könnten, wie Gott die Menschen auf

der Erde zu seinen Statthaltern eingesetzt hat.

W. Ich kann mir es auch nicht anders denken. Alles was auf unserer Erde da ist, scheint doch eigentlich bloß um der Menschen willen da zu seyn: daß diese davon Gelegenheit nehmen sollen, ihren unsterblichen Geist auf mancherley Weise auszubilden und zu vervollkommnen. Denn betrachte Er, was Er will: so wird er finden daß es vergänglich ist. Wenn es seine Zeit gedauert hat, so wird es zerstört, und von der Natur wieder zu andern Zwecken verarbeitet. Auch der Felsen, der Jahrtausenden trotzte, unterliegt doch endlich der Verwitterung. Ein Stückchen desselben nach dem andern wird mürbe, trennt sich von dem übrigen, und zerfällt zu Staub. Der Baum steht Jahrhunderte, wenn Menschenhände ihn verschonen; aber die Zeit kommt doch auch, wo die Fäulniß sich allmählich über seinen Stamm ausbreitet, ihn zerstört, und wieder in Erde verwandelt: und eben so geht es mit den Körpern der Menschen und Thiere, auch sie dauern nur eine kurze Zeit. Alle diese sichtbaren Dinge kann also der weise Schöpfer nicht um ihrets willen erschaffen haben; denn wie könnte er

sonst

sonst ihre Zerstörung zugeben? sondern er wollte gewiß durch ihr kurzes Daseyn Absichten in Beziehung auf etwas Unvergängliches erreichen. Und was könnte dieses Unvergängliche wohl anders seyn, als der menschliche Geist, der durch die Betrachtung der vergänglichen Dinge, durch die Untersuchung ihrer Eigenschaften, durch sein Nachdenken über dieselben, über die Mittel die sie ihm zur Erreichung seiner Absichten darbieten, auf mannigfaltige Weise geübt, ausgebildet, vervollkommnet, und zur Erkenntniß der wichtigsten Wahrheiten geleitet wird? — Hat nun eben dieser weise Schöpfer auch auf dem Monde Geschöpfe von mancherley Art hervorgebracht, und wer sollte wohl daran zweifeln? — so muß ja wohl seine Absicht dabey dieselbe gewesen seyn; und er wird also gewiß auch vernünftigen Wesen, wie wir Menschen sind, auf dem Monde ihren Wohnplatz angewiesen haben.

B. Wenn wir einmahl diese irdische Hülle werden abgestreift haben, Herr Gevatter: so denke ich, werden wir auch über die Anordungen nähern Aufschluß bekommen, die der liebe Gott auf den außer unserer Erde vorhandenen Weltkörpern gemacht hat; für jetzt müßen

müßen wir uns aber freylich mit Muthmaßungen begnügen.

W. Mit einem Luftschiffe von der Erde bis in den Mond zu kommen, ist doch wohl ganz unmöglich.

B. Daran ist nicht zu denken, Herr Gevatter. Ich äußerte auch einmahl gegen unsern Herrn Pfarrer den Gedanken; sobald mir dieser es aber recht erklärt hatte, wie es mit dem Aufsteigen der Luftschiffe zugehe: so sah ich nun selbst ein, daß sogar das Luftschiff allein, ohne einen Menschen, sich unmöglich auch nur wenige Meilen von der Erde entfernen könne; geschweige denn 48 tausend Meilen, welches, wie ich Ihm letzthin sagte, die geringste Entfernung des Mondes von der Erde ist.

W. Nun, wie erklärte Ihm denn der Herr Pfarrer das Aufsteigen des Luftschiffs?

B. Ich muß ein wenig weit ausholen, Herr Gevatter, wenn ich Ihm seine Frage beantworten will; für heute möchte es zu spät dazu seyn: wir wollen das nächste Mahl darüber sprechen.

Der Bote aus Thüringen.

Siebzehntes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Vor acht Tagen versprach ich, Herr Gevatter, es Ihm zu erklären, wie es mit dem Aufsteigen der Luftschiffe eigentlich zugehe; jetzt will ich mein Versprechen erfüllen. — Wenn Er einen Korkstöpfel in eine Schüssel voll Wasser untertaucht, und Er läßt ihn dann los: was geschieht?

W. Da fährt der Korkstöpfel schnell wieder herauf, und schwimmt an der Oberfläche des Wassers: weil er leichter ist, als das Wasser.

B. Statt des Korkstöpfels könnte man auch ein Stück Tannenholz, einen Apfel, kurz jeden Körper nehmen, der leichter als daß Wasser ist; allemahl würde der Körper, wenn Er ihn unter das Wasser getaucht hätte, wieder im Wasser bis zur Oberfläche emporsteigen.

W. Nun, wie will Er mir denn daraus das Aufsteigen des Luftschiffs erklären?

B. Nur Geduld! — Wenn Er ein Stück Bley, zum Beyspiel ein Schrotkorn unter das Wasser taucht, steigt denn das auch in die Höhe?

W. Das sinkt freylich zu Boden: denn es ist schwerer als das Wasser.

B. Versuche Er nun aber einmahl folgendes: binde Er ein kleines Stückchen Bley an einen Korkstöpfel, und tauche Er nun den Korkstöpfel mit dem daran gebundenen Bley unter das Wasser.

W. Da wird wohl der Korkstöpfel das Stückchen Bley, wenn es nicht zu groß ist, mit nach der Oberfläche des Wassers heraufziehen.

B. Das wird allerdings geschehn; und so kann also selbst ein Körper der schwerer ist als das Wasser, im Wasser emporsteigen. Man braucht ihn nähmlich nur zu dieser Absicht mit einem andern größern Körper zu verbinden, der beträchtlich leichter ist als das Wasser.

W. Da fällt mir ein, was ich vor Kurzem von einem Reisenden hörte; daß man nähm-

nähmlich im Wasser nicht untersinkt, wenn man einen breiten Gürtel von Korkholz, das mit Leinwand oder einem andern Zeug überzogen ist, umschnallt. Solche Gürtel werden deshalb Schwimmgürtel genannt.

B. Nun wollen wir die Anwendung von diesen Erfahrungen auf das Luftschiff machen. — Er weiß, Herr Gevatter, daß die Luft, die unsere Erde umgibt, auch ein flüssiger Körper ist, das heißt ein Körper, dessen Theile in keinem beträchtlichen Zusammenhange mit einander stehn, so daß man sie leicht von einander trennen kann, indem man z. B. mit der Hand durch die Luft fährt.

W. Es kommt mir immer sonderbar vor, wenn ich die Luft einen Körper nennen höre; aber gleichwohl kann ich nichts Vernünftiges dagegen einwenden. Da wir einmahl jedes Ding einen Körper nennen, das wir mit Hülfe unserer Sinneswerkzeuge erkennen oder empfinden können, so müssen wir freylich auch die Luft für einen Körper anerkennen: denn wir fühlen sie, wenn wir uns schnell durch dieselbe bewegen, und hören ihr Brausen, wenn sie selbst in Bewegung ist.

B. Noch sonderbarer wird es Ihm vor-

B. Eine andere Art von Luft, welche man brennbare Luft nennt.

W. Wo ist denn diese brennbare Luft anzutreffen?

B. Man findet sie bisweilen in Bergwerken, oder auch in natürlichen unterirdischen Höhlen: in Sümpfen und sumpfigen Teichen, aus denen sie in Blasen emporsteigt, wenn man mit einem Stabe den Schlamm am Boden des Teichs in Bewegung setzt; ferner an Orten, wo todte Körper in Fäulniß übergehn; und in den Gedärmen der Menschen und Thiere. Man kann aber auch diese Luftart in großer Menge dadurch sogleich erhalten, daß man Vitriolöl, welches die Färber gebrauchen, mit Wasser verdünnt, und dann diese Mischung über Eisenfeilspähne gießt. Da entsteht ein heftiges Brausen, und man bemerkt einen übeln Geruch, welcher durch die aus der Mischung emporsteigende brennbare Luft verursacht wird. Bringt man eine Lichtflamme in die Nähe des Gefäßes, worin die Mischung sich befindet, so entzündet sich die entstandene Luft, und brennt mit einer blauen Flamme.

M. Deswegen heißt sie also auch wohl brennbare Luft? und diese brennbare Luft

wäre

wäre nun, wie Er vorhin sagte, leichter als die gewöhnliche Luft?

B. Ja; und weil sie leichter ist, so steigt sie auch in der gewöhnlichen Luft, die unsere Erde umgibt, empor: gerade so, wie ein Stück Kork oder Tannenholz im Wasser emporsteigt.

W. Aha! nun merke ich schon, wo er mit seiner Erklärung vom Aufsteigen der Luftschiffe hinauswill. Gewiß sind die großen hohlen Luftbälle die an den Luftschiffen angebracht werden, mit solcher brennbaren Luft angefüllt!

B. Getroffen, Herr Gevatter! — Und eben so wie der Korkstöpsel ein an ihm befestigtes Stückchen Bley im Wasser mit herauf zog, so zieht auch die brennbare Luft in einem Luftballe, nicht nur den Ball selbst, sondern auch das unter dem Ball hängende und an demselben gehörig befestigte Luftschiffchen, nebst dem was sich darin befindet, mit in die gemeine Luft hinauf; in welcher die brennbare, wegen ihrer größern Leichtigkeit aufsteigen muß.

W. So wie aber der Korkstöpsel größer seyn mußte als das Stückchen Bley das er im Wasser mit aufwärts ziehen sollte: so muß ja

wohl

wohl auch der mit brennbarer Luft gefüllte Ball viel größer seyn als das Luftschiff und was sich in demselben befindet?

B. Ey, ja wohl! Ein Luftball der einen Menschen mit in die Luft erheben soll, muß wenigstens 20 Schuh im Durchmesser haben.

W. Woraus macht man denn die Luftbälle?

B. Gewöhnlich aus Taffent; um aber zu verhindern daß die brennbare Luft nicht durch den Taffent dringe, überzieht man ihn auf beyden Seiten mit einem schicklichen Firniß.

W. So ein Luftball muß hoch kommen.

B. Das läßt sich denken. Zu einem Balle der 20 Fuß im Durchmesser halten soll, gehören wohl an 300 Ellen Taffent; und das Vitriolöhl, das man zur Bereitung der brennbaren Luft braucht, vermehrt auch die Kosten um ein Beträchtliches.

Der Bote
aus
Thüringen.

Achtzehntes Stück.

1 8 0 6.

Bote. Wirth.

W. Ich habe es nach Seiner Erklärung ganz gut verstanden, Herr Gevatter, wie es mit dem Aufsteigen der Luftschiffe zugeht; aber Eins muß ich Ihn noch fragen: wie fängt es denn der Luftschiffer an, wenn er wieder aus der Luft zur Erde herabsteigen will?

B. Da öffnet er eine Klappe, die sich an dem Luftballe befindet, und läßt einen Theil der darin befindlichen brennbaren Luft heraus. Der Ball, der vorher straff ausgedehnt war, fällt nun etwas zusammen, und kann daher das Schiff mit dem was darin ist, nicht mehr in der Luft schwebend erhalten. Dann fängt das Schiff an zusinken, und nähert sich allmählich wieder der Erde.

W. Mir bleibe Einer mit einer Einladung

zu einer Luftschiffahrt vom Halse; es muß einem ja blau und gelb vor den Augen werden, wenn man so hoch in der Luft schwebt, und einen Blick in die Tiefe thut, die man unter sich hat.

B. Ich will mich auch nicht gerade rühmen, daß ich besondre Lust zu einer solchen Fahrt hätte: aber das habe ich doch gehört, daß die Personen welche den Versuch gemacht haben, den Anblick nicht schön genug beschreiben können, den sie, beym Niederblicken aus der Höhe auf die Erde hatten. Auch soll die feyerliche Stille, welche in der obern Luft herrscht, einen äuserst angenehmen Eindruck auf jene Personen gemacht haben.

W. Haben denn schon viele Menschen es gewagt, in einem Luftschiffe aufzusteigen?

B. Die merkwürdige Erfindung der Luftschiffe wurde im Sommer 1782 gemacht, und im März 1785 zählte man schon 58 verschiedene Personen, die mit Hülfe derselben in die Luft aufgestiegen waren. Wie viele mögen nun in den 21 Jahren, die seitdem verflossen sind, noch dazu gekommen seyn!

W. Ist denn die Luftreise bey allen glücklich abgelaufen?

B. Nur von zwey Personen habe ich gehört, die, und zwar beyde zugleich, ihr Leben dabey eingebüßt haben. Es waren ein Paar Franzosen, die auf einem Luftschiffe von Frankreich nach England, also über das Meer fahren wollten; welches kühne Unternehmen kurz zuvor schon ein anderer Franzose, der noch lebt, glücklich ausgeführt hatte: nähmlich Blanchard (lies Blangschar), der späterhin auch in vielen großen Städten Deutschlands, und in andern Ländern Luftschiffahrten unternommen hat, um den Einwohnern derselben das merkwürdige, und, wie alle die es sahn gestehn müssen, prächtige Schauspiel eines aufsteigenden Luftschiffs zu zeigen. Jene beyden Unglücklichen hatten so lange auf günstigen Wind zu ihrer Ueberfahrt warten müssen, daß ihr Luftball, der schon eine geraume Zeit vor der Abreise mit brennbarer Luft gefüllt, und der Witterung ausgesetzt gewesen war, wahrscheinlich Schaden genommen hatte. Da sie nun dennoch mit demselben ihre gefährliche Reise unternahmen, so mag er in der Luft einen Riß bekommen haben, durch welchen die brennbare Luft plötzlich entwich; — kurz die beyden Unglücklichen stürzten, nachdem sie schon über

dem Meer geschwebt hatten, durch einen Windwechsel aber wieder gegen das feste Land zurückgetrieben worden waren, aus einer Höhe von mehr als tausend Fußen, unweit Boulogne (l. Bulonje) aus der Luft herunter, und wurden durch den Fall zerschmettert. — In Lebensgefahr sind, außer diesen, noch mehrere Luftschiffer gewesen.

W. Wer ist denn eigentlich der Erfinder der Luftbälle?

B. Zwey Brüder, nahmens Montgolfier (l. Monggolfieh) die eine Papierfabrik in Frankreich hatten, müssen für die Erfinder derselben angesehn werden: da sie zuerst hohle Körper von Taffent oder Leinwand verfertigten, die sich in die Luft erhoben. Sie füllten sie aber nicht mit brennbarer Luft, sondern mit erwärmter gewöhnlicher Luft an.

W. Ist denn die auch leichter als die kalte gewöhnliche Luft.

B. Davon kann Er sich leicht überzeugen, Herr Gevatter. Bringe Er nur eine kleine Flaumfeder nah an einen heissen Ofen, und lasse Er sie in der Luft los: so wird Er sehn daß sie schnell aufwärts steigt. Sie wird nähmlich durch die aufsteigende heisse Luft, die

den

den Ofen umgibt, mit in die Höhe getrieben. Daß aber diese Luft aufwärts steigt, kann keinen andern Grund haben, als den: daß sie leichter ist, als die umher befindliche kältere Luft.

W. Aha! durch dieses Aufsteigen der heissen Luft am Ofen werden ja wohl auch die aus Papier ausgeschnittenen Schlangen in eine drehende Bewegung versetzt, die man bey manchen Leuten auf den Stubenöfen stehn sieht?

V. Ganz recht. Diese Papierschlangen ruhn auf der Spitze eines Drahts oder dünnen Stäbchens von Holz, um welche sie sich sehr leicht drehen können: welches denn geschieht, sobald die warme Luft, indem sie vom Ofen aufsteigt: gegen die Schlange stößt. — Aus dem Aufsteigen der warmen Luft in der kältern Luft kann man sich auch den heftigen Luftzug erklären, der in den Windöfen statt findet; ferner das Aufsteigen des Rauchs, der aus den Schornsteinen kommt; das Aufsteigen des brennenden Strohwische und Holzsplitter bey Feuersbrünsten; und den Umstand, daß die Hitze über einer Lichtflamme allemahl weit beträchtlicher ist, als neben derselben.

W. Wagten es denn die Brüder Montgol-

golfier (Monggolfjeh) auch zuerst, sich von einem Luftball in die Luft erheben zu lassen?

B. Nein, Herr Gevatter; dieses Wagstück unternahm ein anderer Franzose, nahmens Pilatre de Rozier (l. Pilatr de Rohsjeh), welcher Aufseher des königlichen Naturalien-Kabinets in Paris war. Am 15ten October 1783 stieg er zum ersten Mahl 84 Fuß hoch in die Luft, ließ jedoch sein Fahrzeug dabey, aus Vorsorge, noch an langen Stricken fest halten. Am 21ten Nov. desselben Jahres aber machte er in Gesellschaft eines Edelmanns die erste wirkliche Luftreise, welche 25 Minuten dauerte und glücklich ablief. Er stieg dann noch mehrmals glücklich auf, war aber endlich einer von den beyden Unglücklichen, von denen ich Ihm vorhin erzählte.

W. Ueber allem Erzählen vom Luftschiff und seiner Erfindung, haben wir ja aber ganz die Reise in den Mond vergessen, die ich damit unternehmen wollte.

B. Ach es ist ja wahr! Nun ich denke jetzt wird Er wohl leicht einsehn, warum es unmöglich ist, dem Monde in einem Luftschiffe auch nur um einige Meilen näher zu kommen: da er doch über 48 tausend Meilen von uns entfernt

fernt ist. Bedenke Er nur folgendes. Je höher man in die Luft hinauf kömmt, desto dünner und also auch leichter findet man die Luft. Auf hohen Bergen, zum Beyspiel, ist sie schon viel dünner und leichter als unten im Thale. Stiege man also mit dem Luftball immer höher: so würde man bald in Luft kommen, die eben so leicht wäre als die brennbare Luft in dem Balle. Dann aber fiele ja der Grund ganz weg, warum der mit brennbarer Luft gefüllte Ball in der gemeinen Luft aufsteigen mußte, und der Luftball würde daher nun mit dem Luftschiffe still stehen. Ueberdieß ist ja die Entfernung des Mondes von der Erde so beträchtlich, daß wenn auch der Raum zwischen der Erde und dem Monde wirklich überall mit Luft ausgefüllt wäre, und zwar mit eben so dichter Luft, wie die uns zunächst umgebende ist: dennoch eine Reise auf dem Luftschiff zum Monde mit den größten Schwierigkeiten verknüpft seyn würde.

W. Ja freylich! Wie lange müßte man nicht unterwegs seyn! und wenn man auch täglich hundert Meilen mit dem Luftschiffe machen könnte, so brauchte man ja doch wenigstens 480 Tage, also 1 Jahr und 4 Monathe,

um den Mond zu erreichen. Da man nun schwerlich unterwegs Wirthshäuser antreffen würde: so müßte man auf so lange Zeit Speise und Trank mit nehmen.

B. Und wenn man nicht erfrieren wollte, so müßte auch für Feuerung gesorgt werden! — Doch wozu hilft es, alle die Schwierigkeiten aufzuzählen, die einer Reise auf dem Luftschiffe in den Mond im Wege stehn: da die Ausführung einer solchen Reise doch an und für sich selbst ganz unmöglich ist.

W. Macht man denn aber sonst keinen nützlichen Gebrauch von den Luftschiffen?

B. Bisher hat man noch wenig nützliche Anwendungen davon gemacht. Ich weiß nur von folgenden. 1) Haben die Naturforscher sich derselben bedient, um die Beschaffenheit der Luft zu untersuchen, die sich in beträchtlicher Entfernung von der Erde befindet. Sie stiegen so hoch als möglich in die Luft, und stellten nun mit Hülfe ihrer mitgenommenen Werkzeuge Untersuchungen über die Luft an, in der sie sich befanden. 2) Brauchten die Franzosen im Revolutionskriege einigemahl Luftschiffe, um die Stellung der feindlichen Armee vor der Schlacht zu beobachten. Ein Officier setzte sich hinein stieg in die Höhe, und beobachtete den Feind mit Hülfe eines Fernrohrs.

Der Bote aus Thüringen.

Neunzehntes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Wer war denn der artige junge Mensch, Herr Gevatter, der eben aus Seinem Hause trat, als ich hereinging?

W. Es war unsers Schulzen Pathe, den er erzogen hat.

B. So? wie ist er denn dazu gekommen?

W. Die Mutter des jungen Menschen ist des Schulzen Schwester. Sie hatte ihren Mann kaum vier Jahre, da starb er, und hinterließ ihr den Sohn und eine jüngere Tochter. Vermögen hatte er sich, da er noch ein junger Anfänger war, nicht sammeln können; die Frau kam also nach seinem Tode wirklich mit ihren Kindern in Verlegenheit. Hätte sich damahls ihr braver Bruder ihrer nicht angenommen, ich glaube sie hätte die Kinder nicht aufgebracht.

B. Ja, den alten Schulzen habe ich immer als einen rechtschaffenen und wohlthätigen Mann rühmen hören; so oft ich ihn zu sehn bekomme, erregt auch sein Anblick in mir eine recht innige Hochachtung; und jedes Mahl denke ich bey mir selbst: das ist doch ein Mensch, der das Bild seines Schöpfers recht unverdunkelt an sich trägt. — Nun, wie unterstützte er denn seine verwittwete Schwester?

W. Erstlich ließ er sich keine Mühe verdrießen, ihr das Wenige, was ihr Mann hinterlassen hatte, zu erhalten, und es für sie so nutzbar als möglich zu machen. Er ging fast alle Tage zu ihr, sah nach, wie es in ihrer kleinen Wirthschaft stehe; gab ihr guten Rath, wie sie das oder jenes am besten anfangen könnte; sagte ihr auf eine freundliche, liebreiche Art seine Meinung über die Erziehung ihrer Kinder; legte auch wohl, wenn in der Wirthschaft etwas vorkam, das sie nicht allein zu Stande bringen konnte, selbst einmahl eine Stunde mit Hand an, oder schickte ihr sonst jemanden zu Hülfe. Und fehlte es hin und wieder doch noch an manchem unentbehrlichen Bedürfniß: so war er immer bereit seine Schwester von den Gütern zu unterstützen, die

ihm,

ihm, bey seiner Arbeitsamkeit und seinem Nachdenken, der göttliche Segen zugewandt hatte. Dieß geschah aber auf eine so herzliche Weise, daß es der Schwester unmöglich hebe Empfindungen machen konnte, wenn sie Wohlthaten von ihm annehmen mußte.

B. Der brave Mann! ach wenn doch recht viele Menschen so dächten und handelten, wie er!

W. Als nun der Knabe das siebente Jahr erreicht hatte, merkte der gute Mann wohl, daß es mit der mütterlichen Erziehung nicht länger bey ihm gut thun würde. Erstlich hatte die Mutter immer alle Hände voll zu thun, wenn sie ihre Wirthschaft in der gehörigen Ordnung erhalten wollte: ja sie mußte wohl auch bisweilen ganze Tage vom Hause abwesend seyn, und auswärts allerhand Arbeiten verrichten; sie konnte also nicht immer die gehörige Aufmerksamkeit auf den lebhaften Jungen verwenden, und er fing an in der Gesellschaft anderer Kinder, denen ebenfalls die nöthige Aufsicht fehlte, manche üble Gewohnheit anzunehmen. Zweytens fehlte es ihrer Behandlung desselben oft auch an dem gehörigen Nachdruck; ihre zärtliche Liebe zu ihm machte,

B. Ja, den alten Schulzen habe ich immer als einen rechtschaffenen und wohlthätigen Mann rühmen hören; so oft ich ihn zu sehn bekomme, erregt auch sein Anblick in mir eine recht innige Hochachtung; und jedes Mahl denke ich bey mir selbst: das ist doch ein Mensch, der das Bild seines Schöpfers recht unverdunkelt an sich trägt. — Nun, wie unterstützte er denn seine verwittwete Schwester?

W. Erstlich ließ er sich keine Mühe verdrießen, ihr das Wenige, was ihr Mann hinterlassen hatte, zu erhalten, und es für sie so nutzbar als möglich zu machen. Er ging fast alle Tage zu ihr, sah nach, wie es in ihrer kleinen Wirthschaft stehe; gab ihr guten Rath, wie sie das oder jenes am besten anfangen könnte; sagte ihr auf eine freundliche, liebreiche Art seine Meinung über die Erziehung ihrer Kinder; legte auch wohl, wenn in der Wirthschaft etwas vorkam, das sie nicht allein zu Stande bringen konnte, selbst einmahl eine Stunde mit Hand an, oder schickte ihr sonst jemanden zu Hülfe. Und fehlte es hin und wieder doch noch an manchem unentbehrlichen Bedürfniß: so war er immer bereit seine Schwester von den Gütern zu unterstützen, die

ihm,

ihm, bey seiner Arbeitsamkeit und seinem Nachdenken, der göttliche Segen zugewandt hatte. Dieß geschah aber auf eine so herzliche Weise, daß es der Schwester unmöglich herbe Empfindungen machen konnte, wenn sie Wohlthaten von ihm annehmen mußte.

B. Der brave Mann! ach wenn doch recht viele Menschen so dächten und handelten, wie er!

W. Als nun der Knabe das siebente Jahr erreicht hatte, merkte der gute Mann wohl, daß es mit der mütterlichen Erziehung nicht länger bey ihm gut thun würde. Erstlich hatte die Mutter immer alle Hände voll zu thun, wenn sie ihre Wirthschaft in der gehörigen Ordnung erhalten wollte: ja sie mußte wohl auch bisweilen ganze Tage vom Hause abwesend seyn, und auswärts allerhand Arbeiten verrichten; sie konnte also nicht immer die gehörige Aufmerksamkeit auf den lebhaften Jungen verwenden, und er fing an in der Gesellschaft anderer Kinder, denen ebenfalls die nöthige Aufsicht fehlte, manche üble Gewohnheit anzunehmen. Zweytens fehlte es ihrer Behandlung desselben oft auch an dem gehörigen Nachdruck; ihre zärtliche Liebe zu ihm machte,

te, daß sie ihm manche Unart hingehn ließ, oder ihr doch nicht ernstlich genug steuerte, die wohl eine nachdrückliche Zurechtweisung verdient hätte.

Jetzt, dachte der brave Bruder, wird der gute Rath, den du bisher deiner Schwester wegen der Erziehung ihrer Kinder ertheilt hast, nicht mehr hinlänglich seyn: du mußt nun selbst eingreifen. Er machte also, nachdem er die Sache mit seiner Frau überlegt hatte, die auch eine gutdenkende, arbeitsame Person ist, seiner Schwester das Anerbieten, daß er den Knaben zu sich nehmen, und für ihn, wie für sein eigenes Kind sorgen wolle. Sie nahm dieses Anerbieten mit dem herzlichsten Danke an: da sie einsah, daß das Wohl ihres Kindes seine Trennung von ihr erfordre. Ihr Christian kam also nun in das Haus seines Pathen, der damals selbst schon ein artiges Herdchen Kinder hatte. Aber, so wie er deren Erziehung bisher immer zu einem seiner Hauptgeschäffte gemacht hatte, so ließ er sich nun auch die Ausbildung des angenommenen Pflegesohns redlich angelegen seyn. Er ließ es nicht dabey bewenden, ihn mit Nahrung und Kleidung hinlänglich zu versehn, und ihn täglich zu den bestimm-

stimmten Stunden in die Schule zu schicken: sondern that außerdem noch gar vieles an ihm, was wohl leider mancher Vater an seinen eigenen Kindern zu thun versäumt.

Ich hatte damals oft beym Schulzen zu thun, da bin ich mehrmals Augenzeuge von der Sorgfalt gewesen, die der brave Pflegevater auf die Ausbildung seines Christians verwendete. Bald traf ich ihn an, wie er sich von dem Knaben etwas vorlesen ließ, und mit ihm über das, was er vorgelesen hatte sprach; bald, wie er sich seine Schreibbücher vorzeigen ließ, und untersuchte, ob er in der Schule gute Fortschritte im Schreiben und Rechnen gemacht hätte; wie er ihn zu fernerem Fleiß ermunterte, oder wegen bewiesener Nachlässigkeit Vorstellungen machte. Wieder zu einer andern Zeit fand ich ihn mit dem Kleinen im Garten, wo er ihm allerhand kleine Arbeiten übertrug; ihn Bohnen oder Erbsen legen, jäten, raupen ließ, um ihm dabey nützlich zu beschäftigen und frühzeitig zur Thätigkeit zu gewöhnen.

Er hatte ihm auch ein Beet in seinem Garten ganz zu eigener Bearbeitung überlassen; darauf konnte er säen und pflanzen, was er

wollte.

wollte. Da hatte nun der Alte seine gröſste Freude, wenn der Knabe so recht emſig an seinem Gärtchen arbeitete, es von Unkraut ganz rein hielt, Blumen darauf zog, auch bisweilen der Pflegmutter etwas in die Küche lieferte, das er selbſt eingeerntet hatte; und schon dasmahls sagte er oft zu mir, wenn ich sie zusammen im Garten antraf: aus dem Jungen muſs einmahl ein Gärtner werden: dabey bleibe ich.

B. Erlaube Er mir, Herr Gevatter, daſs ich Ihn einen Augenblick in Seiner Erzählung unterbreche, und Ihm meine Freude über diese Aeuſserung des guten Schulzen zu erkennen gebe. Wenn doch alle Eltern es bedächten, wie wichtig es für die künftige Zufriedenheit ihrer Kinder sey, daſs sie sich dem Stande und Berufe widmen, der ihren natürlichen Anlagen und Fähigkeiten am mehresten angemessen ist; und sich Mühe gäben, ihre Kinder auch in dieser Rücksicht recht genau kennen zu lernen: um danach den Stand mit Sicherheit bestimmen zu können, für den sie am besten passen. Das hält nun wirklich nicht gar schwer. Die Hauptsache ist nur, daſs man dem Kinde Gelegenheit verschaft, seinen Thätigkeits-Trieb auf mannichfaltige, nützliche Weise anzuwenden: da wird es sich gewiſs in den mehresten Fällen bald

zeigen,

zeigen, zu welchem Geschäft es die mehreste Anlage und Neigung habe. Setzt man nun die Prüfung desselben eine Zeit lang fort, und findet daß es Beständigkeit in Ansehung des entdeckten Lieblingsgeschäfts beweiset: so kann man getrost seine Wahl auf die gemachte Entdeckung gründen, und der Erfolg wird gewiß in den mehresten Fällen unsern Wünschen gemäß seyn.

W. So machte es auch wirklich unser Schulze. Er übergab seinem Christian alle Frühjahre ein größeres Stück von seinem Gemüse-Garten zur Bearbeitung, bis er endlich den ganzen Garten hatte. Es war kein kleines Gärtchen, und ein Mann hatte wirklich vollauf zu thun, wenn er ihn in der gehörigen Ordung erhalten wollte; aber der Bursch, er war damahls 15 Jahr alt, arbeitete unermüdet, und immer mit dem größten Vergnügen darin: und so gelang es ihm, ganz allein alle darin vorkommenden Arbeiten zu bestreiten. Es machte wahre Freude, wenn man in den Garten kam, zu sehn wie alles darin so hübsch eingerichtet, jedes Plätzchen aufs beste benutzt, und fast kein Unkräutchen darin zu finden war.

Da nun der Schulze von einem Jahre zum

andern

andern mehr davon überzeugt wurde, daß sein Pflegesohn zu keinem Berufsgeschäft mehr Lust und Anlage habe, als zur Gärtnerey: so brachte er ihn zu einem geschickten Gärtner in die Lehre. Der Bursch war außer sich vor Freude, als ihm sein Pflegevater angekündigt hatte, daß er dieß zu thun gesonnen wäre. Er kam augenblicklich herüber gelaufen, und verkündigte es mir: denn zu mir hatte er, da ich mich gern mit ihm abgab, und ihm bisweilen einen guten Rath bey seinen Gartenarbeiten ertheilte, eine besondre Zuneigung gefaßt. „Nun, sagte er mit Lebhaftigkeit, werde ich erst Gelegenheit bekommen, etwas Tüchtiges zu lernen, und mich zu einem recht geschickten Gärtner zu bilden!" — Er hatte nähmlich, bey seinem Fleiße und seiner dadurch erworbenen Geschicklichkeit, auch noch die schätzbare Eigenschaft, daß er sich nichts auf seine Vorzüge einbildete; nicht glaubte, er sey nun in jeder Rücksicht vollkommen genug; sondern vielmehr durch vernünftiges Nachdenken über sich selbst, das Bewußtseyn bey sich lebhaft erhielt: daß es ihm an gar mancher wünschenswerthen Fertigkeit noch fehle: daß er Ursach habe sich immer mehr zu vervollkommnen.

Der Bote aus Thüringen.

Zwanzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Ehe ich Ihm Christians Geschichte weiter erzähle, Herr Gevatter, muß ich Ihm doch etwas mittheilen, das auf unsere Unterhaltung über die Luftschiffe Bezug hat. — Ich sagte Ihm vor 14 Tagen, daß ich bis jetzt nur von zwey Personen gehört habe, denen ihre Luftreise das Leben gekostet hätte: und gleich darauf erfahre ich, daß nun noch eine dritte dazu gekommen ist, und zwar wieder ein Franzose.

W. Ey, wann ist er denn verunglückt, und wie ist es zugegangen?

B. Ich will Ihm alles erzählen was ich davon gelesen habe.

Ein junger Mann in der französischen Festung Lille (l. Lill) in den Niederlanden, Nahmens Mosment (l. Mosmang), hatte

schon acht Luftreisen unternommen, die alle glücklich abgelaufen waren. Nun will er am vergangenen zweyten Osterfeyertage seinen Mitbürgern abermahls das angenehme Schauspiel eines aufsteigenden Luftballs, und sich das Vergnügen einer Luftreise in die Wolken gewähren, und steigt also wirklich, in Gegenwart einer großen Anzahl von Zuschauern mit seinem Luftschiffe in die Höhe. Beym Aufsteigen hielt er eine große Fahne in der Hand, worauf der kayserlich französische Adler in Gold gestickt war. Erst blieb er, damit die Zuschauer sein schwebendes Schiff recht lange betrachten könnten, eine lange Zeit über der Stadt, und ließ sich vom Winde über derselben hin und hertreiben. Dann machte er sein Luftschiff leichter, indem er wahrscheinlich den zu diesem Zwecke mitgenommenen Sand herauswarf, und nun stieg es schnell zu einer solchen Höhe, daß es den Augen der Zuschauer entschwand.

W. Hu! mir wird schwindlich, wenn ich nur an eine solche Fahrt denke!

B. Die Zuschauer sehen jetzt fortdauernd nach der Gegend hin, wo der kühne Luftschiffer zwischen den Wolken verschwunden ist, in der Erwartung, ihn bald beym Niedersteigen dort wieder

wieder mit seinem Luftball zu erblicken; als — sie seine Fahne, deren Gold die Sonne beschien, wie einen glänzenden Stern zwischen den Wolken langsam herabfallen sehn. Alles läuft nach der Gegend hin, wo sie niederfällt, und glaubt, der junge Mosment habe sie absichtlich herabgeworfen. Aber kaum ist man an dem Platze angekommen, als man, nicht weit von der Fahne, in einem Festungsgraben, auch den entseelten Körper des Unglücklichen liegen sieht, der überall heftige Quetschungen hatte, und ganz mit Blut unterlaufen war. — Niemand hatte ihn herabstürzen sehn, woran theils die Entfernung des Orts von dem Versammlungsplatze, theils die große Schnelligkeit, mit welcher er aus der entsetzlichen Höhe niedergefallen seyn muß, Schuld gewesen seyn mag.

W. Der arme Mann! was muß doch nur die Veranlassung zu seinem Unglück gegeben haben?

B. Er hat einen ungewöhnlich kleinen Kahn gehabt, in welchem er saß; da glaubt man nun, daß ihn in der obern Luft, die wie Er weiß, viel dünner ist als die Luft die wir gewöhnlich einathmen, und zu welcher er nicht allmählich genug aufgestiegen war, eine Uebel-

keit, ein Schwindel, und vielleicht gar eine Ohnmacht befallen habe: wie das mehrmals andern Personen begegnet ist; daß er dabey hin und her getaumelt, und aus dem allzuklei-nen Kahn heraus gestürzt sey.

W. Ist denn sein Luftball mit dem daran befestigten Kahn hernach aus der Luft wieder herabgekommen?

B. Erst mehrere Tage nach dem Vorfalle erfuhr man, daß beyde ganz unversehrt, noch am Tage des Aufsteigens, etwa sechzehn Mei-len von dem Orte wo sie aufgestiegen waren, wieder aus der Luft herabgefallen sind; und dieß bestätigt die obige Vermuthung, daß Mos-ment heraus gestürzt sey.

W. Wenn mir recht ist, so habe ich ein-mahl gehört, daß die Luftschiffer sogenannte Fallschirme mitzunehmen pflegten, mit de-nen sie sich im Nothfalle noch erretten könnten; wie mögen die nur eingerichtet seyn.

B. Ich stelle mir einen solchen Fallschirm vor, wie einen Regenschirm. Anfangs ist er im Luftschiffe zusammengefaltet; so wie er aber mit dem Menschen, der sich mit einem Seile daran befestigt hat, niedersinkt, so entfaltet er sich: die Luft fängt sich darin, wie man zu

sagen

sagen pflegt, und er fällt nun mit dem daran hängenden Menschen ganz langsam nieder; so daß dieser beym Auffallen nicht leicht Schaden nehmen kann.

W. Ich stiege, wenn es einmahl seyn müßte, gewiß nicht ehr ins Luftschiff, bis ich an einem Fallschirm mich festgebunden hätte.

B. Bey seinen frühern Luftreisen mag der unglückliche Mosment diese Vorsicht wohl auch angewandt haben; ist man aber in einer gefährlichen Unternehmung mehrmals glücklich gewesen, so wird man leicht dreist, und verläßt sich auf sein Glück. Das wird hier wahrscheinlich auch der Fall gewesen seyn.

W. Sollte man denn nicht noch mehr nützliche Anwendungen vom Luftschiffe machen können, als die, von denen Er mir bey unserer vorigen Unterhaltung erzählte?

B. Ich glaube immer, daß man künftighin noch manchen nützlichen Gebrauch davon machen wird. Zweyerley ist nur hauptsächlich im Wege; 1) daß man noch kein sicheres Mittel hat das Luftschiff zu lenken, es wie ein Schiff auf dem Meere, zu leiten wohin man will; und 2) daß die Füllung mit brennbarer Luft so kostbar ist, und der aus Taffent verfer-

tigte Luftball so leicht vom Regen und der Luft leidet. — Aber dem menschlichen Nachdenken sind diese Schwierigkeiten, wie ich glaube, nicht so groß, daß es sie nicht mit der Zeit sollte besiegen, und den Gebrauch der Luftschiffe vielleicht künftig eben so allgemein machen können, als es der Gebrauch der Seeschiffe ist.

Jetzt höre Er, Herr Gevatter, wie es dem Christian, unsers Schulzen Pflegesohn weiter gegangen ist.

Als er das sechzehnte Jahr zurückgelegt hatte, trat er seine Lehre bey dem Gärtner an. Unser Herr Pfarrer, der ihn ebenfalls recht lieb gewonnen hatte, und der, wie Er weiß, auch außer der treuen Erfüllung seiner Amtspflichten, gern Jedem, der ihm nah ist, mit gutem Rath und guter Lehre an die Hand geht, ließ ihn in der letzten Woche vor seiner Abreise täglich eine Stunde zu sich kommen, und theilte ihm noch allerhand nützliche Vorsichtsregeln mit, die für einen jungen Menschen, der das väterliche Haus verläßt, und in die Welt eintritt, gar sehr nützlich und unentbehrlich sind. Als er das letzte Mahl beym Herrn Pfarrer gewesen war, und ihm mit aufrichtiger Rührung für seine väterlichen Ermahnungen gedankt

hatte,

hatte, schenkte ihm dieser noch ein gutes Buch, und empfahl ihm, daß er in seinen Ruhestunden bisweilen darin lesen, und die guten Grundsätze dabey in sein Gedächtniß zurückrufen möchte, die er ihm zeither durch seinen Religions-Unterricht und seine Predigten einzuprägen gesucht habe. —

Christians Lehrherr war nun, wie Er leicht denken kann, sehr wohl mit ihm zufrieden. Er war ja von Jugend auf zum Fleiß, zur Reinlichkeit, Ordnung, Mäßigkeit, und zu einem bescheidenen, rechtschaffenen Betragen gegen Jedermann gewöhnt worden, hatte sich in vielen Arbeiten, die ihm bald anfangs von seinem Lehrherrn aufgetragen wurden, bereits zu Hause eine nicht gemeine Gewandtheit erworben, und hatte den lebhaften Wunsch, sich in seinem Fache möglichst zu vervollkommnen; woher hätte also sein Vorgesetzter, der selbst ein rechtlicher Mann war, die Veranlassung zur Unzufriedenheit mit ihm nehmen sollen? —

Christian machte schnelle Fortschritte in allen Theilen der Gärtnerkunst, die er Gelegenheit hatte kennen zulernen. Er war noch nicht völlig drey Jahre in der Lehre gewesen, als sein Lehrherr, der schon vorher dem Schulzen oft

oft seine Freude über die Geschicklichkeit des Burschen zu erkennen gegeben hatte, jenen selbst dazu aufforderte, daß er seinen Pflegesohn, der bey ihm nun wirklich nichts mehr profitiren könne, doch auf ein Paar Jahre in die Fremde schicken möchte: damit er auch sähe, welche Vortheile man an andern Orten bey der Anlage und Bearbeitung der Gärten anwende. "Gern, schrieb der brave Mann, behielte ich den jungen Mann noch einige Jahre bey mir: denn ich kann mich so ganz auf ihn verlassen, daß ich Monathe lang vom Hause abwesend seyn könnte, ohne besorgen zu dürfen, daß irgend etwas in meinen Gärten versäumt, oder weniger gut besorgt würde, als wenn ich selbst zugegen wäre; aber ich würde es für unrecht halten, wenn ich aus Eigennutz demselben an seiner baldigen weiteren Vervollkommnung hinderlich seyn wollte."

Der Schulze, dessen eigenen Kinder jetzt auch herangewachsen waren, und ihm manche Ausgabe mehr, als sonst, verursachten: entschloß sich, durch diese Aeußerung des Gärtners gerührt, und durch seine eigene Liebe zu dem Pflegesohn bewogen, dennoch, auch noch das nöthige, nicht unbeträchtliche Reisegeld an ihn zuwenden.

Der Bote aus Thüringen.

Ein und zwanzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

W. Wie ist es denn dem Christian, von dem wir bey unserer vorigen Zusammenkunft sprachen, auf Reisen gegangen?

B. Er ging erst nach Leipzig, und arbeitete da ein Jahr in einem der vorzüglichsten Gärten. Seine ausgezeichnete Geschicklichkeit wurde dort bald unter allen Gartenfreunden bekannt; und ein englischer Kaufmann, der zur Messe nach Leipzig gekommen war, von dem vorzüglichen Gärtner-Talente des jungen Menschen gehört, und sich, durch öftere Besuche in dem Garten worin derselbe arbeitete, selbst von dessen Geschicklichkeit überzeugt hatte, erbot sich, ihn mit nach England zu nehmen. Christian glühete vor Freuden, als ihm dieser Antrag gemacht wurde; da es ihm aber gleich einfiel, daß der Herr Pfarrer ihm, vor seiner

Abreise aus dem väterlichen Hause, unter andern auch die Lehre gegeben hatte: daß er nicht in ein ihm gemachtes Anerbieten, und wenn es auch noch so vortheilhaft für ihn schiene, sogleich willigen dürfe, sondern ja vorher ruhig überlegen müsse, ob der Schritt den er zu thun gesonnen sey, auch nicht etwa mit der Erfüllung anderer ihm obliegenden Pflichten im Widerspruch stehe: so bat er sich von dem Kaufmann einige Bedenkzeit aus, die ihm dieser auch gern zugestand.

Christian schrieb nun sogleich an seinen Pflegevater, und fragte bey demselben an, ob er auch nichts gegen den Schritt einzuwenden habe, den er zu thun wünschte. So bald er dessen Einwilligung erhalten hatte, und mit sich selbst über die Sache eins geworden war, ging er denn in Gottes Nahmen zu dem Kaufmann hin, und erklärte ihm seinen Entschluß ihm zu folgen. Wenige Tage nachher reiste er mit demselben ab. Etwa nach sechs Wochen kam der erste Brief aus England von ihm an. Der Schulze ließ mich gleich zu sich rufen, und las mir ihn vor. Bey einer Stelle, in welcher der gute Pflegesohn ihm seine herzliche Dankbarkeit, für alles was er bisher an ihm gethan habe,

aus-

ausdrückte, traten ihm Freudenthränen in die Augen, und mir selbst wurde es dabey recht weich ums Herz. Er meldete übrigens, daß die Reise recht glücklich abgelaufen wäre, und daß er in den weitläuftigen Gärten seines Gönners, über welche ein sehr erfahrner Gärtner die Oberaufsicht führe, gewiß die herrlichste Gelegenheit finden werde, noch gar vieles zu lernen, das in sein Fach einschlüge.

Nach der Zeit gab Christian seinem Pflegevater noch pünctlich alle Vierteljahre Nachricht von seinem Befinden und seinen Schicksalen; und der Tag der Ankunft eines jeden solchen Briefs, war immer ein Freudentag für den guten Alten. Er äußerte dann, wenn er mir den Brief vorgelesen hatte, gewöhnlich noch den Wunsch, daß ihm der liebe Gott vor seinem Ende noch die Freude schenken möchte, seinen Pflegesohn als einen an Leib und Seele gesunden, in seinem Fache geschickten jungen Mann wiederzusehn; und dieser innige Wunsch ist nun wirklich in Erfüllung gegangen. Höre Er, Herr Gevatter, auf welche Weise.

Im vorigen Februar starb unsers Fürsten Hofgärtner, und der Fürst gab einem seiner Räthe den Auftrag, ihm einen recht geschickten

Mann auszumachen, mit welchem die Stelle des Verstorbenen besetzt werden könnte. Er erkundigt sich hier und da, und erfährt bald, daß sich ein hiesiger Unterthan jetzt in England als Gärtner aufhalte, von dessen Geschicklichkeit man viel Gutes sage. Im vorigen März kam der Herr selbst zu unserm Schulzen, da er gehört hatte, daß dieser über den jungen Gärtner die beste Auskunft geben könne. Er fragte nach dem Nahmen, Alter, dem jetzigen Aufenthalte desselben, und nach andern Umständen; und ließ dabey auch ein Wort von dem Zweck fallen, zu welchem er alle diese Erkundigungen eingezogen habe. Der Schulze war hocherfreut über die nahe Aussicht die sich ihm eröffnete, seinen Christian wiederzusehn, und ihn in seinem Vaterlande versorgt zu wissen. Der Herr hatte hierauf sogleich nach England an den Kaufmann geschrieben, bey welchem Christian sich aufhielt; und hatte von demselben die Versicherung erhalten, daß dieser junge Mann sich während seines dreyjährigen Aufenthalts bey ihm, sowohl in Ansehung seines Lebenswandels, als auch in Ansehung seiner vorzüglichen Geschicklichkeit in allen dem Gärtner vorkommenden Verrichtungen, und in Ansehung

seiner

seiner Kenntnisse im Fache der Gärtnerey, sehr zu seinem Vortheile ausgezeichnet habe.

Den Brief, welcher diese Versicherung enthielt, übergab der Herr dem Fürsten selbst, und dieser befahl nun, daß man dem jungen Gärtner die erledigte Stelle antragen möchte. Christian wäre, wie er mir noch heute versicherte, gern einige Jahre länger in England geblieben, um sich in seinem Fache noch immer mehr zu vervollkommnen; aber die Pflicht der Dankbarkeit gegen seinen Pflegevater, dem er doch seine glückliche Ausbildung, nächst Gott, hauptsächlich zu verdanken hatte, siegte bey ihm über jenen Wunsch. — Er wußte, daß derselbe es herzlich wünsche, ihn wieder in seiner Nähe zu haben, und entschloß sich also, nach einiger Ueberlegung, dem erhaltenen Rufe ins Vaterland zu folgen. Er hatte, bey seiner vernünftigen Sparsamkeit, so viel von dem in England genossenen Gehalte zurückgelegt, daß er das Reisegeld, welches ihm der Fürst versprochen hatte, nicht abzuwarten brauchte, sondern sogleich abreisen konnte. Vor vierzehn Tagen traf er hier ein, und Er kann sich denken, was für Freude seine Ankunft bey allen seinen hiesigen Verwandten und Freunden, bey keinem aber

mehr

mehr, als bey seinem alten Pflegevater verursacht haben muß. So ganz von frommer Freude ergriffen fand ich ihn, als ich am Tage der Ankunft zu ihm kam; und so oft er den lang ersehnten Pflegesohn erblickte, glänzte neue Heiterkeit auf seinem Gesichte.

B. Der brave Mann! wie viel selige Stunden wird ihm nicht die Freude an seinem wohlgerathenen Pflegesohn noch verursachen. Wenn er nun künftig ein Augenzeuge von der nützlichen Thätigkeit desselben ist, wenn er aus dem Munde seiner Vorgesetzten ihre Zufriedenheit mit dessen Amtsverwaltung vernimmt, wenn es ihn der liebe Gott vielleicht gar erleben läßt, daß sein Christian in den Ehestand tritt, und dann seine Kinder wieder eben so sorgfältig erzieht, wie er ihn einst erzogen hat: o das alles muß ihm den herrlichsten Lohn für alle Sorge und Mühe gewähren, die er auf den Knaben und den Jüngling verwandte.

W. Bey ihm wird es eintreffen, was die Schrift*) verheißt: "Halte dich gegen die Wayfen wie ein Vater, und gegen ihre Mutter wie ein Hausherr: so wirst du seyn wie ein Sohn des Allerhöchs

*) Jesus Sirach, 4tes Cap. 10ter V.

höchsten,; er wird schon auf dieser Erde himmlische Seligkeit genießen.

B. Es ist doch gewiß wahr, Herr Gevatter, daß unter allen Wohlthaten, welche der Mensch seinen Nebenmenschen erweisen kann, diese die wichtigste und größeste ist, wenn er für die Erziehung eines verlassenen Kindes sorgt. Denn welche Güter, die wir einem Dürftigen mitzutheilen im Stande wären, können für ihn und für die ganze Menschheit doch wohl in dem Grade wichtig seyn, als die Früchte der guten Erziehung, die wir ihm geben? Höchst wichtig sind sie erstlich für den gut erzogenen selbst —

Und wenn wir einem armen Kinde auch unser ganzes Vermögen vermachten: könnte es für dasselbe wohl einigen Werth haben, wenn es ohne Erziehung aufgewachsen, nicht zu einem frommen Wandel, zur Thätigkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Sparsamkeit von Jugend auf angehalten und gewöhnt worden wäre; wenn es nicht die Kenntnisse und Fertigkeiten erlangt hätte, die sein künftiger Stand und Beruf erfordern? Nein, der empfangene Reichthum würde für ein solches Kind einst mehr nachtheilig werden, als ihm nützen; es würde

sich dem Müßiggange ergeben, von seinen Gütern einen verkehrten Gebrauch machen, und wahrscheinlich mancherley Schaden für sich selbst und andere damit anrichten.

Sind hingegen die Anlagen und Kräfte eines jungen Menschen durch eine vernünftige Erziehung entwickelt und ausgebildet worden: so besitzt er einen Schatz, der ungleich mehr werth ist, als aller Reichthum. Er kennt seine Pflichten, erfüllt sie treulich, und ihre Erfüllung ist für ihn eine nie versiegende Quelle der Glückseligkeit. Kommt er in Verlegenheit, aus der kein Geld ihn zu retten vermöchte, so zeigt sein zum Nachdenken gewöhnter Geist ihm die Mittel, durch welche er sich aus der Verlegenheit reissen kann. Schwebt er in Gefahren, die auch den reichsten Ungebildeten schrecken und verzagt machen würden: so erhält ihn die erlangte Stärke des Geistes aufrecht: sein gewandter, kraftvoller Körper entreißt ihn, womöglich, der drohenden Gefahr. Freunde, die gleiche Gesinnung mit ihm verband, gewähren ihm durch ihren Umgang eine Aufheiterung, die der Begüterte aus den Schmeicheleyen der sich zu ihm drängenden falschen Freunde unmöglich schöpfen kann.

Der Bote aus Thüringen.

Zwey und zwanzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Wir sprachen doch zuletzt von den grossen Vorzügen, die ein durch eine vernünftige Erziehung gebildeter Mensch in jeder Rücksicht vor dem geniesst, der in seiner Erziehung vernachlässigt worden ist.

Von großer Wichtigkeit sind aber, wie Er mir gewiß zugeben wird, die Früchte der guten Erziehung, die ein Kind erhält, auch überdieß noch für die ganze menschliche Gesellschaft. Wie viel kann nicht ein Mensch, der seinen Pflichten treulich nachkommt, in seinem Leben für das allgemeine Beste wirken! welchen wohlthätigen Einfluß hat nicht sein Beyspiel auf diejenigen, die um ihn leben, und Zeugen seines pflichtmäßigen Verhaltens sind! Und gehn nicht die Früchte der guten Erziehung, die ein Mensch erhielt, durch die zweckmäßige

Ausbildung, die derselbe nun seinen Kindern oder Pflegebefohlnen wieder zu geben im Stande ist, selbst auf die Nachwelt über?

W. Ich stimme Ihm in Allem was Er mir letzthin und jetzt wieder über diesen Gegenstand gesagt hat, vollkommen bey, Herr Gevatter. Bedächten es doch nur alle Eltern recht, wie viel von der Erziehung abhänge, die sie ihren Kindern geben: Dann würden so manche unter ihnen einen großen Theil der Mühe und Arbeit, die sie jetzt darauf verwenden ihren Kindern ein reiches Erbtheil zu verschaffen, lieber auf die sorgfältige Erziehung derselben richten.

B. Und für die unglücklichen Kinder, die ihre Eltern verloren haben, würde sich, wenn alle Menschen von der Wichtigkeit einer guten Erziehung recht lebhaft überzeugt wären, gewiß auch in den mehresten Fällen jemand finden, der sich ihrer annähme; der ihre Erziehung, wenn es seine Lage gestattete, selbst besorgte, oder doch sie von andern Personen besorgen ließe.

W. So machte sich der brave Schulze um seiner Schwester Sohn verdient, der uns die Veranlassung zu unserm Gespräch gegeben hat. Möchte er doch recht viele Nachfolger finden! —

B.

B. Ehe ich meinen Marsch weiter fortsetze, Herr Gevatter, muß ich Ihm doch noch etwas über die Geschichte der Einführung des Kartoffel-Anbaues (Erdäpfel-Anbaues) mittheilen, das ich kürzlich gelesen habe; ich glaube er wird es gern hören.

W. Alles, was die Kartoffeln betrifft, und dabey der Wahrheit gemäß ist, höre ich mit besonderm Vergnügen. Ich betrachte die Kartoffeläcker im Herbste, und meinen Kartoffelvorrath im Winter oft mit einer eigenen, dankbaren Empfindung gegen Gott. Was wollten doch unsere Armen in jetzigen Zeiten anfangen, wenn wir die Kartoffeln nicht hätten! Nehme Er nur, wie viel tausend Menschen einen großen Theil des Jahres hindurch sich täglich wenigstens Ein Mahl mit diesen Früchten sättigen. Wieviel Brot wird nicht dabey erspart! und wie viel tragen sie also nicht unstreitig zur Verminderung der Theurung des Getreides bey, die so schon zeither drückend genug war.

B. Nun, wenn Er ein so großer Verehrer der Kartoffeln ist: so wird Er auch gewiß gern hören, welchen Personen wir sie, nächst Gott, in unserm Vaterlande zu verdanken haben,

ben, und in welchen Jahren man sie zuerst in Europa und in Deutschland angebaut hat.

W. Daß sie eigentlich in Amerika zu Hause sind, und also übers Meer zu uns haben gebracht werden müssen, das weiß ich. Wahrscheinlich war es also ein Seeman, der sich das Verdienst um seine europäischen Landsleute erwarb, ihnen diese schätzbare Frucht zuzuführen, und sie mit deren Anbau bekannt zu machen.

B. Allerdings. Ein englischer Admiral, nahmens Walter Raleigh (lies Raleh) brachte im Jahr 1584, also vor 222 Jahren, die ersten Kartoffeln aus Amerika nach der Insel Irland mit, die einen Theil des Großbritanischen Reichs ausmacht. Zwey Jahre später brachte ein anderer englischer Admiral, Franz Drake (l. Drehk) ebenfalls Kartoffeln mit aus Amerika nach England; und dieser Franz Drake soll sich um die weitere Ausbreitung derselben in den verschiedenen europäischen Ländern, ganz vorzüglich verdient gemacht haben. — Im Jahre 1588 wurden die Kartoffeln schon häufig in Italien angepflanzt; einige Jahre später wurden sie in Holland bekannt, und zwar durch den Gesandten

ten des Papsts, der sich damahls in Holland aufhielt. — Im Jahr 1616 kamen zum ersten Mahl Kartoffeln auf die Tafel des Königs von Frankreich. — Im Jahre 1648 wurden in dem Hessendarmstädtischen Orte Bieberau schon Kartoffeln gebaut, und an die Geistlichkeit verzehntet; wie es eine Stelle in dem dortigen Kirchenbuche ausweist. — Im Jahre 1708 kamen die Kartoffeln ins Mecklenburgische; und im Jahr 1717 brachte sie der sächsische Generallieutenant von Miltkau aus Brabant mit nach Sachsen.*) — Erst seit der theuern Zeit, den Jahren 1771 und 1772, in welcher man den Werth dieser Frucht durch die Erfahrung recht kennen und schätzen gelernt hatte, werden sie allgemein in Deutschland angebaut. — Das wäre es, was ich Ihm darüber mitzutheilen weiß.

W. Ich habe Ihm mit vielem Vergnügen zugehört, und werde die Nahmen Raleigh, Drake (Raleh, Drehk) und v. Miltkau gewiß nicht vergessen. —

B.

*) Nach einer andern Nachricht sollen die Kartoffeln schon vor dem Jahre 1700, und zwar durch einen Bauer aus Würschnitz, aus England, wo sich dieser Bauer einige Zeit aufgehalten hatte, ins Voigtland gebracht worden seyn, und sich von da aus über die andern Provinzen Churſachsens ausgebreitet haben.

B. Nun habe ich noch etwas auf dem Herzen, Herr Gevatter, worüber wir, da es die Zeit erlaubt, uns ein Wenig unterhalten wollen. Es betrifft die Glasur an unsern gewöhnlichen Töpfen

W. Ach davon hat mir schon einmahl ein durchreisender Herr so viel vorgepredigt, daß ich mir ein Paar Tage nichts Gekochtes mehr zu essen getraute, weil ich immer befürchtete, ich würde mich damit vergiften.

B. Nun so übertrieben ängstliche Vorstellungen hätte Er sich freylich nicht von der Sache machen sollen; aber sie so ganz sorglos zu übersehn, das halte ich doch wirklich auch nicht für rathsam. Eine warnende Geschichte, die mir eben zu diesem Gespräch die Veranlassung gibt, habe ich vorige Woche in der Zeitung gelesen. Der Vorfall ereignete sich in Coblenz, einer ansehnlichen Stadt am jenseitigen Ufer des Rheinstroms, die also jetzt zu Frankreich gehört.

Die Frau eines dortigen Bierbrauers erkrankte plötzlich, nach dem Genuß des Abendessens, und wurde nach drey Stunden ein Opfer des Todes. Alle die mit ihr von der Abendsuppe gegessen hatten, erkrankten in derselben Stun-

de

de ebenfalls; und einige von diesen waren, als die Nachricht von Coblenz abging, noch nicht außer Gefahr.

Bey angestellter Untersuchung fand es sich, daß die Suppe von der Magd in einem neuen irdenen Topf gekocht worden sey, und daß ein Theil der Glasur sich während dem Kochen aufgelöst und mit der Speise vermischt habe: wodurch denn jene Zufälle verursacht worden waren.

W. Die Glasur der Töpfe besteht, wie ich mich aus dem Gespräch meines Reisenden noch erinnere, größtentheils aus Silberglätte?

B. Ganz recht; soll sie aber die gehörige Festigkeit bekommen, so muß die Silberglätte noch mit klargeriebenem Sande vermischt werden. Ist dieser Zusatz nicht in der gehörigen Menge beygemischt, oder sind die Töpfe zu schwach gebrannt worden: so löst sich die Glasur dann leicht beym Kochen ab; und da das Bley, welches die Silberglätte enthält, für menschliche Gesundheit äuserst gefährlich ist: so muß auf den Genuß der mit den Bleytheilen vermischten Speisen der Tod, oder doch eine gefährliche Krankheit folgen.

W. Wie kann man sich denn aber wohl

gegen

gegen die Gefahr, auf diese Weise vergiftet zu werden, am besten schützen?

B. Der Nachricht von dem traurigen Vorfall, den ich Ihm vorhin erzählte, war in der Zeitung noch der Rath eines geschickten Arztes beygefügt, welcher die Beantwortung Seiner Frage enthält. Er schlägt nähmlich vor, daß man jeden neuen Topf, ehe man Speisen darin kocht, erst mit Essig und Wasser auskochen, und dann mit siedenden Wasser auswaschen solle. Säuern lösen nähmlich die Glasur der Töpfe am leichtesten auf. Wäre also die Glasur mangelhaft: so würde sie sich bey diesem Auskochen gewiß auflösen: oder sie würde doch durch den Essig so mürbe gebeizt werden, daß sie sich hernach beym Auswaschen mit abreiben müßte. — Auch die Töpfe in denen oft sauere Milch hingestellt wird, sollte man, um gegen alle Gefahr gesichert zu seyn, erst auf diese Weise behandeln.

Der Bote
aus
Thüringen.

Drey und zwanzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Was wird denn am Kirchthurm für eine Ausbesserung vorgenommen, Herr Gevatter? Ich sah ja einige Leute an demselben beschäftigt, als ich vorhin zum Dorfe herein ging.

W. Eine Ausbesserung ist's nicht: sondern wir lassen einen Blitzableiter am Thurme anbringen.

B. Einen Blitzableiter! Nun das freut mich doch wirklich, daß es noch dahin gekommen ist; ich habe immer dazu gerathen. Es ist wahr, es wird der Gemeine ein dreyßig bis vierzig Thaler kosten: dann ist doch aber auch ihr Thurm und ihre Kirche gegen das Einschlagen des Blitzes gesichert, und die Gemeine kann, wenn einmahl während des Gottesdiensts ein Gewitter nah kommt, ruhig in ihrer Kirche versammelt bleiben, ohne besor-

gen zu dürfen daß der Blitz hineinschlage, und Unglück anrichte: wie man der Fälle wohl gehabt hat.

W. Alle Gemeindeglieder waren doch nicht mit der Sache zufrieden. Einige äußerten: man dürfe dem lieben Gott nicht widerstreben wollen. In seiner Macht stehe es ja, ob der Blitz unsere Kirche treffen solle, oder nicht; fände er nun für gut, sie vom Blitz zerstören zu lassen, so dürften wir das nicht zu verhindern suchen.

Zur bessern Belehrung dieser Irrenden, hielt aber der Herr Pfarrer am vorigen Sonntag eine recht erbauliche Predigt, die hoffentlich ihre Wirkung bey ihnen nicht verfehlt haben wird. Er stellte darin die Vernunft, die Fähigkeit nachzudenken, welche Gott dem Menschen verliehen habe, als den Wegweiser vor, der ihn auf dem Wege durchs Leben leiten solle; und zeigte recht einleuchtend, daß wenn uns Gott diesen Führer gegeben habe, es unstreitig auch sein Wille seyn müsse, daß wir ihm folgen sollten. Hätten wir, oder andere Menschen, also durch Nachdenken ein Mittel herausgebracht, das uns von irgend einer uns drohenden Widerwärtigkeit befreyen

en könnte, ohne daß seine Anwendung für uns oder für einen unserer Nebenmenschen andre nachtheilige Folgen hätte: so handelten wir gewiß dem Willen Gottes gemäß, wenn wir von diesem Mittel Gebrauch machten.

Im Schlusse seiner Rede machte er die Anwendung auf den besondern Fall, mit den Blitzableitern, die er auch als ein solches erlaubtes Mittel zur Abwendung eines drohenden Unglücks betrachtete, das die Menschen durch ihr Nachdenken ausgesonnen hätten. Er wußte es ganz deutlich aus einander zu setzen, wie irrig es wäre, zu glauben: daß dem lieben Gott durch Anlegung der Blitzableiter gleichsam die Hände gebunden würden; und führte eine Menge anderer Mittel an, deren sich die Menschen beständig zur Abwendung drohender Gefahren bedienten, ohne daß es jemandem einfiele, ihren Gebrauch für einen Eingriff in die Rechte des Weltregierers zu erklären; wie z. B. die Arzneymittel, durch welche wir uns von Krankheiten zu befreyen suchen; und die Vorkehrungen, die wir zur Sicherung unsers Eigenthums gegen die Nachstellungen der Diebe treffen.

B. Ich hätte die Predigt wohl mit anhö-

ren mögen, Herr Gevatter; denn ob ich gleich nie in dem Irrwahn gestanden habe, als wäre die Anlegung eines Blitzableiters eine Verletzung der Pflichten die wir Gott schuldig sind: so kann man doch nützliche Wahrheiten nicht oft genug hören, und sie sich nicht fest genug ins Gemüth einprägen: Mancher hatte schon viele gute Grundsätze sich zu eigen gemacht, und sie eine geraume Zeit hindurch befolgt. Dann änderte sich aber seine äußere Lage auf eine unerwartete Weise; er kam schnell zu einem ansehnlichen Vermögen, oder kam mit einer Person in nahe Verbindung, die andere Grundsätze befolgte, oder es trafen ihn mancherley widrige Schicksale: und ehe er sich's versah, hatte er seine guten Grundsätze vergessen, und war auf Abwege gerathen.

W. Darin hat er gewiß recht, Herr Gevatter. Wenn das doch auch die Leute einsähen, die das Besuchen des öffentlichen Gottesdienstes, und das Lesen zweckmäßiger Erbauungsbücher für etwas Ueberflüßiges zu halten geneigt sind, und sich damit beruhigen: daß sie sich ja in der Schule lange genug mit den Wahrheiten der Religion beschäftigt und mit ihren Pflichten hinlänglich bekannt gemacht

hätten

hätten. Sie würden dann begreifen, wie nützlich und nöthig dem ungeachtet eine beständige Erneuerung der Bekanntschaft mit denselben für sie sey; und würden also die Zeit nicht für verlohren halten, die sie auf das Absingen lehrreicher Lieder, das aufmerksame Anhören einer guten Predigt, oder das mit Nachdenken verbundene Lesen unterrichtender Bücher verwenden müßten.

B. Wieder auf den Blitzableiter zu kommen: wer hat denn die Aufsicht bey der Verfertigung desselben?

W. Der Herr Pfarrer hat einen guten Freund in der Stadt, der sich auf die Sache versteht; den hat er gebeten, daß er den Schieferdecker, der gewöhnlich die Reparaturen an unserm Thurme besorgt, die nöthige Anweisung geben möchte, wie er den Ableiter einrichten und am Thurme und der Kirche anbringen müßte.

B. Die Einrichtung ist auch wirklich ganz einfach, so daß jedem Dachdecker die Anlage eines Blitzableiters anvertraut werden kann, sobald man ihm nur gesagt hat, worauf es dabey ankömmt.

W. Nun worauf hat man denn bey der

Anbringung eines Blitzableiters hauptsächlich zu sehn?

B. Erstlich darauf, daß die einzelnen Theile des Metallstreifens, er sey nun von Eisen, Kupfer oder Bley, aus welchem der Ableiter besteht, recht genau zusammengefügt werden. Beym Bley läßt sich dieß am leichtesten bewerkstelligen: weil sich, bey der geringen Härte dieses Metalls, dessen Theile durch Schlagen mit dem Hammer bequem an einander treiben lassen. Das Kupferblech ist schon schwieriger, und noch mühsamer das Eisen in dieser Rücksicht zu behandeln.

W. Was für Bley nimmt man denn zum Blitzableiter?

B. Sogenanntes Rollenbley, womit die Dachfenster in den Städten überdeckt, und woraus auch die bleyernen Dachrinnen gemacht werden. Man schneidet dasselbe mit der Säge in Streifen, die vier Zoll oder etwa eine Hand breit seyn müssen. Um nun zwey solche Streifen an einander zu fügen, biegt man jeden von beyden an seinem Ende um, schiebt die umgebogenen Enden in einander, und treibt sie mit dem Hammer zusammen. Dieses Zusammenfügen geschieht erst wenn man die

Strei-

Streifen an dem Gebäude, das mit einem Blitzableiter versehn werden soll, befestigen will; und man schlägt dann gleich einen hinlänglich langen Nagel mit einer breiten Kuppe durch das zusammengefügte Bley, und in die Wand des Gebäudes fest.

W. Also kann der Bleystreifen geradezu an den Seitenwänden des Gebäudes festgenagelt werden?

B. Allerdings; und je dichter er anliegt, desto besser ist es: weil er dann von heftigen Winden nicht leicht beschädigt werden kann.

W. Das wäre also das erste Hauptpünctchen: die einzelnen Metallstreifen müssen recht genau mit einander verbunden werden. — Nun das Zweyte?

B. Zweytens ist darauf zu sehn, daß der Metallstreifen nach allen hervorstehenden Theilen des Daches hingeführt werde; also 1) auf der ganzen First (der obersten Kante des Daches) hin; 2) nach den vier Ecken herab; 3) über die Schornsteine weg; und wenn 4) etwa metallene Knöpfe, Wetterfahnen und dergleichen am obern Theile des Daches angebracht wären, so muß der Metallstreifen auch nach diesen hingeführt werden.

W. Wie befestigt man denn aber den Metallstreifen auf dem Dache?

B. Er muß wieder überall genau an das Gebäude anschließen. Am Schornsteine befestigt man ihn mit langen gezähnten Nägeln. Wo er über die Firstziegeln fortläuft, da treibt man ihn (welches bey einem Bleystreifen gar leicht geschehn kann) mit dem Hammer überall dicht an die Ziegeln an: so daß er alle kleinen Einbiegungen der First mit macht. Schon dadurch bekommt er eine ziemlich sichere Lage; man befestigt ihn aber noch überdieß seitwärts mit kleinen Nägeln an den Kalk, womit die Firstziegeln verstrichen sind; oder auch mit längern Nägeln an die Ziegeln selbst, in die man zu dieser Absicht mit einem eckigen, stählernen Bohrer Löcher einbohrt.

W. Ey, das ist ja alles so einfach wie möglich. — Ist sonst noch etwas zu beobachten.

B. Wo auf dem Dache zwey Bleystreifen von verschiedenen Richtungen her zusammen laufen, da muß ja wieder für eine genaue Vereinigung derselben gesorgt werden. Hiervon, und über einiges andre, was man bey einem Blitzableiter zu beachten hat, wollen wir ein ander Mahl weiter sprechen.

Der Bote
aus
Thüringen.

Vier und zwanzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Heute, Herr Gevatter, hätte ich Ihm eigentlich noch mancherley über die Einrichtung der Blitzableiter zu sagen; allein ich werde dieß wohl bis auf eine unserer nächsten Zusammenkünfte verschieben müssen.

W. Nun, was hat Er mir denn sonst gutes Neues zuerzählen?

B. Fällt es Ihm nicht ein, was ich auf dem Herzen habe? Er guckt ja doch sonst fleißig in den Kalender?

W. Aha, jetzt fällt mirs ein: wir haben in diesem Monath eine Sonnenfinsterniß; — ich weiß nicht, wie mir das so ganz wieder aus dem Sinne gekommen ist, daß ich Ihn nicht eher selbst daran erinnert habe.

B. Es ist gerade noch Zeit, daß ich Ihn darauf aufmerksam mache; die Sonnenfinster-

niß ereignet sich erst in ein Paar Tagen, nähmlich den 16ten Junius.

W. Nun da wünsch ich nur, daß wir einen hellen Tag haben, damit wir die Erscheinung auch wahrnehmen können. Ich für mein Theil beobachte immer lieber die Sonnenfinsternisse, als die Mondfinsternisse; denn den Schlaf entziehe ich mir ohne Noth nicht gerne.

B. Bequemer lassen sich aber doch die letztern beobachten als die erstern; weil man den Mond mit seinem sanften Lichte betrachten kann, ohne geblendet zu werden; vor dem starken Glanze der Sonne muß man sich hingegen sehr in Acht nehmen, wenn die Beobachtung den Augen nicht schaden soll.

W. Ist mirs doch, als hätte ich einmahl von einem Mittelchen gehört, wie man sich, bey Beobachtung der Sonnenfinsternisse, gegen den allzuheftigen Glanz der Sonne schützen könne; ich glaube Er selbst, Herr Gevatter, hat mir es damahls empfohlen.

B. Das kann wohl seyn; bestand es nicht in einem mit Lampenruß überzogenen Stück Glas?

W. Ja, ja: nun fällt mirs dunkel wieder bey.

bey. Beschreibe Er mir aber das Verfahren lieber noch ein Mahl.

B. Man nimmt ein Stückchen Fensterglas, das eine beliebige Gestalt haben darf; wenn es nur groß genug ist, daß man es unten bequem anfassen und vor das Auge halten kann. Nachdem man dasselbe, wenn es nöthig ist, vorher von Schmutz gereinigt hat, hält man den Theil, durch welchen man hernach die Sonne betrachten will, über eine Lichtflamme, und zwar so niedrig, daß die Flamme daran schlägt, und Ruß darauf absetzt. Um das Zerspringen des Glases dabey zu verhüten, braucht man die Vorsicht, das Glas recht oft von der Flamme zurückzuziehn, und es sich wieder einige Augenblicke abkühlen zu lassen. Dieses setzt man so lange fort, bis das Glas so stark mit Ruß überzogen ist, daß man die Lichtflamme durch dasselbe nur noch ganz schwach erblickt, wenn man es vor dieselbe hält. Allen Ruß läßt man übrigens an ein und dieselbe Seite des Glases sich ansetzen, und hält die gegenüberliegende Seite rein: damit man sich das Gesicht nicht beschmutze, wenn man das Glas vor das Auge hält.

Betrachtet man nun die Sonne durch ein

so zubereitetes Stückchen Glas: so erblickt man sie, ohne im Geringsten geblendet zu werden, in ihrer wahren Gestalt, als eine kreisrunde Scheibe: denn so erscheint uns jede Kugel, wenn wir sie in einiger Entfernung betrachten.

W. Nun so ein Glas lasse ich mir gewiß zurecht machen, oder noch besser mehrere; damit ich Vorrath habe, wenn sich etwa noch einige Zuschauer bey mir einfänden. — Ich muß doch gleich in meinem Kalender nachsehn, zu welcher Tageszeit sich die bevorstehende Sonnenfinsterniß ereignen wird. — Um 5 Uhr 32 Minuten Abends; das wäre also ungefähr halb sechs Uhr.

B. Da ist der Anfang der Finsterniß; das Mittel derselben ist 10 Minuten nach 6 Uhr; und etwa halb 7 Uhr ist die Sonne wieder ganz unbedeckt zu sehn.

W. Das ist doch viel, daß man das alles so im Voraus zu bestimmen im Stande ist. Wie es möglich sey, hat Er mir schon letzthin zu erklären gesucht, Herr Gevatter, als wir von den Mondfinsternissen sprachen (siehe Seite 111); und ich habe doch dadurch wenigstens eine etwas richtigere Einsicht von der Sache bekommen.

B.

B. Er weiß doch, wodurch die Sonnenfinsternisse verursacht werden?

W. Daß der Mond es sey, der dabey vor die Sonne tritt, und uns einen Theil derselben bedeckt, habe ich wohl gehöhrt; will Er aber so gut seyn, und mir dieses Ereigniß etwas ausführlicher beschreiben, so höhre ich Ihm mit Vergnügen zu.

B. Er weiß schon, daß der Mond sich ungefähr alle Monathe ein Mahl um unsere Erde herum bewegt, von welcher er etwa 50 tausend Meilen weit entfernt ist. Die Sonne ist aber über vierhundert Mahl weiter von unserer Erde entfernt, als der Mond; und bey jedem Umlaufe um die Erde kommt daher der Mond ein Mahl zwischen die Erde und die Sonne zu stehn.

W. Allerdings — dann haben wir Neumond, wie man zu sagen pflegt: die von der Sonne erleuchtete Hälfte der Mondkugel ist dann ganz von uns abgewendet; und seine unbeleuchtete Hälfte, die dabey nach uns zugekehrt ist, müßte uns, wenn sie vor einem andern hellen Körper stände, schwarz erscheinen.

B. Freylich. — Ständen also Mond und Sonne in dem Augenblicke, wo der erstere zwischen

schen der Erde und der Sonne sich befindet, gerade gleich hoch am Himmel: so müßte die Sonne vom Monde bedeckt, oder wie man gewöhnlich sagt: verfinstert werden.

Steht aber der Neumond, wie es den 16ten Junius der Fall seyn wird, etwas niedriger am Himmel als die Sonne: so wird nur der untere Theil der Sonne vom Monde bedeckt, und wir haben also nur eine partiale Sonnenfinsterniß. Etwas Aehnliches erfolgt, wenn der Neumond etwas weniges höher am Himmel steht, als die Sonne: er bedeckt oder verfinstert nähmlich alsdann nur den obern Theil derselben.

Endlich kann aber auch der Fall eintreten, daß der Mond zu der Zeit, wo er zwischen der Sonne und der Erde durchgeht, beträchtlich höher oder niedriger am Himmel steht, als die Sonne, und folglich nicht einmahl einen Theil der Sonne bedeckt. Dann haben wir für diesen Monath weder eine totale noch eine partiale Sonnenfinsterniß; und dieser Fall tritt am häufigsten ein.

W. Also den 16ten Junius, Abends halbsechs Uhr, muß man, wenn uns nicht Wolken die Sonne verbergen, auf den untern

Theil

Theil der Sonne Achtung geben, weil nur dieser verfinstert wird.

B. Ja. Und da der Mond von Abend nach Morgen zu am Himmel fortrückt, indem er seinen Umlauf um die Erde macht; so muß er zuerst den untern westlichen Rand (den nach Abend zu liegenden untern Rand) der Sonne berühren, und sich von da aus gegen Osten oder Morgen hin vor der Sonne wegbewegen.

W. Zehn Minuten nach sechs Uhr, sagte Er, wäre das Mittel der Finsterniß; wie groß ist denn wohl der Theil der Sonnenscheibe, der uns da vom Monde bedeckt wird?

B. Nur ungefähr den zwölften Theil von der ganzen Sonnenscheibe wird derselbe ausmachen.

W. Das ist ja wenig; ich dächte das bemerkte man kaum.

B. O bemerkbar wird es immer seyn, wenn man auch ohne Fernrohr die Sonne betrachtet.

W. Könnte man sie den auch durch ein Fernrohr besehn?

B. Warum das nicht? nur muß man wieder die Vorsicht brauchen, ein mit Lampenruß überzogenes Stückchen Glas vor das Auge zu halten, wenn man durch das Fernrohr sieht:

sieht: denn sonst würde man vom Glanze der Sonne empfindlich geblendet werden, und nichts Deutliches sehn können.

W. Nun, wenn wir nur den 16ten Junius einen heitern Abend haben! da will ich auch die Sonnenfinsterniß dieß mahl so aufmerksam beobachten, als ich es noch nie zuvor gethan habe. Wann war die Finsterniß zu Ende?

B. Umgefähr halb sieben Uhr wird der Mond ganz vor dem untern Sonnenrande vorübergerückt seyn, und die Sonne also wieder völlig rund erscheinen.

W. Eine totale Sonnenfinsterniß möchte ich einmahl wieder sehn!

B. Wenn Er vor dem 16ten Junius noch zu Schiffe gehn, und eine gute Strecke weit auf dem atlantischen Meere gegen den nördlichen Theil von Amerika hinsegeln will und kann: so soll Er, wenn Ihm anders der Himmel dabey günstig ist, und die Wolken Ihm Seine Hoffnung nicht vereiteln, diesen Wunsch erfüllt sehn. — Ueber acht Tage wollen wir weiter darüber sprechen.

Der Bote aus Thüringen.

Fünf und zwanzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

W. Habe ich Ihn recht verstanden, Herr Gevatter, so sagte Er mir vor acht Tagen noch am Schluß unserer Unterhaltung: daß auf dem atlantischen Meere am 16ten Junius dieses Jahres eine totale Sonnenfinsterniß sich ereignen werde?

B. Nicht blos auf dem atlantischen Meere, sondern auch in Nordamerika und an der südlichen Küste von Afrika zeigte sich die Sonne an diesem Tage total verdunkelt.

W. Ey, ey! das will mir noch nicht recht in den Kopf. Ich dächte wenn die Sonne in jenen Gegenden gänzlich verdunkelt erschienen wäre, so müßten wir sie auch gänzlich verdunkelt gesehen haben?

B. Das ist gar nicht nothwendig. Ich will Ihm die Sache gleich durch ein Beyspiel deutlich machen.

Stelle Er sich doch einmahl hierher, wo ich jetzt stehe, und sehe Er nach dem Kirchthurm hin. — Nicht wahr, jetzt bedeckt Ihm des Nachbars Schornstein gerade das oberste Fenster des Kirchthurms?

W. Freylich; ich kann nichts von dem Fenster sehn; der Schornstein steht gerade davor.

B. Nun trete Er einmahl einen Schritt weiter rechts.

W. — Ja, da kann ich schon rechter Hand einen Theil des Fensters sehn; der Schornstein verdeckt mir nur noch die linke Seite des Fensters.

B. Trete Er jetzt noch einen Schritt weiter rechts.

W. — Nun sehe ich schon fast das ganze Fenster; nur ein kleines Streifchen desselben wird noch vom Schornsteine bedeckt.

B. Dieselbe Bewandniß hat es mit dem Monde und der Sonne, bey einer Sonnenfinsterniß, Herr Gevatter. Freylich macht, bey der großen Entfernung dieser Himmelskörper, Ein Schritt noch keinen Unterschied, und selbst tausend Schritte würden keinen bemerkbaren Unterschied hervorbringen. Steht aber der ei-

ne Zuschauer in Europa, und der andere in Amerika: so kann bey dieser so beträchtlichen Entfernung der beyden Zuschauer von einander, dem einen die Sonnenfinsterniß nicht eben so erscheinen als dem andern. So, wie Er vorhin das Thurmfenster nicht mehr ganz vom Schornsteine bedeckt sah, als Er seinen ersten Standpunct verlassen hatte und einige Schritte weiter rechts getreten war, eben so kann etwa der Zuschauer in Europa nur einen kleinen Theil der Sonne vom Monde bedeckt sehn, während dem Zuschauer in Amerika die ganze Sonnenscheibe vom Monde bedeckt wird.

W. Das hat seine Richtigkeit. — Wie leicht kann man doch in seinem Urtheile über eine Sache irren! Ich hätte vorhin Alles verwettet, daß die Sonne den Amerikanern bey einer Sonnenfinsterniß eben so weit vom Monde bedeckt werden müsse, wie uns Europäern: und doch verhält sich die Sache anders. — Der Anfang einer Sonnenfinsterniß muß also wohl auch von den verschiedenen Bewohnern der Erde zu verschiedenen Zeiten gesehn werden?

B. Ja wohl; und zwar immer von denen früher, die weiter nach Westen oder Abend hin wohnen: weil der Mond in der Richtung von

Westen gegen Osten vor der Sonne vorbeyrückt, und also von den westlicher wohnenden Menschen immer eher vor der Sonne gesehn werden muß. Den 16ten Junius, zum Beyspiel, wird man auf dem stillen Meere, nicht weit von der westlichen Küste von Mittel-Amerika, den Mond schon Nachmittags halb drey Uhr, wo die Sonne in jener Gegend aufgeht, vor dieselbe haben treten sehn; und wir hatten den Anfang der Finsterniß erst drey Stunden später, nähmlich halb sechs Uhr.

W. Ey, woher weiß Er denn das aber so bestimmt?

B. Unser Herr Pfarrer hat mir einen Kalender geliehen, der ordentlich wie ein Buch eingebunden ist, und von allen Himmelsbegebenheiten des gegenwärtigen Jahres viel ausführlichere Nachricht gibt, als unsere gewöhnlichen Kalender; da fand ich denn auch diesen Umstand bey der Sonnenfinsterniß, die wir gehabt haben, bemerkt.

W. Es ist doch viel, daß der Mensch das alles so ausrechnen, und vorher bestimmen kann! — Nun, weiß Er mir nicht sonst noch etwas von den Sonnenfinsternissen zu erzählen?

B.

B. Hat Er denn schon etwas von den ringförmigen Sonnenfinsternissen gehört?

W. Ich kann mich wenigstens nicht darauf besinnen.

B. Da sieht man den dunkeln Mond mitten vor der Sonne stehn, und rings herum zeigt sich noch ein Streifchen von der glänzenden Sonne.

W. Man sieht also einen glänzenden Ring am Himmel, und nennt eine solche Sonnenfinsterniß wohl eben deshalb eine ringförmige?

B. Allerdings; es muß wirklich ein schönes Schauspiel seyn, das ich wohl einmahl mit ansehn möchte.

W. Aber, Herr Gevatter, Sein Wort in Ehren: wie ist es denn möglich, daß der Mond ein Mahl die Sonne ganz bedekken, eine totale Sonnenfinsterniß verursachen kann, und daß er wieder ein ander Mahl nur soviel bedeckt, daß rings um ihn herum noch ein leuchtender Ring von der Sonne sichtbar bleibt?

B. Besinnt Er sich denn nicht mehr darauf, daß ich Ihm, als wir uns neulich vom Monde unterhielten, gesagt habe: der Mond

bleibe

bleibe nicht immer gleichweit von der Erde entfernt, sondern stehe ihr Ein Mahl in jedem Monathe um 6700 Meilen näher, als vierzehn Tage darauf?

W. Ach es ist ja wahr! und Er setzte damals noch dazu, daß die Astronomen dieses daraus geschlossen hätten, daß der Mond, von der Erde aus betrachtet, bald etwas größer, bald etwas kleiner erscheine. Und nun sehe ich auch schon den Grund ein, warum die Sonnenfinsterniß bald total bald ringförmig seyn könne.

B. Dazu kömmt noch, daß auch die Sonne uns nicht immer gleich groß erscheint: indem sie, wie der Mond, uns bald näher, bald wieder weiter von uns entfernt ist.

W. So? da läuft also wohl unsere Erde auch in einer länglich-runden Bahn um die Sonne, wie der Mond in einer länglichrunden Laufbahn um die Erde sich bewegt?

Ganz recht! Und zwar befindet sich unsere Erde am Anfang des Jahrs in dem Theile ihrer Laufbahn, welcher der Sonne am nächsten liegt; um die Mitte desselben hingegen in dem Theile, der am weitesten von der Sonne entlegen ist.

W. Ach, ach! da wäre ja die Sonne uns im Winter näher, als im Sommer?

B. Darauf kann Er sich verlassen, Herr Gevatter. Daß es aber gleichwohl im Winter kälter ist als im Sommer, rührt vorzüglich daher: daß die Sonne im Winter täglich nur wenige Stunden den Theil der Erde bescheint, welchen wir bewohnen; im Sommer hingegen den größern Theil des Tags hindurch uns leuchtet und erwärmt.

W. Um die Mitte des Jahres herum kann also leichter eine totale Sonnenfinsterniß Statt finden, als am Anfang oder am Ende desselben? weil wir um die Mitte des Jahrs am weitesten von der Sonne entfernt sind, und folglich dieselbe uns kleiner erscheinen muß, als zu allen andern Zeiten des Jahres: so daß sie der Mond dann eher ganz bedecken kann, als zu einer andern Zeit.

B. Allerdings; so fiel ja auch unsere letztere Sonnenfinsterniß, die wie ich Ihm schon gesagt habe, in mehreren Gegenden der Erde total war, um die Mitte dieses Jahrs herum.

W. Wie lange kann denn die totale (gänzliche) Verfinsterung der Sonne an einem Orte wohl dauern?

B. Höchstens 3 Minuten und 41 Secunden: denn da die Mondscheibe uns nie viel größer erscheint als die Sonnenscheibe, so kann auch, weil der Mond beständig weiter rückt, diese nur eine so kurze Zeit von jener ganz bedeckt werden.

Eben wegen dieses geringen Unterschieds zwischen der scheinbaren Größe des Monds und der Sonne, ereignet sich auch an demselben Orte nur so selten eine totale oder eine ringförmige Mondfinsterniß. Ein französischer Astronom hat zum Beyspiel berechnet, daß in den 131 Jahren, vom Jahr 1769 bis zum Jahre 1900, in Paris 59 Sonnenfinsternisse sichtbar seyn werden; daß aber unter denselben nicht eine einzige totale, und nur Eine ringförmige seyn wird, die auf den 8ten October des Jahrs 1847 fällt.

W. Nun von der werden wir wohl beyde nichts zu sehn bekommen, Herr Gevatter!

Der Bote
aus
Thüringen.

Sechs und zwanzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Er meinte letzthin, Herr Gevatter, daß wir von der Sonnenfinsterniß, die sich am 8ten October des Jahrs 1847 ereignen soll, wohl beyde nichts zu sehn bekommen würden. Das ist nun freylich sehr wahrscheinlich; aber ich bin doch überzeugt daß es uns zu jener Zeit auch nicht an Gelegenheit fehlen werde, uns mit den außer unserm jetzigen Wohnplatze vorhandenen Himmelskörpern immer näher bekannt zu machen; wo uns auch der liebe Gott, nach unserm Abschiede von der Erde, unsern Aufenthalt in seinem unermeßlichen Reiche anweisen mag. Denn können wir wohl von seiner Vatergüte erwarten, daß er uns das innige Verlangen nach jener nähern Bekanntschaft mit seinen bewundrungswürdigen Werken eingepflanzt haben sollte, ohne zugleich die Ver-

anstaltung getroffen zu haben, daß dieses Verlangen nach und nach immer vollkommner befriedigt werde? —

W. Dann werden wir vielleicht auch die Beschaffenheit der für uns so wohlthätigen Sonne besser kennen lernen, als es uns in unserm jetzigen Zustande möglich ist.

B. Ja freylich haben die Astronomen noch wenig Zuverlässiges über die Natur dieses grossen Himmelskörpers, durch ihre mühsamen Beobachtungen und Berechnungen herausbringen können. Soviel weiß man aber doch mit Gewißheit, daß die Sonne eine mehr als 12 tausend mahl größere Oberfläche hat, als unsere Erde; und daß sie sich, wie unsere Erde, beständig um sich selbst dreht. Während jeder Umdrehung der Sonne erfolgen aber 25½ Umdrehungen unserer Erde: oder es verfließen über jeder Umdrehung der Sonne 25½ Tage auf unserer Erde.

W. Wie mag man doch das einmahl herausgebracht haben? die Sonne hat doch nicht etwa auch dunkle Flecken, wie der Mond, an deren Fortrücken man die Umdrehung derselben bemerken könnte?

B. Allerdings hat sie auch Flecken, und

zwar

zwar noch dunklere als der Mond; sie fallen aber nicht so ins Auge, wie die des Mondes; weil sie erstlich bey der großen Entfernung der Sonne von uns, kleiner erscheinen, und zweytens durch den blendenden Glanz der Sonne für das bloße Auge unbemerkbar gemacht werden.

W. Nun wie hat man sie denn da können fortrücken sehn?

B. Mit Hülfe der Fernröhre, die dazu eingerichtet sind; durch ein solches habe ich selbst einmahl ein Paar schwarze Fleckchen auf der Sonne recht deutlich gesehn: unser Herr Pfarrer verschaffte mir das Vergnügen. Gibt man nun mehrere Tage hinter einander auf ein solches Fleck Achtung, so bemerkt man wie es sich immer weiter von dem einen Sonnenrande entfernt, und dem andern nähert. Endlich kommt es ganz an den Rand, verschwindet nun, und kömmt nach etwa 13 Tagen am gegenüberliegenden Rande der Sonne wieder zum Vorschein. Daraus hat man denn gesehn, daß sich die Sonne in 25½ Tagen Ein Mahl umdrehen muß.

W. Was mögen das nur für schwarze Stellen auf der Sonne seyn?

B. Wie ich Ihm schon sagte, die Astronomen haben die eigentliche Beschaffenheit der Sonne noch nicht recht erforschen können; sie wissen daher auch nicht mit einiger Gewißheit die dunkeln Flecken auf derselben zu erklären, von denen manche, wie berechnet worden ist, wohl einige tausend Meilen in der Länge haben.

Unter den verschiedenen Meinungen die darüber geäußert worden sind, gab unser Herr Pfarrer der den mehresten Beyfall: daß der Sonnenkörper dunkel sey, wie unsere Erde, der Mond und die Planeten; daß aber diesen dunkeln Sonnenkörper eine leuchtende Materie etwa eben so umgebe, wie unsere Erde von der Luft und den darin sich aufhaltenden Wasserdünsten umgeben wird. Dieser leuchtende Dunstkreis der Sonne soll nun ihren hellen Glanz bewirken; und die schwarzen Flecken auf derselben sollen dadurch entstehn, daß bisweilen ein Theil der dunkeln Sonnenoberfläche von der leuchtenden Materie entblößt werde: da man denn diesen Theil nicht mehr leuchtend, sondern schwarz erblicken müßte.

W. Ich finde auch in dieser Erklärung nichts, was mir unwahrscheinlich vorkäme. —

Er

Er hat mir aber so viel von den Sonnenfinsternissen und der Sonne erzählt, daß wir darüber ganz vergessen haben, unsere Unterhaltung über den Blitzableiter fortzusetzen.

B. Das kann ja gleich geschehn. Zuletzt versprach ich Ihm zu sagen, wie zwey Bleystreifen, die auf dem Dache von verschiedenen Richtungen her zusammenlaufen, vereinigt werden müssen. Dieß geschieht wieder auf eine ganz einfache Weise. Der eine Streifen wird am Ende umgebogen, der andere dazwischen geschoben; dann wird ein Nagel durch das dreyfach über einander liegende Bley geschlagen, und dasselbe durch Klopfen mit dem Hammer so genau als möglich aneinander getrieben.

W. Nun sagen Einige man müßte den Blitzableiter so tief in die Erde hinableiten, bis man auf Wasser käme; sollte denn das wohl unumgänglich nöthig seyn?

B. Ein sehr einsichtsvoller Mann, den ich deshalb einmahl um Rath fragte, hat mir im Gegentheil versichert, daß es besser wäre, wenn man den Metallstreifen nur etwa einen halben Fuß tief in die Erde gehn ließe.

Man nagelt also einen Bleystreifen, der mit

dem

dem auf dem Dache hinlaufenden in möglichst genauer Verbindung steht, gerade am Hause herunter, und läßt ihn einen halben Fuß tief in die Erde gehn?

B. Ganz recht; und dabey ist wieder darauf zu sehn, daß das Bley überall recht genau an die Seitenwand des Hauses anschließe, damit der Wind es nicht losreissen kann.

W. Ist's denn auch ganz einerley an welcher Seite des Hauses man den Ableiter herabführt?

B. Wenn irgend wo in dem Gebäude, an welchem sich der Blitzableiter befindet, besonders viel Metall, wie z. B. eisernes Geräth, oder Zinn angehäuft wäre: so würde es nicht rathsam seyn, den Bleystreifen an dem Theile der Seitenwände des Gebäudes herabzuführen, der dem Orte nahe wäre, an welchem sich jenes viele Metall befände: sondern man würde den Ableiter lieber in einiger Entfernung von dem Orte herablaufen lassen. — Uebrigens läßt man den Bleystreifen immer gern an einer Stelle des Gebäudes niedergehn, die von aussen her weniger zugänglich ist; also nicht etwa an der Seite, die auf die Straße stößt, sondern lieber an der Hof- oder Garten-

Seite.

Seite. Zur Vorsorge umgibt man auch den Bleystreifen, bis auf eine Höhe von acht bis zehn Fußen von dem Erdboden, mit einem hölzernen Kasten, der an die Mauer befestigt wird.

W. Eine Bedenklichkeit hab ich noch bey Seiner Angabe. Er sagt: man solle den Blitzableiter dicht an der Wand des Gebäudes herabführen; könnte denn da aber nicht der Blitz das Holzwerk entzünden, über welches der Ableiter weggeführt worden wäre?

B. Wenn der Metallstreifen breit und stark genug ist, so hat man das gar nicht zu besorgen; der Blitz folgt dem Metall, und läßt das darunter liegende Holz unbeschädigt. — Nur bey Strohdächern möchte es doch gefährlich werden können, wenn man den Ableiter dicht über das Stroh wegführen wollte: dieß würde sich aber auch ohnedieß, der Befestigung wegen nicht wohl thun lassen. Man hilft sich da so. Es werden etwas breite Breter auf der ganzen Strecke des Dachs hin gehörig befestigt, über welche der Ableiter fortlaufen soll; auf diese Breter wird dann der Bleystreifen festgenagelt, und übrigens, wie gewöhnlich, an der Seitenwand des Gebäudes herabgeführt.

Wer

Wer die Vorsicht bey einem Strohdache noch weiter treiben will; der läßt auf den beyden obersten Ecken des Dachs, oder auf den Schornsteinen, wenn diese die höchsten Puncte des Gebäudes ausmachen, 3 bis 4 Schuh lange, eiserne Stangen gehörig befestigen, die aber oben nicht zugespitzt seyn dürfen. Mit diesen Stangen wird nun der Bleystreifen so genau als möglich verbunden. Der Zweck derselben ist, die Stelle des Ableiters, auf welche der Blitz zuerst trifft, weiter von dem Strohdache zu entfernen. Höchst wahrscheinlich würde nähmlich der Blitz, wenn er in das Gebäude einschlüge, diese eisernen Stangen zuerst berühren. Spitz darf man sie nicht machen lassen, weil dünne Metallspitzen vom Blitz abgeschmolzen werden könnten: da denn das glühende Metall auf das Strohdach fallen und es entzünden möchte.

W. Ey die Strohdächer sind doch wirklich weit mühsamer und kostspieliger gegen den Blitz zu sichern, als die Ziegeldächer!

B. Allerdings; und es ist dieß ein neuer Grund, warum man die Strohdächer lieber ganz abschaffen sollte. Wie gefährlich sie bey Feuersbrünsten sind, weiß ohnedem ein Jeder.

Der Bote
aus
Thüringen.

Sieben und zwanzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

W. Noch einige Fragen sind mir beygefallen, Herr Gevatter, welche die Blitzableiter betreffen. Erstlich ist es ja wohl nicht genug daß man sein Wohnhaus mit einem Blitzableiter versieht: sondern die daran stoßenden Ställe, Scheuern und andre Nebengebäude müssen auch mit einem Ableiter versehn seyn, wenn sie gegen die schrecklichen Wirkungen des Blitzes gesichert seyn sollen?

B. Ja freylich. Der Blitzableiter schützt nur das Gebäude an welchem er unmittelbar angebracht ist. Aber wenn die Nebengebäude mit dem Hauptgebäude zusammenhängen, so ist es nicht nöthig an jedem einen besondern Metallstreifen herabzuführen: sondern der Bleystreifen muß nur über die Firsten aller Nebengebäude ununterbrochen fortgeführt, und mit

dem Bleyſtreifen der ſich am Hauptgebäude befindet genau vereinigt werden: ſo wird der Blitz, er mag treffen welches Gebäude er will, an dem Bleyſtreifen bis zum Hauptgebäude fortlaufen, und hier ſeine Ableitung nach der Erde herab finden.

W. Eben ſo könnten ja auch wohl in Städten, wo die Häuſer gewöhnlich dicht an einander ſtehn, mehrere Wohnhäuſer einen gemeinſchaftlichen Blitzableiter erhalten?

B. Das ginge recht gut an; und die Beſitzer der Häuſer könnten dadurch etwas Beträchtliches an den Koſten erſparen, die der Blitzableiter verurſacht.

W. Wie hoch könnte denn der Blitzableiter für ein Haus von mittler Größe wohl kommen?

B. Die mehreſten Koſten verurſacht das Bley, und dieß iſt, wie Er weiß, bald theurer, bald wieder wohlfeiler. Jetzt, wo das Pfund etwa auf 4 Groſchen kommt (welches ein ungewöhnlich hoher Preis iſt), möchte wohl jeder Schuh des Bleyſtreifens mit dem Arbeitslohn auf 4 Groſchen anzuſchlagen ſeyn. Wäre alſo das Haus 40 Schuh lang und 30

Schuh

Schuh hoch: so käme der Blitzableiter für dasselbe ungefähr auf 12 bis 16 Thaler.

W. Ey das gäbe ja wohl Mancher gern, wenn er sich und die Seinen dodurch gegen das Erschlagen vom Blitze, und zugleich sein Haus vor dem Entzünden durch den Blitz völlig zu sichern wüßte. — Wem haben wir denn die Erfindung der Blitzableiter zu verdanken?

B. Einem Amerikaner, nahmens Franklin, der, nun gerade vor hundert Jahren, in der Stadt Boston (in Nordamerika) gebohren wurde. Er war ein großer Freund der Naturkunde, und beschäftigte sich vorzüglich gern mit den sogenannten elektrischen Erscheinungen, von denen Er vielleicht auch schon einmahl gehört hat. Wenn man nähmlich Glas, Pech und manche andre Körper mit weichen Körpern, zum Beyspiel mit Wolle oder Pelzwerk eine Zeitlang reibt: so fahren kleine Blitze heraus, die so große Aehnlichkeit mit den Blitzen haben, welche bey Gewittern aus den Wolken fahren, daß man beyde für die Wirkung einer und derselben Materie hält, welche die Naturkundigen die elektrische Materie nennen. Den Bernstein oder Agtstein nannten nähmlich die vor mehr als tausend Jahren lebenden Menschen

Elektrum; und an diesem bemerkten die damahligen Naturkündiger zuerst, daß, wenn es gerieben wurde, kleine Blitze herausfuhren.

Indem also Franklin mit diesen kleinen künstlichen Blitzen allerhand Versuche anstellte, und ihre Eigenschaften mit den Eigenschaften der natürlichen Blitze verglich, kam er auf den glücklichen Gedanken, die Gebäude dadurch vor den traurigen Wirkungen der letztern zu schützen, daß er von den höchsten Stellen des Daches an, eine ununterbrochen fortlaufende Leitung von Metall, bis zur Erde herabführte. Denn er hatte bemerkt, daß die künstlichen Blitze sowohl, als die natürlichen, gern dem Metall folgen; und daß sie, so lange sie von diesem geleitet werden, niemals Schaden anrichten. Er machte seinen Vorschlag bekannt, und die Erfahrung hat die Güte desselben hinlänglich bewiesen.

W. Da der Erfinder der Blitzableiter ein Amerikaner war: so hat man ja auch wohl in Amerika zuerst von seiner Erfindung Gebrauch gemacht?

B. Allerdings; und noch jetzt trift man die Blitzableiter in den nordamerikanischen Freystaaten, die Franklins Vaterland waren, viel

viel häufiger an, als in unsern Gegenden. In Deutschland wurde im Jahr 1754 der erste Blitzableiter errichtet, und zwar in Mähren. Nachher machte man von dieser wohlthätigen Erfindung immer mehr Gebrauch; und jetzt findet man fast in jeder Stadt wenigstens einige Gebäude, die mit einem Blitzableiter versehn sind.

W. Ach weil Er da von den nordamerikanischen Freystaaten spricht, Herr Gevatter, so fällt es mir ein, daß ich Ihm noch nichts von dem merkwürdigen Gaste erzählt habe, der vor ein Paar Tagen bey mir war. Stelle Er sich nur vor: es war ein Amerikaner, und das bey ein gar lieber Mann.

B. Ein Amerikaner? ey, wie kam denn der in die hiesige Gegend?

W. Er ist ein Kaufmann, und lebt als solcher, wie er mir sagte, mehr auf Reisen als zu Hause.

B. Konnte Er sich denn gut mit ihm unterhalten?

W. Sehr gut: denn von Geburt war er ein Deutscher; hatte sich aber als Kaufmann in einer Handelsstadt der nordamerikanischen Freystaaten niedergelassen.

B. So, so; ja davon habe ich gehört, daß man in Nordamerika viele gebohrne Deutschen antrifft, die dort theils als Kaufleute, theils als Landwirthe leben.

W. Ach der Mann, der weit und breit herumgekommen, und unter andern mehr als ein Mahl in Ostindien gewesen war, versicherte mich, daß man fast in allen Gegenden der Erde, wo sich gebildete Menschen niedergelassen haben, Deutsche anträfe.

B. Das macht uns Deutschen doch wirklich Ehre: denn es beweißt doch, daß man unsere Landsleute überall gern sehn, gern mit ihnen zu thun haben muß.

W. Wie der Herr behauptete, so werden sie besonders ihres ausdauernden, unverdrossenen Fleißes wegen so allgemein geschätzt, worin es ihnen keine andre Nation zuvorthut.

B. Nun, worüber hat Er sich denn mit Seinem amerikanischen Gaste unterhalten, Herr Gevatter?

W. O, bey einem Manne, der den größten Theil seines Lebens auf Reisen zugebracht hat, und so gefällig ist, wie der war, kann es einem wahrhaftig nicht an Unterhaltung fehlen: und wenn man einen ganzen Tag mit ihm allein

allein wäre. Was mir aber unter seinen Gesprächen das Merkwürdigste war, das ist die Erzählung eines Schiffbruchs den er erlitten hat, und bey welchem sein Leben nur durch die bewundrungswürdigsten Fügungen einer höhern Macht erhalten wurde.

B. Die Erzählung hätte ich wohl auch mit anhören mögen; kann Er mir sie denn nicht wenigstens den Hauptumständen nach mittheilen, die dabey vorfielen?

W. Aufgespannt habe ich bey der Erzählung, so gut als es mir möglich war; nun ich will doch versuchen, ob ich Ihm eine kleine Unterhaltung durch mein Wiedererzählen verschaffen kann.

Das unglückliche Schicksal widerfuhr meinem Gaste vor nunmehr acht Jahren, im Monath März. Er hatte in Handelsangelegenheiten, eine Reise aus seinem Wohnorte Baltimore in Nord-Amerika nach dem italiänischen Seehafen Livorno gemacht. Auch auf dieser, wie schon auf mehreren seiner frühern Seereisen, führte er selbst, als Capitän, das Schiff in welchem er die Reise machte: indem er sich, theils durch Studieren, theils durch aufmerksames Beobachten der dabey vorkommenden Kunstgriffe auf seinen ersten

Seereisen, die dazu erforderlichen Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben hatte.

Das Schiff, auf welchem er dießmahl fuhr, war zwar ein guter Segler, wie die Schiffsleute es ausdrücken: das heißt es war so gut gebaut, daß es vorzüglich schnell vom Winde auf dem Wasser fortgetrieben wurde; aber es ging nicht recht sicher, sondern mußte bey heftigen Winden sehr vor dem Umschlagen in Acht genommen werden.

Die Hinreise nach Livorno war glücklich von Statten gegangen, und nachdem unser Kaufmann seine dortigen Handelsgeschäfte abgethan hatte, trat er im März von da die Rückreise nach Amerika an. Sein Weg ging zuerst durch das mittelländische Meer, an welchem, wie Er weiß, Livorno liegt; dann hätte er durch die Meerenge bey Gibraltar aus dem mittelländischen ins atlantische Meer fahren, und auf diesem seine Reise bis nach Amerika fortsetzen müssen. — Aber noch ehe er jene Meerenge erreichte, traf ihn der traurige Vorfall, von welchen ich Ihm das nächste Mahl weiter erzählen will.

Der Bote
aus
Thüringen.

Acht und zwanzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

W. Ich erzähle Ihm gleich weiter, Herr Gevatter, wie es dem amerikanischen Kaufmann auf seiner Rückreise von Livorno, auf dem mittelländischen Meere so traurig gegangen ist.

Es fiel, als er sich noch mitten auf diesem Meere befand, stürmische Witterung ein; und diese dauerte eine ganze Nacht hindurch fort, die er wachend zubrachte: weil er wußte daß seinem Schiffe nicht recht zu trauen wäre, und weil er sich auf die Geschicklichkeit seines Steuermanns nicht ganz verlassen konnte. Am folgenden Tage wollte er, da der Sturm nachgelassen hatte, ruhen: konnte aber, eines andern Hindernisses wegen, auch da nicht zur Ruhe kommen. Ein bewafnetes Seeräuberschiff verfolgte ihn, um sich seines Schiffs zu bemächtigen, und es als Beute fortzuführen. Dieß

nöthigte ihn, so lange die Verfolgung dauerte, munter zu bleiben, und die nöthigen Vorkehrungen zur Rettung seines Schiffs aus dieser Gefahr zu treffen.

Glücklich war er am Abend dem Seeräuber entgangen, als der Sturm sich von neuem erhob, und die Auftritte der vorigen Nacht wiederkehrten. Aber nun waren auch seine Kräfte erschöpft; Schlaf war ihm jetzt das höchste Bedürfniß geworden. Er muß den gewaltsamen Forderungen der Natur nachgeben und sich, wenigstens auf einige Stunden der Ruhe überlassen. Dem Steuermann empfahl er, indeß für die Erhaltung des Schiffs so gut wie möglich zu sorgen.

Nur zu bald aber wurde er im Genusse des so lang entbehrten Schlafs auf eine höchst schreckliche Weise gestört. Eine ungewöhnliche, heftige Bewegung des Schiffs weckt ihn; er rafft sich auf, bemerkt zu seinem Schrecken, daß das Schiff durch den Sturm umgeschlagen worden sey, und eilt aus der Kajüte (der Wohnstube des Capitäns auf dem Schiffe) in der er geschlafen hatte.

Als er die Thür öffnet, sieht er schon das Wasser ins Schiff herein stürzen, und springt

also gleich mit noch einigen Personen, die als Reisende auf dem Schiffe waren, in das grosse Boot, das an der Seite des Schiffs befestigt ist, um es los zu machen und zur Rettung der Menschen zu gebrauchen. Unglücklicher Weise war aber der Mastbaum des umgeschlagenen Schiffs gerade auf dieses Boot gefallen, das sich nun in das Tauwerk (die am Mastbaum und an den Segelstangen befestigten Stricke) verwickelt hatte, und von dem durch die Wellen auf und nieder bewegten Mastbaum so zerschlagen wurde, daß sie bald die Hoffnung aufgaben es zu retten.

Indem sieht sich unser Capitän zufälliger Weise um, und bemerkt, daß schon 5 Personen von der übrigen Schiffsmannschaft in dem noch außer dem großen vorhandenen kleinen Boote stehn, die eben im Begriff sind sich auf demselben von dem ohne Rettung verlornen Schiffe zu entfernen. Dieß bemerken, und aus dem größern in das kleinere Boot hinüberspringen war Eins; kam er wenige Secunden später, so war ihm auch dieß nur einzig noch übrige Rettungsmittel benommen: denn sechs Mann war das höchste was das kleine Fahrzeug, ohne zu sinken, tragen konnte.

Jetzt war noch ein für ihn und seine Gefährten im Boote sehr gefährlicher Umstand zu beseitigen. Ein Matrose, der auf dem Schiffe stand, hielt das starke Seil fest, woran das Boot befestigt war, und hinderte sie so am Wegfahren. Wären ihm mehrere zur Hülfe gekommen, hätten sie das Boot ans Schiff zurückgezogen, und sich, in der Todesangst hineingestürzt: so mußten alle umkommen. An einem Instrumente um das Seil durchzuhauen fehlte es ihnen auf dem Boote; der Capitän konnte also nichts thun, als dem Matrosen mit drohender Stimme den Befehl zurufen, daß er das Seil loslassen solle: und dieser, der hier gewiß nicht mit Ueberlegung, sondern schon in einem Zustande von halber Bewußtlosigkeit handelte, gehorchte dem Befehle wirklich, und ließ, zum Glück für die im Boot befindlichen Personen, das Seil fahren.

Ein fürchterlicher Auftritt folgte nun, von dem ich meinen Gast nicht ohne Grausen erzählen hören konnte. Die auf dem Schiffe zurückgebliebenen Unglücklichen erwachten jetzt von der Betäubung, in welche die Heftigkeit des ersten Schrecks sie versetzt hatte; sahn das kleine Boot mit den sechs Unglücksgefährten,

die

die einzige ihnen noch übrige Zuflucht in diesem schrecklichen Augenblick der nahen Todesgefahr, sich von dem, nur wenig noch aus dem Wasser hervorragenden Schiffe, und von ihnen, die das Meer mit dem Schiffe zu verschlingen drohete, allmählich entfernen; und brachen bey diesem Anblicke in ein lautes, fürchterlich in die Ohren ihrer glücklichern Brüder tönendes Klagegeschrey aus. — Gott, welche Empfindung mußte es diesen verursachen, wenn sie höhrten, wie die armen Verlassenen sie beschworen, sie anfleheten: daß sie sich ihrer erbarmen, sie in ihrem Unglück nicht verlassen möchten; und sich doch in einem Zustande befanden, wo sie, ohne sich selbst mit ihnen dem gewissen Tode Preis zu geben, denselben die vermeintliche Rettung, um die sie mit Thränen fleheten, nicht angedeihen lassen konnten. Ach es muß in ihnen eine ganz eigene Mischung von Freude über ihr Entrinnen aus der nahen Todesgefahr, und von Herz zerschneidendem Jammer über den Zustand ihrer Gefährten Statt gefunden haben.

Nicht gar lange dauerte dieser schreckliche Auftritt; bald war das Schiff mit Wasser gefüllt, und sank mit den darauf befindlichen

Uns

Unglücklichen (ich glaube es waren ihrer über zwanzig) in die Tiefe des Meeres hinab. —

Nun höre Er, Herr Gevatter, in welcher Lage sich jetzt die sechs Geretteten befanden. In einem kleinen Boot, das sonst bloß gebraucht wird, um von dem Schiffe, wenn es nah an der Küste vor Anker liegt, bis zum Lande hin zu fahren, schwammen sie mitten auf dem Meere herum, das von dem noch immer fortdauernden Sturme heftig bewegt wurde. Einmahl über das andre ging eine große Meereswelle über das Boot weg, durchnäßte die Leidenden von neuem, und ließ Wasser im Boot zurück. Die mehresten von ihnen, und unter diesen auch der Capitän selbst, waren fast ganz unbekleidet, so wie sie die Betten verlassen hatten; und doch war, bey der Jahreszeit, selbst unter jenem weiter als der unsrige nach Mittag zu liegenden Himmelsstrich, die Luft noch sehr rauh. Die Eile, mit welcher sie auf die Rettung ihres Lebens aus der drohendsten Gefahr hatten bedacht seyn müssen, hatte es ihnen nicht erlaubt irgend etwas mit aus dem Schiffe in das Boot zu nehmen; ein Paar Ruder, ein Gefäß zum Ausschöpfen des Wassers aus dem Boote, und die wenigen Kleidungsstücke

die

die sie am Leibe gehabt hatten: das war alles was sie noch besaßen. Lebensmittel gingen ihnen hingegen gänzlich ab; und sie mußten besorgen daß sie, kaum dem Wassertode entgangen, nun Opfer des noch schrecklichern Hungertods werden würden.

Bey dem tobenden Sturme durften sie es nicht einmahl wagen nach der Gegend des Meeres hinzurudern, wo sie zunächst das feste Land zu erreichen hoffen konnten; sie mußten sich lediglich dem Winde überlassen, und erwarten wo er sie hintreiben würde. Glücklicher Weise hatte dieser doch aber eine solche Richtung, daß er sie nicht weiter in das offne Meer hinein, sondern gegen die afrikanische Küste hintrieb.

Kälte, Nässe, und Mangel an Nahrung setzten dem einen der sechs Unglücksgefährten so sehr zu, daß er, noch ehe sie das Land erreichten, starb. Die fünf übrigen waren an den untern Theilen ihres Leibes, die keine Bewegung hatten, völlig steif und erstarrt: nur der Oberleib und die Arme waren durch das beständige Ausschöpfen des Wassers aus dem Boote in Thätigkeit und Leben erhalten worden. Erst am dritten Tage nach dem Untergange des

Schiffs

Schiffs erblickten sie die Küste von Afrika. Auf dieser nördlichen Seite, am mittelländischen Meere hin, ist diese Küste fast überall felsicht: und sie hatten also, indem sie sich ihr, immer noch vom Winde getrieben näherten, wieder nichts als das Schicksal ihrer ertrunkenen Gefährten zu erwarten. Denn warf der Wind das kleine Fahrzeug gegen einen Felsen, so wurde es zertrümmert, und sie, die fast ganz steif, kraftlos und also zum Schwimmen unfähig waren, hätten im Wasser den Tod gefunden, dem sie eben erst entronnen waren.

Aber gleichsam durch ein Wunder trieb der Wind sie gerade gegen eine von den wenigen Stellen an der ganzen umherliegenden Küste, die flach und sandig sind: und so kam ihr Boot ohne allen Schaden auf dem sandigen Ufer zum Stillstand. Mit Mühe krochen die armen Menschen aus demselben an das Land, und suchten hier ihre erstarrten Glieder allmählich wieder beweglich zu machen. Dieß gelang ihnen: sie konnten wieder gehn, und machten sich nun auf, um Nahrung zu suchen. — Was sie fanden, soll Er das nächste Mahl hören.

Der Bote aus Thüringen.

Neun und zwanzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

W. In meiner Erzählung von dem Schiffbruche war ich vor acht Tagen bis dahin gekommen, wo die Geretteten sich an der afrikanischen Küste, an welche der Wind sie getrieben hatte; nach Nahrung umsahn. — Vergeblich würde ihre Mühe in dieser sandigen Wüste gewesen seyn, wenn nicht wenigstens ein Labsal ihnen dabey zu Theil geworden wäre: denn sie fanden gar nicht weit von der Stelle, an welche sie der Wind getrieben hatte, eine Quelle die süßes Wasser gab. Das Meerwasser schmeckt, wie Er wissen wird, so bitter und salzig, daß man es nicht zur Löschung des Durstes gebrauchen kann; seit drey Tagen war also kein Tropfen Getränk über ihre Zunge gekommen; da kann man sich denken, wie erquikkend

send das aus der Quelle geschöpfte, trinkbare Wasser für die Leidenden gewesen seyn muß.

Gestärkt durch dieses Labsal, sahen sie sich nun weiter in der Gegend um. Da war aber keine Spur von einer menschlichen Wohnung, oder von einem Menschen zu entdecken. Nur einen Fußweg bemerkten sie, der längst der Küste hin führte, aber wenig betreten zu seyn schien. Sie folgten ihm, so sauer es ihnen bey ihrer Kraftlosigkeit und dem Mangel an Schuhwerk auch werden mochte; gingen den ganzen Tag auf demselben fort, ohne auf irgend eine Weise für ihre Mühe belohnt zu werden, und mußten endlich, da der Fußweg sich im Gebüsch verlor, und nirgends an demselben wieder eine Quelle zu finden war, am folgenden Morgen sich entschließen umzukehren, und ihren Landungsplatz mit seiner wohlthätigen Quelle wieder aufzusuchen. Glücklich kamen sie dort an, und erquickten sich zum zweyten Mahle mit dem labenden Getränk.

Wollten sie aber nicht vor Hunger sterben, so mußten sie sich zu einer neuen beschwerlichen Fußreise entschließen. Dießmahl verfolgten sie den aufgefundenen Fußweg nach der andern Seite hin. Er führte sie in ein Gebirge, das

nicht

nicht weit von der Küste seinen Anfang nahm. Nicht ohne bange Erwartung wagten sie sich in dasselbe: da sie hier noch weniger Grund hatten zu hoffen, daß sie bald auf Menschen stoßen würden, die ihnen Speise und andre nothwendige Bedürfnisse reichen könnten. Doch der Erfolg war angenehmer, als sie es erwartet hatten.

Mühsam erstiegen sie einen ansehnlichen Bergrücken, über welchen der Fußweg führte. Jetzt hatten sie den Gipfel des Bergs erreicht, und es öffnete sich ihnen die Aussicht in die jenseit des Gebirges liegende Landschaft. Ein freudiges Erstaunen bemächtigte sich ihrer, als sie hinabblickten, und am Fuß des Berges eine Stadt mit einem Seehafen liegen sahen, in welchem Schiffe vor Anker lagen. Hier sahen sie endlich ihrer Errettung aus der drohenden Lebensgefahr mit Gewißheit entgegen; und wenn sie gleich Ursach hatten zu fürchten, daß die Mauern oder Mohren, ein Volk das die nördlichen Gegenden von Afrika bewohnt, und sich zur mahomedanischen Religion bekennt, sie zu Sklaven machen würden: so konnte doch bey der dringenden Noth in der sie sich befanden, dieser Gedanke sie nicht abhalten, sich der

Stadt mit so schnellen Schritten zu nähern, als ihre erschöpften Kräfte, und ihre von Haut entblößten, blutigen Fußsohlen es ihnen erlaubten.

Vor der Stadt lag eine kleine Festung; auf diese gingen sie sogleich zu. Eine Schildwache, die auf der Festungsmauer stand, war das erste menschliche Wesen, das sie seit ihrer Ankunft in Afrika zu Gesicht bekamen. Durch Zeichen gaben sie ihr zu verstehn, was jetzt ihr dringendstes Bedürfniß sey. Man öffnete ihnen jedoch das Thor der Festung nicht, sondern reichte ihnen von der Mauer herab etwas zu Trinken, und wies sie nach den Schiffen hin, die im Hafen lagen.

Dahin begaben sie sich denn wirklich, und fanden zu ihrem Glücke gerade eine englische Schaluppe mit einem Officier und einer Abtheilung von Matrosen am Ufer, welche von einem in der Nähe vor Anker liegenden englischen Kriegsschiffe hierher geschickt worden waren, um frisches Wasser zu holen. Der Officier nahm sich der Unglücklichen in ihrem elenden Zustande sehr liebreich an, und brachte sie sogleich auf das Schiff; wo man sich alle Mühe gab, die unangenehmen Folgen, welche

das

das ausgestandene Ungemach leicht für ihre Gesundheit hätte haben können, womöglich abzuwenden. Nachdem man sie mit reinlicher Wäsche und Kleidung versehn, und ihre Wunden verbunden hatte, brachte man ihnen die ersten Nahrungsmittel mit der größten Behutsamkeit bey; denn nichts ist nach lange ausgestandenem Hunger für die Gesundheit des Menschen nachtheiliger, als reichlicher Genuß der erlangten Speisen. Erst gab man ihnen, wenn ich nicht irre, Brot das in Wein geweicht war, und ließ sie das langsam aussaugen; und ging dann nur ganz allmählich zum Darbieten anderer Stärkungsmittel über.

Dieser vorsichtigen und liebreichen Behandlung hatten es unsere fünf Geretteten denn auch zu verdanken, daß sie sich bereits am dritten Tage nach ihrer Ankunft auf dem Schiffe vollkommen wieder erhohlt hatten, und selbst in der Folge keine nachtheiligen Wirkungen des erlittenen Elends auf ihren körperlichen Zustand, an sich wahrnehmen konnten.

B. Das ist doch wirklich eine sehr merkwürdige Begebenheit! ich gäbe etwas drum, wenn ich den Herrn Amerikaner neulich noch bey Ihm angetroffen hätte: die Bekanntschaft

dieses

dieſes Mannes würde ich äuſerſt gern gemacht haben.

W. Einen Mann der ſolche Schickſale gehabt hat, wie der, ſieht man auch wirklich nicht alle Tage. Die Unerſchrockenheit, die er bey dem Schiffbruche bewies, machte mir ihn indeß noch beſonders merkwürdig. — Es iſt doch in der That eine ſehr wünſchenswerthe Eigenſchaft, bey drohenden Gefahren unerſchrocken zu ſeyn, die Gegenwart des Geiſtes zu behalten, und ruhig über die Mittel nachdenken zu können, durch deren Anwendung man ſich oft noch glücklich aus der Gefahr retten kann.

B. Ey, das wollte ich meynen! Wieviel vermag nicht ein Menſch, der dieſe Eigenſchaft beſitzt, in ſo manchen Vorfällen des Lebens, wo Andre, vom Schreck gelähmt, unthätige Zuſchauer bleiben, und weder ſich ſelbſt, noch ihren Nächſten zu helfen wiſſen! Jeder ſollte wahrhaftig recht ernſtlich darauf bedacht ſeyn, ſich dieſelbe zu eigen zu machen; und ſchon bey der Erziehung der Kinder müßte man auf dieſen Zweck losarbeiten; denn wenn freylich in der Jugend gar kein Grund dazu gelegt wäre, ſo möchte es in ſpätern Jahren ſehr ſchwer halten,

ten, darin zu einiger Vollkommenheit zu gelangen.

W. Nun, was meynt Er denn, Herr Gevatter, das man zu beobachten habe, um sich zur Unerschrokkenheit bey Gefahren vorzubereiten?

B. Der Mensch besteht, wie Er weiß, aus zwey Theilen, aus Geist und Leib; von denen der eine, so lange wir in unserm gegenwärtigen Zustande leben, ohne den andern nichts auszurichten vermag. Beyde müssen also auch gehörig vorbereitet seyn, wenn man bey drohenden Gefahren Gegenwart des Geistes behalten, und die zu Gebot stehenden Mittel zu seiner und andrer Menschen Rettung will anwenden können. — Wie der Geist, als der vorzüglichste Theil des Menschen, dazu vorbereitet werden müsse, wollen wir zuerst überlegen.

Das nothwendigste was wir zu thun haben, wenn wir in eine Gefahr gerathen sind, ist: daß wir nachdenken, wie wir uns und unsere Nächsten am sichersten von derselben befreyen können. Dazu haben wir aber in den mehresten Fällen gar nicht lange Zeit; oft muß der Entschluß in weniger als einer Minute gefaßt und auch ausgeführt werden, wenn es

wirk

wirksam seyn soll. Unser Geist muß daher eine Fertigkeit im Nachdenken besitzen, um bey drohenden Gefahren zu unserer und Anderer Rettung behülflich seyn zu können. Und da nun, wie Er weiß, keine Fertigkeit ohne Uebung erlangt werden kann: so liegt es klar am Tage, daß der Geist im Nachdenken geübt werden müsse, wenn wir uns die so wünschenswerthe Unerschrokkenheit eigen machen wollen.

An Gelegenheit, sich im Nachdenken zu üben, fehlt es gewiß keinem Menschen. Gott, unser himmlischer Erzieher, hat schon die weise Einrichtung getroffen, daß wir von Jugend auf, täglich und stündlich in mancherley Verlegenheit gerathen, die uns zum Nachdenken auffordert. Bald haben wir einen Wunsch, dessen Befriedigung gewisse Hindernisse im Wege stehn; bald wird uns ein Geschäfft aufgetragen, das mit Schwierigkeiten verknüpft ist; oft stoßen wir bey unsern alltäglichen Geschäften auf allerhand Schwierigkeiten; oder es entstehn schmerzhafte Unordnungen in unserm Körper; oder Andre verlangen unsern Rath, bey ungewöhnlichen Vorfällen: da haben wir immer Veranlassung zum Nachdenken.

Der Bote
aus
Thüringen.

Dreyßigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Es ist doch wohl der Mühe werth, daß wir unser Gespräch über die Unerschrokkenheit heute noch etwas weiter fortsetzen. Wir sprachen zuletzt davon, wie nöthig es sey, sich im Nachdenken zu üben, wenn man bey Gefahren unerschrokken seyn wollte; und ich zählte Ihm einige Fälle auf, in denen der Mensch recht dringend zum Nachdenken aufgefordert wird. Lassen wir nun diese Aufforderung nicht unbenutzt, strengen wir unsern Kopf dabey gehörig an: so erlangen wir durch die tägliche Uebung gewiß bald eine schätzbare Fertigkeit im Erfinnen schicklicher Mittel zur Erreichung unserer Zwecke.

W. Ja, da war der alte Ehrmann, wenn Er sich noch auf ihn besinnt: an dem konnte man es recht sehn, was Uebung im Nachdenken

vermag. Mochte man doch den Mann zu Rathe ziehn, in welcher Angelegenheit man wollte: so wußte er immer das rechte Fleckchen zu treffen: so daß es mir nicht bekannt ist, daß jemand durch Befolgung seines Rathes irgend einmahl die Sache die er betraf verschlimmert hätte: ja in den allermehresten Fällen waren die Wirkungen desselben sehr wohlthätig.—Mein Vater, der sein Schulkamerad gewesen war, sagte aber auch immer, daß er sich, schon als Knabe, in der Schule vor seinen übrigen Mitschülern durch Pünctlichkeit, Fleiß und Sittsamkeit ausgezeichnet habe.

Außer der Fertigkeit im Nachdenken, muß man sich, um bey aufstoßenden Gefahren Unerschrockenheit beweisen zu können, auch noch richtige Einsichten vom Werthe der Dinge zu verschaffen bemüht seyn, die uns durch Zufälle entrissen werden können. So lange wir mit einem Theile unserer Güter, mit einem geliebten Verwandten, mit dem äußerlichen Range den wir in der menschlichen Gesellschaft behaupten, und mit andern vergänglichen und veränderlichen Dingen, unsere ganze zeitliche und ewige Glückseligkeit zu verlieren glauben, so lange muß auch jeder Zufall,

der uns eines dieser Dinge entreissen zu können scheint, uns bestürzen, die Gegenwart des Geistes rauben, und alles Nachdenkens unfähig machen.

Sind wir hingegen erst zu der innigen Ueberzeugung gelangt; daß die außer uns befindlichen Güter, deren Besitz uns angenehm und werth ist, die wir so gern uns erhalten möchten, zwar allerdings Geschenke aus der Hand des Allgütigen sind, die er uns nach seiner Weisheit zu wohlthätigen Absichten verlieh; die uns, wenn wir sie nach seinem Willen benutzen, selbst zur Beförderung des höchsten Zwecks unsers Daseyns auf der Erde, zu unserer Vervollkommnung behülflich seyn können: daß aber der allweise und allgütige Geber derselben besser als wir selbst wissen muß, wie lange ihr Besitz für uns wohlthätig sey: daß er sie uns gewiß aus eben so väterlichen, liebevollen Absichten wieder entziehe, als er sie uns einst gab: sind wir, sage ich, zu dieser innigen Ueberzeugung gekommen: so wird die drohende Gefahr, eines der äusern Güter, die uns so lieb und werth sind zu verlieren, uns nicht mehr ganz niederzubeugen im Stande seyn. Wir werden die Mittel zur Erhaltung

desselben, die unser Nachdenken uns an die Hand gibt, mit einer gewissen Ruhe anwenden; werden, eingedenk der Absicht zu welcher Gott uns dieses Gut verlieh, unser äuserstes zur Rettung desselben thun; werden aber dann auch das Nichtgelingen unserer Bemühungen, das Fehlschlagen der angewandten Mittel, als einen sichern Beweis ansehn, daß der, aus dessen Hand wir das Gut einst empfingen, jetzt für nöthig finde uns dasselbe wieder zu entziehn.

Und sollte dann diese Ueberzeugung uns nicht wegen unsers Verlusts bald wieder beruhigen? sollten wir nicht, durch eine solche Fügung in den Willen des Weltregierers, an innerer Kraft wachsen, und Unerschrokkenheit bey drohenden Gefahren uns zu eigen machen?

W. Da hat Er, Herr Gevatter, schon beyläufig das mit berührt, was ich eben noch als ein drittes nothwendiges Erforderniß zur Unerschrokkenheit anführen wollte: das Vertrauen auf Gottes Weisheit und Vaterliebe. Es ist wohl möglich daß ein Mensch sich gegen einzelne Arten von Gefahren, wenn er oft in dieselben geräth, so abhärten kann, daß er ihnen nun jedes Mahl mit Unerschrockenheit entgegen

gegengeht: ohne eben ein festes Vertrauen auf Gott gesetzt, ohne öfters seine Gedanken mit Herzlichkeit zu ihm erhoben zu haben; aber lasse Er diesen Menschen einmahl in eine Gefahr von anderer Art gerathen: so wird seine Unerschrockenheit dahin seyn, er wird sich eben so verzagt zeigen, wie Andre, die mit ihm auf gleicher Stufe der Veredlung stehn. Ich kann es mir zum Beyspiel wohl denken, daß ein roher ungebildeter Soldat, der selten oder nie an Gott denkt, sich mit Unerschrokkenheit einer feindlichen Batterie nähert, welche ihm Tod oder Verstümmelung droht; derselbe Mann wird aber wahrscheinlich vom Schreck wie gelähmt seyn, und zaghaft fliehn, wenn ihm etwa in der Nacht eine Gestalt aufstößt, die sein abergläubischer Schwachsinn ihm zu einem Gespenste ausmahlt. Seine Unerschrokkenheit beruhte nähmlich im erstern Falle nicht auf Grundsätzen, sondern einzig auf Gewohnheit.

Wer aber aus inniger, vernünftiger Ueberzeugung auf Gott vertrauet, wem es als ausgemachte Wahrheit gilt, daß Gott bey Allem was er verfügt die weisesten, wohlthätigsten Absichten habe; den wird gewiß keine drohende Gefahr mehr muthlos machen können.

Er

Er weiß ja, daß nichts ohne den Willen deſſen geſchieht, der ihm wohl will; daß jedes Leiden das er dulden muß, eine Fügung des weiſen Urhebers und Erhalters der Welt ſey, der auch ihm ſchon von dem erſten Augenblicke ſeines Daſeyns an, ſo vielfältige Beweiſe ſeiner Fürſorge und väterlichen Liebe gegeben hat; und dieſe Urberzeugung, verbunden mit dem Bewußtſeyn, ſeine Pflicht gethan, nichts von ſeiner Seite verſäumt zuhaben, was die Gefahr abwenden konnte, wird ihn ſtärken und beruhigen, wenn die Heftigkeit der Empfindung ihn niederzudrücken droht.

B. Die hauptſächlichſten Bedingungen, unter denen nur wahre Unerſchrokkenheit bey drohenden Gefahren ſtatt finden kann, hätten wir nun wohl feſtgeſetzt. Wer im Nachdenken, im ſchnellen Erfinden der ſicherſten Mittel zu gewiſſen Zwecken, eine hinlängliche Fertigkeit erlangt, wer ſich zweytens gewöhnt hat, den Werth der ſichtbaren, der Vergänglichkeit unterworfenen Güter in ſeinem Herzen nicht zu hoch anzuſchlagen, kurz wer ſeine Glückſeligkeit nicht auf ſolche Güter gegründet hat, und wer drittens mit inniger Ueberzeugung auf Gott vertrauet: der wird gewiß bey den Gefahren

in

in die er geräth, nicht die Gegenwart des Geistes verlieren; es wird sich an ihm bewähren was die Schrift sagt:

"Gleichwie ein Haus, daß fest in einander verbunden ist, nicht zerfällt vom Sturmwind: also auch ein Herz, das seiner Sachen gewiß ist, das fürchtet sich vor keinem Schrecken." (Sir. Cap. 22. V. 19.)

W. Als wir unser Gespräch über die Unerschrockenheit anfingen, Herr Gevatter, da deutete Er ja auf eine Vorbereitung des menschlichen Körpers zur Unerschrockenheit bey drohenden Gefahren hin. Ich glaube fast seine Meinung errathen zuhaben; Er wird den Körper durch Mäßigkeit, hinlängliche Bewegung, Reinlichkeit und dergleichen gesund erhalten, ihn gegen rauhe Witterung und Schmerz abgehärtet, und an anstrengende körperliche Arbeiten gewöhnt wissen wollen?

B. Allerdings wird eine solche Behandlung des Körpers viel dazu beytragen, uns bey Gefahren unerschrokken zu machen. Dem gesunden, kraftvollen Körper setzt schon der Schreck bey weitem nicht so heftig zu, als dem siechen, schwächlichen Körper. Wenn die geringen Kräfte des letztern dadurch vollends ge-

lähmt und unbrauchbar gemacht werden, so erhalten hingegen die Kräfte des erstern durch den Anblick der nahen Gefahr eher noch eine stärkere Spannung. Und wie wird nicht überdieß der Geist im Augenblick der Gefahr durch das Bewußtseyn belebt und aufgerichtet: daß er an seinem kraftvollen, geübten Körper einen treuen Gefährten habe, auf den er sich verlassen könne? Wird er nicht mit diesem Bewußtseyn, der Gefahr unerschrokkener entgegen gehn, und ihr gleichsam die Spitze bieten?

W. Ja, ja, das ist mir ganz begreiflich; und, wie Er schon vor acht Tagen bemerkte: diese Vorbereitung des Körpers und des Geistes muß nothwendig in den Jahren der Kindheit angefangen werden, wenn der Zweck in gehöriger Vollkommenheit erreicht werden soll.

Der Bote aus Thüringen.

Ein und dreyßigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

W. Die unterhaltende Erzählung von dem Schiffbruche des amerikanischen Kaufmanns, die Er mir letzthin mittheilte, Herr Gevatter, hat mich seitdem noch manchmahl beschäftigt, wenn ich meinen Gedanken so bisweilen ungestört nachhängen konnte. Es ist mir dabey auch noch verschiedenes eingefallen, was das Reisen auf dem Wasser betrifft, und worüber ich doch Seine Meinung hören möchte.

B. Was ich davon weiß, will ich Ihm gern mittheilen; aber freylich bin ich selbst, so wenig als Er, jemahls zur See gewesen, und werde also vielleicht nicht alle seine Fragen ganz ausführlich zu beantworten im Stande seyn. Nun erkläre Er sich doch näher.

W. Hauptsächlich wünschte ich darüber

Auskunft zu haben, wie es möglich ist, daß sich die Schiffer so mitten über die ungeheuern Meere weg zurecht finden. Ich dächte sie führen immer zehnmahl falsch, ehe sie einmahl den Hafen richtig träfen, nach welchem sie segeln wollten?

B. Ich muß gestehn, daß es auch mir recht große Ehrfurcht für den menschlichen Geist einflößt, wenn ich bedenke daß er die Mittel aufgefunden hat, durch deren Anwendung es dem Menschen möglich gemacht wird, sich auf dem Meere, wo keine Straße bemerkbar, und gewöhnlich nichts als das kahle Wasser und der freye Himmelsraum sichtbar ist, sich fast mit eben der Sicherheit von einem Orte zum andern zu begeben, mit welcher er dieß auf dem festen Lande thun kann. — Ganz werden wir freylich wohl beyde diese Hülfsmittel nicht zu durchschauen im Stande seyn, indem dazu gar manche Kenntnisse erforderlich sind, die uns fehlen. Indeß will ich Ihm mittheilen, was ich selbst etwa davon begriffen habe.

W. Vom Compaß habe ich wohl schon zuweilen gehört, daß die Seefahrer mit demselben die Richtung bestimmen, nach der sie segeln müssen.

B.

B. Allerdings ist dieser ein wichtiges Stück auf einem Schiffe; und ich glaube es wird gut seyn, wenn wir uns zuerst darüber unterhalten.

Um Ihm die Sache etwas deutlicher zu machen, will ich Ihm doch vom Magnet überhaupt das Nöthigste erzählen: denn daß eine sogenannte Magnetnadel den Hauptheil des Compaßes ausmache, wird Ihm wahrscheinlich bekannt seyn.

Man findet in manchen Gegenden eine Art von Eisensteinen, welche die merkwürdige Eigenschaft haben, daß sie leichte Körper die aus Eisen gemacht sind, z. B. Nähnadeln, Stückchen Eisendraht, oder Eisenfeilspähne, anziehn. Bringt man nähmlich solche Körper mit jenen Eisensteinen in Berührung, so bleiben sie daran hängen, bis man sie wieder mit der Hand abnimmt; oder nähert man den Eisenstein diesen Körperchen bis auf eine kleine Entfernung: so hüpfen sie, so zu sagen, von selbst daran. Diese Art von Eisensteinen nennt man Magnetsteine.

Legt man nun einen solchen Magnetstein in einen Haufen Eisenfeilspähne, und nimmt ihn dann wieder heraus: so bemerkt man daß sich

die Eisenfeilspähne an zwey Stellen des Magnets am häufigsten angehängt haben. Mitten zwischen diesen beyden Stellen findet man nur wenige angehängte Feilspähne.

Merkt man sich diese Stellen am Magnetsteine, und schlingt nun ferner einen langen Faden um denselben, der ihn mitten zwischen den beyden Stellen umgibt: so wird, wenn man den Magnetstein an dem Faden in der Luft schweben läßt, der Stein allemahl in einerley Lage zur Ruhe kommen; in der Lage nähmlich, bey welcher die eine der beyden Stellen ungefähr nach derjenigen Weltgegend hinliegt, die man Norden oder Mitternacht nennt, die andern aber nach der gerade entgegen gesetzten Weltgegend, nähmlich nach Süden oder Mittag hin.

Macht man sich an die Stelle des Magnets, die nach Norden gerichtet war, ein Merkzeichen, so findet man daß diese Stelle, so oft man den Magnet wieder am Faden frey aufhängt, immer und allemahl nach Norden hin zu stehn kömmt.

W. Ey das ist doch wahrhaftig eine merkwürdige Eigenschaft dieses Eisensteins! Haben denn

denn die Naturforscher wohl den Grund davon entdecken können?

B. Wie ich gehört habe, ist nichts Gewisses darüber bisher noch ausgemacht worden. — Nun höre Er weiter, Herr Gevatter.

Die beyden Stellen am Magnetsteine, die sich auf die eben beschriebene Weise auszeichnen, nennt man die beyden Pole des Magnets; und zwar den, der sich, wenn der Magnet am Faden schwebt allemahl nach Norden hin wendet, den Nordpol, den andern aber, der immer nach Süden gerichtet ist, den Südpol.

Nun noch etwas recht merkwürdiges. Wenn man ein aus gewöhnlichem Eisen verfertigtes Stäbchen, von beliebiger Länge, vor sich auf den Tisch legt, und bestreicht es mit einem Magnetsteine so, daß 1) immer derselbe Pol des Magnets das eiserne Stäbchen berührt, und 2) das Streichen beständig nach einerley Richtung, und bey unveränderter Lage des Stäbchens geschieht: so erhält dadurch das Eisenstäbchen selbst alle Eigenschaften eines Magneten, und wird dann ein künstlicher Magnet, oder, wenn es ganz dünn ist, eine Magnetnadel genannt.

Eine

Eine solche Magnetnadel zieht also, wie der Magnet selbst, leichte Körper von Eisen, zum Beyspiel Eisenfeilspähne, an sich; und hängt man sie an einem Faden frey auf, oder läßt man sie, wie das der größern Bequemlichkeit wegen gewöhnlich geschieht, auf einer stählernen Spitze so schweben, daß sie sich ungehindert um diese Spitze nach allen Richtungen drehen kann: so kömmt sie niemahls eher zum Stillstand, als bis das eine Ende derselben, welches man wieder ihren Nordpol nennt, ungefähr nach Norden, und also das andre Ende (ihr Südpol) ungefähr nach Süden hinweist.

Das Wörtchen ungefähr lasse Er hier nicht aus der Acht: denn wirklich zeigt der Nordpol einer Magnetnadel in unsern Gegenden nicht genau nach Norden, und also auch der Südpol nicht genau nach Süden; sondern jener zeigt etwas weiter gegen Westen oder Abend, und dieser etwas weiter gegen Osten oder Morgen hin. Diese Abweichung der Magnetnadel, wie man es nennt, ist nicht überall auf der Erde einerley. Es gibt Gegenden, wo der Nordpol der Magnetnadel genau nach Norden hinweist; und wieder andre, wo er weiter nach Osten hin gerichtet ist.

Ja

Ja sogar an demselben Orte zeigt die Magnetnadel nicht beständig nach einerley Weltgegend hin: sondern ändert sich von Jahr zu Jahr um etwas Weniges. Vor etwa anderthalbhundert Jahren zeigte z. B. in unsern Gegenden der Nordpol der Magnetnadel ganz genau nach Norden, und folglich auch der Südpol genau nach Süden; und jetzt zeigt er, wie ich Ihm eben so gesagt habe, weiter gegen Westen hin.

W. Ey wenn die Richtung der Magnetnadel so verschiedenen Veränderungen unterworfen ist, so dächte ich wäre sie ganz unbrauchbar zur Bestimmung der Richtung, nach der ein Schiff fortsegeln muß.

B. Auf die Magnetnadel allein darf sich der Schiffer freylich bey einer etwas weiten Seereise nie verlassen: sonst würde er sich gewiß oft auf dem Meere verirren. Er muß vielmehr von Zeit zu Zeit den Stand der Himmelskörper, der Sonne, des Monds, der Sterne beobachten, und aus diesen Beobachtungen, nach gewissen Regeln, auf welche die Menschen durch ihr Nachdenken geleitet worden sind, den Ort auf der Oberfläche der Erde genauer bestimmen, an welchem er sich mit seinem Schiffe

den aber, wie Nordoſt, Südoſt, u. ſ. w. die Nebengegenden genannt werden. Der Schiffer nennt ſie aber gewöhnlich die 32 Winde, weil es ihm hauptſächlich immer auf die Richtung des Windes bey ſeiner Fahrt ankommt; und die mit den 32 Spitzen verſehene Scheibe nennt er die Schiffsroſe.

Bey der Spitze, die mit dem Nordpole der an der Scheibe befeſtigten Magnetnadel zuſammen fällt, ſteht Nord; bey der gerade gegenüber liegenden Süd; und nun ſind auch die übrigen Spitzen danach in der gehörigen Ordnung bezeichnet. Die ganze Schiffsroſe aber dreht ſich, mit der an ihr befeſtigten Magnetnadel, in wagrechter Lage über einer ſtählernen Spitze, und iſt in eine mit einem Glasdeckel verſehene Büchſe eingeſchloſſen, die im Schiffe ſo aufgehängt wird, daß ſie bey allen Schwankungen des Schiffes ruhig in wagrechter Lage bleibt.

Bey der Beſtimmung der Weltgegend, nach welcher das Schiff fortgeht, kommt dem Schiffer der Umſtand ſehr zu Hülfe, daß das Schiff, bey ſeiner ſchnellen Bewegung durch das Waſſer, eine Art von Furche in demſelben zurückläßt, die man, vom Hintertheile des Schiffs

aus,

aus, noch eine gute Strecke weit bemerken kann. Die Richtung dieser Furche gibt nun dem Schiffer genau die Richtung des Schiffes an; er vergleicht sie mit der Schiffsrose seines Compasses, und findet durch diese Vergleichung, nach welcher Weltgegend der Lauf des Schiffs gerichtet ist.

W. Das ist doch artig! und nun das Logg?

B. Das Logg dient dem Schiffer, wie ich schon sagte, zur Bestimmung der Geschwindigkeit, mit welcher sein Schiff vom Winde vorwärts getrieben wird. Es besteht aus einem dreyeckigen Stück Bret, das etwas über einen halben Fuß hoch, und an der untern Kante so mit Bley beschwert ist, daß es sich gerade bis an die Oberfläche des Wassers eintaucht, wenn man es schwimmen läßt, und unter dem Wasser aufrecht steht. An der obern Ecke dieses Brets ist eine lange Leine befestigt, in welche in bestimmter Entfernung von einander Knoten geknüpft sind.

Soll die Geschwindigkeit, mit der das Schiff segelt durch das Logg bestimmt werden: so läßt man es vom Hintertheile des Schiffs in das Wasser hinab. Hier bleibt es nun,

da der Wind nicht auf dasselbe wirken kann, ruhig an dem Orte stehn, wo man es hinabgelassen hat: und von der über einen Haspel gewickelten Logleine, die auf dem Schiffe zurückbleibt, muß also, so wie das Schiff sich vom Logg entfernt, immer mehr abgewunden werden. Zählt man nun die Knoten, die binnen einer gewissen Zeit, z. B. einer Minute, abgewickelt worden sind, so läßt sich, da man weiß wie viel Schuh weit ein Knoten vom andern absteht, danach bestimmen, wiebiel Schuh weit das Schiff in einer Minute fortrückt. Und weiß man dieses, so ist leicht berechnet, wie weit das Schiff in einer Stunde fortsegelt.

Da die Stärke des Windes sich oft verändert: so wird das Logg gewöhnlich alle halbe Stunden ein Mahl gebraucht, um die jedesmahlige Geschwindigkeit des Schiffes damit zu bestimmen.

Wenn nun der Schiffer, von dem Zeitpunct seiner Abfahrt aus einem Hafen an, beständig die Richtung seines Schiffes nach den Weltgegenden, mit Hülfe des Compasses, und die Geschwindigkeit desselben mittelst des Loggs beobachtet hat: so kann er auf den Karten, auf denen das Meer welches er befährt abgebil-

bildet ist, seinen Weg von Zeit zu Zeit durch eine Bleystiftlinie andeuten; und er sieht dann auf der Karte, in welcher Gegend des Meeres er sich befindet.

W. Ja, ja; ich kann mir das so ungefähr vorstellen.

B. Hat der Schiffer einmal helle Witterung: so beobachtet er die Sonne, den Mond, auch wohl die Sterne, mit seinen astronomischen Instrumenten, und berechnet daraus den Ort, an dem er sich befindet genauer. Da sieht er denn, um wieviel ihn der bloße Gebrauch des Compasses und des Loggs, von denen man nicht die äuserste Genauigkeit erwarten kann, irre geführt habe, und bestimmt nun den Punct, der seinen gegenwärtigen Standpunct auf dem Meere angeben soll, auf der Karte genauer; um von diesem Puncte an den Weg weiter anzudeuten zu können.

W. Da geschieht es also wohl selten, daß der Schiffer so ganz genau den geraden Weg von einem Ort zum andern trifft?

B. Dieß geschieht wahrscheinlich niemahls; auch kommt er wirklich in den mehresten Fällen früher an den Ort seiner Bestimmung wenn er nicht gerade darauf losfährt.

W.

haben. In den heissesten Gegenden der Erde, zum Beyspiel, wo die Sonne einen Tag wie den andern sehr hoch am Himmel zu stehn kommt, weht ein beständiger Ostwind. Will also ein Seefahrer eine Reise gegen Westen hin machen, etwa aus Europa nach Amerika reisen: so thut er nicht wohl, in der geradesten Richtung gegen Amerika zuzusegeln; sondern er geht sicherer, wenn er erst gegen Süden segelt, bis er in die heissen Gegenden der Erde gekommen ist. Hier trifft er nun ganz zuverläßig seinen Ostwind an, der ihn rasch gegen Westen hin, nach Amerika zu treibt. Hätte er hingegen den geradesten Weg gewählt, so würde ihn derselbe nicht durch den Himmelsstrich geführt haben, unter welchem dieser für ihn günstige Wind weht; und er wäre also wahrscheinlich nur äußerst langsam von der Stelle gekommen.

W. Ey, ey! wie doch die Menschen alle Umstände zu ihren Vortheil zu benutzen wissen! Man muß aber auch erstaunen, wenn man liest, wie schnell sie oft auf dem Meere reisen. Den Weg von Europa nach Amerika z. B., der wie ich gehört habe, immer gegen 900 Meilen betragen soll, legen die Schiffe, die zum schnellen Segeln eingerichtet sind, oft in vier Wochen, oder in noch kürzerer Zeit zurück.

Der Bote aus Thüringen.

Drey und dreyßigstes Stück.

1806.

Ein Brief an den Boten aus Thüringen von Gottlieb Fröhlich.

Waldheim am 13ten März 1806.

Werthgeschätzter Freund!

Deinen Brief habe ich durch Michel Schnalz richtig erhalten und mich recht herzlich darüber gefreut, daß ich bey Ihm noch in einem so guten Andenken stehe. Da Er zu wissen wünscht, wie ich mich befinde, so müßte ich sehr unhöflich seyn, wenn ich Ihn, auf eine Antwort, lange wollte warten lassen.

Seit meiner letzten Krankheit hat mir, Gott lob, keine Ader weh gethan, und ich würde mich versündigen wenn ich mich über mein Alter beschweren wollte, da es mir auf Gottes

Erdboden noch immer recht wohl gefällt. Hätte ich freylich so in den Tag hinein fortgelebt, wie in meinen jüngern Jahren, und ich wäre noch da, so würde ich wohl auch klagen: "die Tage sind gekommen und die Jahre herzu getreten, von welchen ich sagen muß: Sie gefallen mir nicht". Gott ehre den seligen Herrn Pfarrer Frommann!

Ich muß ihm sagen, mein lieber Freund, daß ich in meinen alten Tagen noch recht vergnügt, manchmahl sogar Lustig seyn kann, wann es eben Gelegenheit dazu gibt. Das war der Fall am zweyten Epiphaniensonntage. Mein Pate, Gottlieb Treuherz, der bey meinem Sohne das Drechslerhandwerk gelernt und sich in Eisthal gesetzt hat, ließ mich und meine liebe Getreue zu seiner Hochzeit bitten. Wenn du mitgehst, sagte ich zu meiner Frau, so wollen wir uns einmahl einen guten Tag machen. Da sie in ewigen Zeiten nicht aus dem Orte gekommen ist, so machte sie allerhand Einwendungen, gab aber endlich doch nach, als ich sie versicherte, daß ich nicht allein zur Hochzeit gehen würde. Wir waren recht vergnügt und machten sogar ein Tänzchen mit einander,

weil

weil es uns einfiel, daß wir gerade vor 56 Jahren selbst Hochzeit gehalten hatten.

Bey der Gelegenheit habe ich auch vielleicht einen schlechten Gebrauch abgeschafft. Lasse Er sich die Sache erzählen.

Als wir am Tische saßen und es uns wohl schmecken ließen, entstand unter den Weibsleuten ein Lachen und Kreischen; einige sprangen schnell in die Höhe und traten auf die Bänke. Endlich kam ein junger Bursche unter dem Tische hervorgekrochen und hatte einen Schuh in der Hand. Mit diesem Schuhe trat er vor Michel Ernsthaft, einen Bauer aus Hügelheim, und redete ihn an: "Bey uns ist es gebräuchlich, daß allen jungen Frauen die Schuhe ausgezogen werden, wann sie sich, zum ersten Mahl in einer Hochzeitgesellschaft einfinden. Die Schuhe müssen sodann von ihren Ehemännern ausgelöset werden. Da ich nun seiner lieben Ehefrau hier diesen Schuh, nach Ordnung und Recht, ausgezogen habe, so kann sie ihn nicht eher wieder bekommen, als bis er uns Etwas zum Besten gegeben hat. Es steht bey ihm, ob er Wein, oder Kaffe geben will. Uebel thäte er nicht, wenn er Wein gäbe, da er ein Mann ist, ders kann." Der Bauer aus

se jetzt befindet. Aber leider können solche Beobachtungen nur bey hellem Himmel vorgenommen werden. So lange also der Himmel mit Wolken bedeckt ist, muß sich der Seemann mit dem begnügen, was ihm sein Compaß und sein Logg über den Lauf des Schiffes angeben.

W. Vom Logg habe ich noch nie etwas gehört, Herr Gevatter.

B. Mit Hülfe des Compasses bestimmt der Schiffer die Richtung nach welcher sein Schiff sich bewegt; und mit Hülfe des Loggs findet er die Geschwindigkeit mit der es von dem in die Segel blasenden Winde zu einer gewissen Zeit fortgetrieben wird.

Ich will Ihm, wenn wir wieder zusammenkommen, beyde Instrumente und ihren Gebrauch, so gut ich kann beschreiben.

Der Bote
aus
Thüringen.
Zwey und dreyßigstes Stück.
1806.

Bote. Wirth.

B. Um mein Wort zu halten, beschreibe ich Ihm heute die beyden Instrumente, die dem Schiffer zur gehörigen Leitung seines Schiffs am unentbehrlichsten sind: den Compaß und das Logg.

Der Hauptheil des Compasses ist, wie ich Ihm schon gesagt habe, eine Magnetnadel, und zwar eine ziemlich große. Diese ist an einer Scheibe von dünner Pappe so befestigt, daß sie quer über die Scheibe weg, durch den Mittelpunct derselben luäft. Die Scheibe ist am Rande herum mit 32 Spitzen ausgezackt, die gleichweit von einander abstehn. Diese rings herum gehenden Spitzen deuten die 32 Weltgegenden an, die der Schiffer annimmt, und von denen Nord, Ost, Süd und West die Hauptgegenden, die andern dazwischen liegen-

den aber, wie Nordoſt, Südoſt, u. ſ. w. die Nebengegenden genannt werden. Der Schiffer nennt ſie aber gewöhnlich die 32 Winde, weil es ihm hauptſächlich immer auf die Richtung des Windes bey ſeiner Fahrt ankommt; und die mit den 32 Spitzen verſehene Scheibe nennt er die Schiffsroſe.

Bey der Spitze, die mit dem Nordpole der an der Scheibe befeſtigten Magnetnadel zuſammen fällt, ſteht Nord; bey der gerade gegenüber liegenden Süd; und nun ſind auch die übrigen Spitzen danach in der gehörigen Ordnung bezeichnet. Die ganze Schiffsroſe aber dreht ſich, mit der an ihr befeſtigten Magnetnadel, in wagrechter Lage über einer ſtählernen Spitze, und iſt in eine mit einem Glasdeckel verſehene Büchſe eingeſchloſſen, die im Schiffe ſo aufgehängt wird, daß ſie bey allen Schwankungen des Schiffes ruhig in wagrechter Lage bleibt.

Bey der Beſtimmung der Weltgegend, nach welcher das Schiff fortgeht, kommt dem Schiffer der Umſtand ſehr zu Hülfe, daß das Schiff, bey ſeiner ſchnellen Bewegung durch das Waſſer, eine Art von Furche in demſelben zurückläßt, die man, vom Hintertheile des Schiffs

aus,

aus, noch eine gute Strecke weit bemerken kann. Die Richtung dieser Furche gibt nun dem Schiffer genau die Richtung des Schiffes an; er vergleicht sie mit der Schiffsrose seines Compasses, und findet durch diese Vergleichung, nach welcher Weltgegend der Lauf des Schiffs gerichtet ist.

W. Das ist doch artig! und nun das Logg?

B. Das Logg dient dem Schiffer, wie ich schon sagte, zur Bestimmung der Geschwindigkeit, mit welcher sein Schiff vom Winde vorwärts getrieben wird. Es besteht aus einem dreyeckigen Stück Bret, das etwas über einen halben Fuß hoch, und an der untern Kante so mit Bley beschwert ist, daß es sich gerade bis an die Oberfläche des Wassers eintaucht, wenn man es schwimmen läßt, und unter dem Wasser aufrecht steht. An der obern Ecke dieses Brets ist eine lange Leine befestigt, in welche in bestimmter Entfernung von einander Knoten geknüpft sind.

Soll die Geschwindigkeit, mit der das Schiff segelt durch das Logg bestimmt werden: so läßt man es vom Hintertheile des Schiffs in das Wasser hinab. Hier bleibt es nun,

da der Wind nicht auf dasselbe wirken kann, ruhig an dem Orte stehn, wo man es hinabgelassen hat: und von der über einen Haspel gewickelten Logleine, die auf dem Schiffe zurückbleibt, muß also, so wie das Schiff sich vom Logg entfernt, immer mehr abgewunden werden. Zählt man nun die Knoten, die binnen einer gewissen Zeit, z. B. einer Minute, abgewickelt worden sind, so läßt sich, da man weiß wie viel Schuh weit ein Knoten vom andern absteht, danach bestimmen, wieviel Schuh weit das Schiff in einer Minute fortrückt. Und weiß man dieses, so ist leicht berechnet, wie weit das Schiff in einer Stunde fortsegelt.

Da die Stärke des Windes sich oft verändert: so wird das Logg gewöhnlich alle halbe Stunden ein Mahl gebraucht, um die jedesmahlige Geschwindigkeit des Schiffes damit zu bestimmen.

Wenn nun der Schiffer, von dem Zeitpunct seiner Abfahrt aus einem Hafen an, beständig die Richtung seines Schiffes nach den Weltgegenden, mit Hülfe des Compasses, und die Geschwindigkeit desselben mittelst des Loggs beobachtet hat: so kann er auf den Karten, auf denen das Meer welches er befährt abgebil-

bildet ist, seinen Weg von Zeit zu Zeit durch eine Bleystiftlinie andeuten; und er sieht dann auf der Karte, in welcher Gegend des Meeres er sich befindet.

W. Ja, ja; ich kann mir das so ungefähr vorstellen.

V. Hat der Schiffer einmal helle Witterung: so beobachtet er die Sonne, den Mond, auch wohl die Sterne, mit seinen astronomischen Instrumenten, und berechnet daraus den Ort, an dem er sich befindet genauer. Da sieht er denn, um wieviel ihn der bloße Gebrauch des Compasses und des Loggs, von denen man nicht die äuserste Genauigkeit erwarten kann, irre geführt habe, und bestimmt nun den Punct, der seinen gegenwärtigen Standpunct auf dem Meere angeben soll, auf der Karte genauer; um von diesem Puncte an den Weg weiter anzudeuten zu können.

W. Da geschieht es also wohl selten, daß der Schiffer so ganz genau den geraden Weg von einem Ort zum andern trifft?

V. Dieß geschieht wahrscheinlich niemahls; auch kommt er wirklich in den mehresten Fällen *früher* an den Ort seiner Bestimmung wenn er *nicht* gerade darauf losfährt.

W.

W. Ey wie ginge denn das zu? ich habe doch mein Lebtage gehört, daß der geradeste Weg der kürzeste sey.

B. Das wird damit auch nicht geleugnet; sondern nur daß der geradeste Weg immer am schnellsten zum Ziele führe.

W. Ja, das könnte freylich oft umgekehrt seyn; denn wenn mir z. B. bey nasser Witterung die Wahl zwischen dem geraden Wege von hier nach Petersdorf, der durch Ackerland läuft, und dem Rasenweg gelassen wird, der sich an der Höhe wegzieht, und etwas länger ist als jener: so werde ich immer diesen längern Weg vorziehn: denn auf demselben kann ich doch ungehindert fortschreiten, auf jenem hingegen muß ich langsam durch den schlammigen Erdboden waden, und komme gewiß später an, als wenn ich den längern Weg eingeschlagen hätte.

Aber auf dem Meere, dächte ich, wären die Wege überall gleich gut?

B. Ja, man denkt gar manches, was bey genauerer Untersuchung nicht so ist; und hier tritt derselbe Fall ein. — Er hat wohl noch nichts von den Seeströmen gehört.

W.

W. Nein, Herr Gevattet, ich kann mich nicht besinnen.

V. Nun, so merke Er auf. — Das Seewasser fließt an manchen Stellen auf dem Meere, nach einer gewissen Richtung, wohl mehrere hundert Meilen weit fort, und zwar oft mit beträchtlicher Schnelligkeit. Eine solche Strecke fließendes Wasser im Meere wird ein Seestrom genannt. Einige dieser Seeströme behalten beständig einerley Richtung bey; andre hingegen verändern sie: einen Theil des Jahrs hindurch strömen sie z. B. von Süden nach Norden hin, und während des übrigen Theils in der gerade entgegen gesetzten Richtung, von Norden nach Süden.

Kann nun der Schiffer mit einem solchen Strome fahren, so kömmt er, auch ohne günstigen Wind zu haben, recht schnell vorwärts. Deshalb suchen die Seefahrer auf ihren Reisen gar gern einen solchen Strom auf, und folgen ihm: wenn gleich er nicht ganz gerade nach dem Orte hingerichtet ist, nach welchem sie fahren wollen.

Ferner wehen in manchen Gegenden der Erde anhaltende Winde, die in derselben Jahreszeit immer wieder bestimmt dieselbe Richtung haben.

haben. In den heissesten Gegenden der Erde, zum Beyspiel, wo die Sonne einen Tag wie den andern sehr hoch am Himmel zu stehn kommt, weht ein beständiger Ostwind. Will also ein Seefahrer eine Reise gegen Westen hin machen, etwa aus Europa nach Amerika reisen: so thut er nicht wohl, in der geradesten Richtung gegen Amerika zuzusegeln; sondern er geht sicherer, wenn er erst gegen Süden segelt, bis er in die heissen Gegenden der Erde gekommen ist. Hier trifft er nun ganz zuverläßig seinen Ostwind an, der ihn rasch gegen Westen hin, nach Amerika zu treibt. Hätte er hingegen den geradesten Weg gewählt, so würde ihn derselbe nicht durch den Himmelsstrich geführt haben, unter welchem dieser für ihn günstige Wind weht; und er wäre also wahrscheinlich nur äußerst langsam von der Stelle gekommen.

W. Ey, ey! wie doch die Menschen alle Umstände zu ihren Vortheil zu benutzen wissen! Man muß aber auch erstaunen, wenn man liest, wie schnell sie oft auf dem Meere reisen. Den Weg von Europa nach Amerika z. B., der wie ich gehört habe, immer gegen 900 Meilen betragen soll, legen die Schiffe, die zum schnellen Segeln eingerichtet sind, oft in vier Wochen, oder in noch kürzerer Zeit zurück.

Der Bote
aus
Thüringen.

Drey und dreyßigstes Stück.

1806.

Ein Brief
an den Boten aus Thüringen
von
Gottlieb Fröhlich.

Waldheim am 13ten März 1806.

Werthgeschätzter Freund!

Seinen Brief habe ich durch Michel Schnalz richtig erhalten und mich recht herzlich darüber gefreut, daß ich bey Ihm noch in einem so guten Andenken stehe. Da Er zu wissen wünscht, wie ich mich befinde, so müßte ich sehr unhöflich seyn, wenn ich Ihn, auf eine Antwort, lange wollte warten lassen.

Seit meiner letzten Krankheit hat mir, Gott lob, keine Ader weh gethan, und ich würde mich versündigen wenn ich mich über mein Alter beschweren wollte, da es mir auf Gottes

Erdboden noch immer recht wohl gefällt. Hätte ich freylich so in den Tag hinein fortgelebt, wie in meinen jüngern Jahren, und ich wäre noch da, so würde ich wohl auch klagen: "die Tage sind gekommen und die Jahre herzu getreten, von welchen ich sagen muß: Sie gefallen mir nicht". Gott ehre den seligen Herrn Pfarrer Frommann!

Ich muß ihm sagen, mein lieber Freund, daß ich in meinen alten Tagen noch recht vergnügt, manchmahl sogar Lustig seyn kann, wann es eben Gelegenheit dazu gibt. Das war der Fall am zweyten Epiphaniensonntage. Mein Pate, Gottlieb Treuherz, der bey meinem Sohne das Drechslerhandwerk gelernt und sich in Eisthal gesetzt hat, ließ mich und meine liebe Getreue zu seiner Hochzeit bitten. Wenn du mitgehst, sagte ich zu meiner Frau, so wollen wir uns einmahl einen guten Tag machen. Da sie in ewigen Zeiten nicht aus dem Orte gekommen ist, so machte sie allerhand Einwendungen, gab aber endlich doch nach, als ich sie versicherte, daß ich nicht allein zur Hochzeit gehen würde. Wir waren recht vergnügt und machten sogar ein Tänzchen mit einander,

weil

weil es uns einfiel, daß wir gerade vor 56 Jahren selbst Hochzeit gehalten hatten.

Bey der Gelegenheit habe ich auch vielleicht einen schlechten Gebrauch abgeschafft. Lasse Er sich die Sache erzählen.

Als wir am Tische saßen und es uns wohl schmecken ließen, entstand unter den Weibsleuten ein Lachen und Kreischen; einige sprangen schnell in die Höhe und traten auf die Bänke. Endlich kam ein junger Bursche unter dem Tische hervorgekrochen und hatte einen Schuh in der Hand. Mit diesem Schuhe trat er vor Michel Ernsthaft, einen Bauer aus Hügelheim, und redete ihn an: "Bey uns ist es gebräuchlich, daß allen jungen Frauen die Schuhe ausgezogen werden, wann sie sich, zum ersten Mahl in einer Hochzeitgesellschaft einfinden. Die Schuhe müssen sodann von ihren Ehemännern ausgelöset werden. Da ich nun seiner lieben Ehefrau hier diesen Schuh, nach Ordnung und Recht, ausgezogen habe, so kann sie ihn nicht eher wieder bekommen, als bis er uns Etwas zum Besten gegeben hat. Es steht bey ihm, ob er Wein, oder Kaffe geben will. Uebel thäte er nicht, wenn er Wein gäbe, da er ein Mann ist, ders kann." Der Bauer aus

Hügelheim, der den Nahmen mit der That hat, nahm diese Zumuthung sehr übel auf, da er gar nicht begreifen konnte, warum er Etwas zum Besten geben sollte. Es fielen schnöde Reden, der Bursche wurde hitzig und schlug den armen Ernsthaft mit den Stahlzwecken, die im Schuhe waren, so unsanft vor die Stirn, daß es Blut gab. Es würde einen großen Spektakel gegeben haben, wenn sich nicht verständige Männer ins Mittel geschlagen hätten. Dem Herrn Schulzen in Eisthal muß ich es zum Ruhme nachsagen, daß er, bey dieser Gelegenheit, seinen Posten recht brav behauptete. Er trat auf und rief dem jungen Burschen zu: "So muß man einem Fremden nicht begegnen. Wie kann der gute Mann wissen, was für alberne Gebräuche hier üblich sind. Den Augenblick gib der Frau ihren Schuh wieder und laß ihren Mann in Ruhe. Gib ihm gute Worte, daß er dich nicht verklagt".

Der Bursche sah aus, als wenn er sich ärgerte und schämte, gab der Frau den Schuh, bat ihren Mann um Vergebung und verhielt sich nachher ganz ruhig. Ich konnte es nicht übers Herz bringen, zu schweigen. Nachdem ich den Herrn Schulzen gelobt hatte, fragte ich

die

die Hochzeitgäste, ob es mir alten Manne erlaubt wäre, über ihren Gebrauch meine Meynung zu sagen. Da sie versicherten: sie würden meine Meynung gern hören, so hielt ich folgende Anrede.

„Nehmt mirs nicht übel, ihr guten Eisthäler, wenn ich frey und unverhohlen meines Herzens Meynung sage. Es hat mich sehr gewundert, daß bey euch ein solcher Gebrauch noch üblich ist. Denkt man nur ein wenig nach, so sieht man gleich ein, daß es gar kein löblicher Gebrauch ist. Das Vergnügen vernünftiger und ernsthafter Hochzeitgäste wird dadurch gestört, und, was das Schlimmste ist, es werden dabey unschickliche und unanständige Dinge vorgenommen. Ehrbaren Frauenspersonen muß es doch sehr zuwider seyn, wenn junge Bursche unter den Tischen herumkriechen, und die Ehemänner können es auch nicht mit Gleichgültigkeit ansehn. Euer Gebrauch stimmt also mit guten Sitten schlechterdings nicht überein. Es entstehen auch daraus Zänkereyen und Thätlichkeiten, wie ihr das jetzt mit angehört und angesehen habt. Wäre es nicht gut, wenn ihr diese häßliche Gewohnheit abschafftet? Ich habe gemerkt daß er, Herr Schulze, mit der Sache

gar nicht zufrieden ist, und sich eine Gurke herausnehmen darf. Wie kömmt es den nur, daß er einen solchen Unfug noch duldet?"

Schulze. Mein lieber Freund! Ich bin recht ernstlich dran gewesen, dem Dinge ein Ende zu machen, es hat aber noch nicht gehen wollen. Bey der Obrigkeit mag ich es nicht anzeigen, weil ich hoffe, daß meine lieben Mitnachbaren von selbst auf den guten Gedanken kommen werden, das Ding bleiben zu lassen.

Ich. Warum wollt ihr denn aber den alten Gebrauch nicht abschaffen, ihr Eisthäler?

Schulze. Das will ich ihm sagen, guter Freund! Viele hiesige Einwohner sehen das Unanständige dieses ärgerlichen Gebrauchs recht gut ein, und wünschen, daß er abgeschafft werden möchte. Da aber alle hiesige Männer, bey der Gelegenheit Etwas haben opfern müssen, so wollen die meisten, daß es andern auch nicht besser gehen soll. So oft ich die Sache in Anregung gebracht habe, so oft mußte ich am Ende hören: "Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Was Einen Recht ist, das ist dem andern billig. Wir thun am besten, wenn wir es beym Alten lassen."

Ich. Gerade so gings auch bey uns.

Schulze.

Schulze. Es ist also in Waldheim auch gebräuchlich, den Frauen die Schuhe auszuziehn?

Ich. Gewesen, aber nicht mehr.

Schulze. Da bin ich doch sehr begierig zu erfahren wie der Unfug abgestellt worden ist. Vielleicht nehmen unsere Leute ein Exempel daran.

Ich. Das soll er gleich erfahren. Der selige Herr Pfarrer Frommann —

Ein alter Straßenfuhrmann. Nehme er es mir nicht übel, guter Freund, daß ich ihm in die Rede falle. Der Herr Pfarrer Frommann, Gott habe ihn selig, war ein Prediger, der seines Gleichen suchte. An die Leichenpredigt, die er dem seligen Hartsinn gehalten hat, will ich denken, so lange mir ein Auge im Kopfe stehet.

Erzähle er nun weiter.

Ich. Der selige Herr Pfarrer Frommann war einmahl bey einem Hochzeitschmause und unsere schlimmsten Leute nahmen sich zusammen, daß sie nichts Schlechtes zum Vorschein brachten.

Straßenfuhrmann. Da werden sie sichs

haben

haben vergehen lassen, den Frauen die Schuhe auszuziehen.

Ich. Höre er nur!

Ich merkte, daß die Bursche Anstalt machten, den Frauen die Schuhe auszuziehen, kriegte sie auf die Seite und sagte ihnen ins Ohr: "Laßt das heute gethan seyn, daß ihr unsern lieben ehrwürdigen Herrn keinen Verdruß macht." Die Bursche glaubten, sie hätten Recht hinzuwerfen, konnten gar nicht begreifen, daß sie etwas Unschickliches vorhätten und ließen sich nicht irre machen.

Schulze. So geht es mit alten Gewohnheiten. Kein Mensch will darüber nachdenken, ob sie gut oder schlecht sind, und darum können sie nicht leicht abgeschaft werden.

Ich. Da kömmt er auf den eigentlichen Punckt. Die Bursche ließen sich also nichts einreden, schlichen sich unter den Tisch und nun ging der Spektakel los.

Der Bote
aus
Thüringen.

Vier und dreyßigstes Stück.

1806.

Fortsetzung des Briefs an den Boten aus Thüringen von Gottlieb Fröhlich.

Der Herr Pfarrer stutzte und wünschte, von mir zu erfahren, was das zu bedeuten habe. Ich erklärte ihm die Sache. Nun bat er die sämmtlichen Hochzeitgäste, daß sie ihm einige Augenblicke aufmerksam zuhören möchten.

Straßenfuhrmann. Da sind sie gewiß still gewesen, wie die Mäuschen.

Ich. Das läßt sich gar nicht anders denken. Man muß nur den seligen Herrn gekannt haben. Als alle Hochzeitgäste die Ohren spitzten, fing der Herr Pfarrer an:

"Ihr wißt es gewiß, meine lieben Freunde, daß ich euch ein Vergnügen, von Grund des Herzens, gönne. Vergeßt nur nicht, daß ich euch oft ermahnet habe, euch immer

so zu vergnügen, daß sich jeder vernünftige und christliche Mensch mit euch freuen kann. Das Vergnügen, das sich jetzt diese jungen Bursche erlaubt haben, kann Niemand billigen, der sich die Mühe gibt, nur ein wenig darüber nachzudenken. Ein solcher Gebrauch darf von Menschen nicht beybehalten werden, welche wünschen, daß man sie für gesittete halten soll. Die Ehemänner, welche die Schuhe ihrer Frauen haben auslösen müssen, werden freylich wünschen, daß es andern auch nicht besser gehen möchte. Wenn nun jeder Ehemann Etwas zum Besten geben müßte, so könnte es ja, auf eine anständige Art, von ihm verlangt werden. Ich will euch einen Vorschlag thun. Wann künftig eine Weibsperson, als Ehefrau, zum ersten Mahl bey einem Hochzeitschmause erscheint, so könnt ihr ihrem Ehemanne einen feinen Blumenstraus präsentiren und ihn höflich fragen, ob er Etwas dran wenden will, daß seine Frau mit dem Strause geschmückt werden soll."

Schulze. Und das ließen sich die Waldheimer nicht zweymahl sagen.

Ich. Von Stund an wurde der alte elende Spaß abgeschafft. Jetzt machen es die Bursche

sche recht manirlich. Die Blumensträuse werden auf einen zinnernen Teller präsentirt. Die Ehemänner nehmen die Sträuse mit Vergnügen an, stellen sie ihren Frauen zu und diese wissen sich recht viel damit. Bey dieser Gelegenheit wird immer des Herrn Pfarrers Frommann in Ehren gedacht.

Schulze. Das Ding ist nicht übel.

Ein junger Bursche. Wie aber im Winter, wenn es keine Blumen gibt?

Ich. Aus den Gewächshäusern sind sie geholt, und wenn keine zu haben waren, so sind künstliche Blumen beygeschafft worden.

Schulze. Werden aber auch fremde Ehemänner in Anspruch genommen?

Ich. Die opfern ihre Gabe freywillig und bitten sich, für ihre Frauen, Sträuse aus. Ich muß ihm sagen, lieber Herr Schulze, daß die Alten sogar über den Spaß ihr Vergnügen haben.

Schulze. Wollen wir es künftig auch so halten, meine lieben Mitnachbaren?

Alle. Ja! Ja!

Schulze. Ich werde euch an euer Versprechen erinnern.

Viele. Wir wollen schon darauf sehen, daß es gehalten wird.

Es wird mir ein großes Vergnügen verursachen, wenn ich erfahre, daß auch in Eisthal ein so unanständiger und schädlicher Gebrauch abgeschafft ist.

Nun, mein werthgeschätzter Freund, muß ich Ihm noch schreiben, was sich bey uns zugetragen hat.

Als wir mit einander bey Seinen Herrn Gevatter waren, erzählte ich Ihm doch von einem Hans Erdenkleid, der auf sein Geld trotzte, keinen Trost brauchte und von Gott und seinem Worte nichts wissen wollte. Jetzt befindet sich der arme Erdenkleid in schlechten Umständen. Lasse er sich die Sache erzählen.

Im verwichenen Herbste läßt Hans Erdenkleid eine Egge an ein Stück Land fahren, das am folgenden Tage bestrichen werden soll. Als der Knecht die Egge von dem Schlitten nimmt, gehen die Pferde durch und die Egge kömmt so zu liegen, daß die Zinken aufwärts stehen. Der Knecht läuft den Pferden nach und ruft seinem Herrn zu, daß er die Egge umwenden möchte, weil sonst Jemannd Schaden nehmen könne. Erdenkleid befiehlt dem Knechte zu eilen, läßt

die

die Egge liegen, wie sie liegt, und stößt die Worte aus: "Du bekümmerst dich immer um ungelegte Eyer! der Teufel wird nicht gleich einem Narren daher führen." In der Nacht fällt ein starker Frost ein, die Egge friert an wird mit Schnee bedeckt und es fällt keiner Seele ein, sie los zumachen. Nach einiger Zeit hat Erdenkleid in Eisthal Etwas zu thun, geht ins Wirthshaus und läßt sich das bamberger Bier wohlschmecken. Der Wirth warnt den Zecher, ermahnt ihn bey Zeiten nach Hause zu gehen, prediget aber tauben Ohren. Abends um 8 Uhr fällt es dem betrunkenen Erdenkleid ein, nach Hause zu gehen. Da er nicht zu bewegen ist, da zu bleiben, so läßt ihn der Wirth von seinem Knechte, mit einer Laterne begleiten. Kaum sind die Nachtwanderer einige Schritte vor dem Orte, so löscht Erdenkleid das Licht in der Laterne aus, schickt seinen Begleiter mit Schimpfen und Schmähen fort, und läßt dem braven Wirth schnöde Reden sagen. Es dauert gar nicht lange, so kömmt Erdenkleid vom Wege ab, geht etliche Stunden in die Kreuz und in die Quere, bis er endlich an einen wilden Birnbaum kömmt, welcher auf einem Raine, an seinem Lande steht. Nun habe

be ich gewonnen, denkt er, und geht immer in der Furche fort. Ehe er sichs versieht, stolpert er und stürzt in die Eggezinken, die, zum Unglück, erst frisch geschärft worden waren.

Mein Ernst hat eben die Nachtwache, hört ein Wimmern im Felde, geht darauf zu, findet den armen Hans, hockt ihn auf und bringt ihn in meine Stube. Der Mensch war erbärmlich zugerichtet und jammerte wie ein kleines Kind. Er hatte ein Bein verrenkt und etliche Löcher im Kopfe. Als er wieder zu sich selbst kam, sagte er: "Es war mir doch ordentlich so, als wenn mich der Böse in den Zinken so lange herum drehete, bis ich ganz von Sinnen kam."

Der arme Schelm hat viel ausgestanden und lange zugebracht. Die Kur kostet ihm schweres Geld und er wird doch kein tüchtiger Kerl wieder. Ich habe ihn oft in seiner Krankheit besuchen müssen und er war allemahl herzlich froh wenn ich kam und ihm die Zeit vertrieb. Es war ihm auch gar nicht zuwider, wenn ich Etwas, zu seinem Troste, aus der heiligen Schrift vorbrachte.

Da Er, mein werthgeschätzter Freund, in der Welt weit herum reiset, so thue Er mir

den

den Gefallen und warne Er alle Aeltern, mit denen Er ins Gespräch kömmt, daß sie ihren Kindern keine gefährlichen Spiele erlauben. Bey manchen Spielen sehen die Aeltern die Gefahr nicht eher ein, als bis sich erst ein Unglück zugetragen hat. Ich will Ihm ein Exempel erzählen.

In unserer Gegend ist ein Spiel gewöhnlich, welches die Kinder das Zuckerklopfen nennen. Meinen Kindern habe ich es nie gestattet, und immer dagegen geeifert, wann ich es andere habe spielen sehen; bin aber auch oft von den Aeltern ausgelacht und ausgehunzt worden.

Da ich nicht weiß, ob das Spiel in Seiner Gegend gebräuchlich ist, so muß ich es Ihm beschreiben.

Die Kinder suchen Stückchen von Dachziegeln nebst kleinen Sandsteinen zusammen, legen sie auf große Steine und klopfen sie mit Steinen klar. Von den Dachziegeln erhalten sie rothen und von den Sandsteinen weißen Zucker. Nun kneten sie Kuchen von Thon, bestreuen sie mit weißen und rothen Zucker und backen sie an der Sonne. Nun das Exempel:

Neulich versammeln sich viele Kinder, auf den großen Trittsteinen vor unserer Mühle, und spielen mit dem vierjährigen Kinde des

Mül-

Müllers Zuckerklopfens. Ein Mädchen hat ihren Kuchen an der Sonne gebacken und zeigt ihn ihren Spielkameraten. Ein anderes Mädchen tadelt, daß der Zucker zu dick auf dem Kuchen läge, will ihn abblasen und bläst dem Mädchen des Müllers die Augen voll. Das Kind fängt gleich an, die Augen zu reiben, und als die Mutter dazu kömmt, sind sie schon blutroth. Der Vater hat alles Mögliche gethan, sein Kind kuriren zu lassen, es ist aber doch um ein Auge gekommen und mit dem andern sieht es bis diese Stunde, immer noch gefährlich aus.

Jetzt sieht man in unserm Orte kein Kind mehr, das Zucker klopft. Daß doch die Menschen erst durch Unglücksfälle dahin gebracht werden müssen, zu bedenken, was zu ihrem Besten dienet! Hätte ich Etwas zu befehlen, so müßte die Einrichtung getroffen werden, daß alle Kinder im Orte nur unter Aufsicht Erwachsener Personen spielen dürften.

Der Bote
aus
Thüringen.

Fünf und dreyßigstes Stück.

1806.

Fortsetzung des Briefs an den Boten aus Thüringen von Gottlieb Fröhlich.

Ich ärgere mich allemahl, wann ich sehe, daß Kinder spielen, wo Schmidte, Wagner und Zimmerleute arbeiten. Immer habe ich die Kinder von solchen gefährlichen Plätzen gejagt. Vernünftige Aeltern wußten es mir Dank, andere gaben ihren Kindern die Lehre: „Wenn euch der alte Fröhlich wieder fortjagt, so sprecht ihr nur, er hätte euch einen D—k zu befehlen.“ Ich kanns aber doch nicht lassen, da ich zumahl vor Kurzem ein Elend mit angesehen habe.

Ich war nähmlich in der Schenke zu Knipphausen, hörte ein Heulen und Schreyen, fuhr ans Fenster und sah einen Jungen unter einem Rade liegen, das der Schmidt hatte beschlagen wollen. Die Leute liefen zu und

hoben den Jungen für todt auf. Er kam zwar wieder zu sich selbst, aber seine beyden Beine waren entzwey geschlagen. Es hat nicht heraus gebracht werden können, ob sich das Unglück durch die Unvorsichtigkeit des Schmidts zugetragen hat, und der Vater des Jungen, der ein friedlicher Mann ist, hat ihn auf seine Kosten kuriren lassen.

Ich habe sehr viele schreckliche Unglücksfälle erlebt, welche durch Kinderspiele entstanden sind, ich darf mich aber nicht darauf einlassen, Ihm davon zu erzählen, sonst wird mein Brief noch viel länger als der war, den ich Ihm schon einmahl geschrieben habe.

Lebe Er wohl und behalte Er in gutem Andenken

Seinen
redlichen Freund
Gottlieb Fröhlich.

W. Ehe wir nun von etwas andern zu reden anfangen, Herr Gevatter, muß ich Ihm doch noch eine Frage vorlegen, welche die Schiffahrt betrifft, worüber wir uns vorher unterhielten. Man liest ja doch fast in jeder Zeitung von Schiffen die aus Amerika in Euro-

pa

pa angekommen, und auch wieder von solchen die von da nach Amerika abgesegelt sind: und daraus mache ich den natürlichen Schluß, daß beständig Schiffe die nach Amerika zusegeln, und auch beständig Schiffe die nach Europa zusegeln, auf dem Meere unterwegs seyn müssen. Wie ist es denn nun aber möglich, daß derselbe Wind jene Schiffe nach Amerika und diese nach Europa treiben kann?

B. Ich will Ihm gleich sagen, lieber Herr Gevatter, wie das zugeht.

Erstlich erinnere ich Ihn wieder an das, was ich Ihm schon letzthin einmahl sagte: daß nähmlich die Schiffe nicht immer den geraden Weg von einem Ort zum andern einschlagen; und daß sie oft weniger durch den Wind als durch die sogenannten Meeresströme fortgetrieben werden. Es wäre also wohl möglich, daß die Schiffe, welche von Amerika nach Europa wollen, einem Strome auf dem Meere folgten, der nach dieser Richtung fortströmte; während die Schiffe die nach Amerika fahren einen ganz andern Weg einschlügen, auf welchem sie, wenigstens hier und da, ebenfalls durch Meeresströme begünstigt würden, die es

ne mit der ihrigen übereinstimmende Richtung hätten.

W. Das läßt sich hören; aber nach allen den verschiedenen Richtungen, in welchen Schiffe zu ein und derselben Zeit auf dem Meere fortschwimmen müssen, kann es doch unmöglich solche Ströme geben.

B. Nur Geduld, Herr Gevatter; ich habe ja noch nicht ganz ausgesprochen. Ehemals dachte ich auch, das Schiff müßte auf dem Meere nothwendig allemahl nach der Gegend hingetrieben werden, nach welcher der Wind gerade zuwehete; aber ein gewesener Steuermann, mit dem ich einmahl durch Zufall auf meinem Marsche zusammentraf, und einen halben Tag marschirte, hat mich auf andere Gedanken gebracht.

Wir gingen damahls eben an einer Windmühle vorüber, als ich mit ihm über die Lenkung der Schiffe sprach. Da blieb er vor der Windmühle stehn, und fragte mich: ob sich denn die Flügel derselben nach eben der Richtung bewegten, nach welcher der Wind bliese? — Ich mußte ihm sogleich zugeben, daß dieß nicht der Fall wäre; denn der Wind bliese ja gerade von vorn gegen die Flügel der Windmühle,

mühle, und doch liefen diese seitwärts im Kreise herum. — Weiß Er denn auch wie das zugeht? fragte er mich weiter; und als ich ihm auf diese Frage nichts Bestimmtes zu antworten wußte, machte er mich darauf aufmerksam, daß die Flügel absichtlich so an der Welle der Mühle angebracht wären, daß sie schief ständen. So müßte also, fuhr er weiter fort, auch der Wind in schiefer Richtung gegen die Vorderfläche der Flügel stoßen; und dadurch erhielten dieselben einen seitwärts gerichteten Druck, dem sie denn folgten, und sich seitwärts im Kreise herum bewegten.

Ich merkte nun bald wo der alte Steuermann mit seiner Erklärung hinaus wollte; und ich denke Er, Herr Gevatter, wird mich jetzt auch verstehn. Will nähmlich der Schiffer daß sein Schiff nicht nach der Richtung des Windes, sondern mehr seitwärts fortgetrieben werden soll: so stellt er die Segel so, daß der Wind nicht gerade, sondern schief dagegen bläst. Dann treibt der Wind das Schiff ungefähr eben so seitwärts fort, wie er die Flügel einer Windmühle seitwärts fort drückt.

W. Aha! so geht das zu? nun dann laß ich mirs gefallen, daß man mit demselben Win-

de nach verschiedenen Richtungen fortsegeln kann. Man braucht nur die Segel mehr oder weniger schief gegen den Wind zu stellen, so muß der Wind das Schiff hintreiben wohin man es haben will.

B. Freylich wird aber doch die Schnelligkeit der Reise immer gar sehr von der Richtung des Windes abhängen. Bläst er nähmlich gerade nach der Gegend hin, nach der man fortsegeln will, so stellt man die Segel so, daß er gerade dagegen bläst; und nur in diesem Falle kann denn auch der Wind mit seiner ganzen Kraft auf die Segel wirken, und das Schiff forttreiben. Stößt er hingegen schief gegen die Segel: so geht allemahl ein Theil seiner Kraft verloren, und er treibt dann, bey einerley Stärke, das Schiff nur langsamer, und zwar desto langsamer fort, je schiefer er die Segel trift. Mit einem ganz entgegengesetzten Winde endlich, kann man begreiflich gar nicht vorwärts segeln. — So läßt sich also der Grund wohl einsehen, warum die Schiffer immer so sehnlich auf günstigen Wind hoffen.

W. Eben fällt mir aber noch ein Umstand ein, den ich mir nicht recht zu erklären weiß.

Ich

Ich dächte, wenn die Schiffer ihre Segel schief gegen den Wind stellten, so drehte sich das Schiff im Wasser so lange, bis der Wind wieder gerade gegen die Segel bliese, und das Schiff vor sich hin triebe.

B. Ja dagegen muß der Steuermann mit seinem Steuerruder arbeiten, das am Hintertheil des Schiffes angebracht ist. Dieses Steuerruder kann er sich wie einen Thürflügel vorstellen. Es liegt größtentheils unter dem Wasser, und läßt sich bequem in jede beliebige Lage stellen. So wie nun der Steuermann es nach einer Seite hin dreht, so bekommt das Schiff, durch den Druck des Steuerruders gegen das Wasser, sogleich eine andere Richtung; und es steht also in der Gewalt des Steuermanns, das Schiff beständig in der gehörigen Richtung zu erhalten.

W. So, so, dazu dienet also das Steuerruder am Schiffe.

B. Und damit der Steuermann es sogleich wissen kann, wenn das Schiff etwas aus seiner gehörigen Richtung gekommen ist, so hat er beständig einen Compaß vor sich, dessen Magnetnadel ihm die jedesmahlige Richtung des Schiffes anzeigt.

W.

W. Ey, das ist doch eine vortreffliche Einrichtung: da kann der Steuermann bey Kälte und Regen ruhig in seiner bedeckten und, wie eine Stube mit Bretterwänden versehenen Kajüte bleiben, und doch das Schiff immer in der gehörigen Richtung erhalten. —

Nun hab ich doch aber selbst gesehn, daß unsere Fischer, wenn sie auf dem Flusse mit dem Kahne fahren, sich der Ruder zum schnellern Forttreiben des Schiffes bedienen; läßt sich das denn nicht auch bey den großen Schiffen anwenden, die auf dem Meere gehn?

B. Das geht allerdings; nur würden gar viele Ruder nöthig seyn, wenn man ein schwer beladenes Kauffahrtey, oder ein Kriegsschiff mit einiger Schnelligkeit damit vorwärts treiben wollte; und die Menschen die zum Rudern angestellt wären, würden die saure Arbeit schwerlich lange aushalten können. —

Der Bote aus Thüringen.

Sechs und dreyßigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Ich sagte Ihm letzthin, daß bey schwer beladenen Schiffen mit Rudern nicht viel auszurichten wäre; aber gleichwohl hat man auch auf der See Schiffe, die durch Ruder fortbewegt werden. Man nennt sie Galeeren oder Ruderschiffe. Diese sind aber weit leichter gebauet als die gewöhnlichen Seeschiffe, und können deshalb auch nicht so sehr beladen werden wie diese. Und weil das Rudern demungeachtet eine höchst mühsame Arbeit bleibt: so pflegt man Verbrecher dazu zu gebrauchen. So wie also bey uns die Diebe und viele andre Uebelthäter ins Zuchthaus geschickt oder zum Festungsbau verurtheilt werden, so bringt man sie in Frankreich, Italien u. s. w. auf die Galeeren. Man nennt diese Menschen Galeerensklaven; sie werden mit

Ketten an ihre Ruderbank festgeschlossen, und erhalten bey ihrer schweren Arbeit nur sehr magere Kost.

Zum Beschluß unsers Gesprächs über die Schiffahrt, will ich Ihm, Herr Gevatter, doch einige dahin gehörige Zahlen, Angaben mittheilen, die ich mir aus einem glaubwürdigen Buche einmahl ausgeschrieben habe. Höre Er einmahl.

Das Gewicht der Last, die ein Kriegsschiff von 100 Kanonen, mit 1000 Mann Besatzung zu tragen hat, wenn es auf ein Vierteljahr mit Lebensmitteln und Munition (das heißt Schießpulver und Kugeln) versehn ist, beträgt, nach einem mäßigen Anschlage vierzigtausend Centner. Sollte diese Last auf sechsspännigen Frachtwagen fortgeschaft werden, so wären, wenn wir auf jeden Wagen vierzig Centner rechnen, doch tausend solche Wagen, also sechstausend Pferde dazu nöthig.

Nur allein der größte Anker eines solchen Kriegsschiffes wiegt über funfzig Centner.

Der höchste Mastbaum eines solchen Schiffs ist 112 Fuß hoch, der mittlere 87 Fuß, und der vordre Mast 75 Fuß. Die Breite des Schiffs beträgt 50 Fuß.

Zu dem größten Segel eines Kriegsschiffs vom ersten Range braucht man 1640 Ellen Segeltuch.

Das größte Seil, das auf einem solchen Schiffe gebraucht wird, wiegt über 70 Centner. Das Tauwerk eines völlig ausgerüsteten großen Kriegsschiffs, das heißt alles was von Seiler-Arbeit an demselben befindlich ist, wiegt zusammen, wenn es roh ist: 150 Centner; und nachdem es getheert worden ist, um es gegen die Nässe zu schützen, wiegt es 200 Centner.

Ein neues Kriegsschiff von 100 Kanonen kostet, ohne die Kanonen und ohne die darauf nöthigen Magazine von Lebensmitteln und Munition, doch über 230 tausend Thaler; ein Kriegsschiff von 60 Kanonen kostet neu etwa 100 tausend Thaler; und eins von 20 Kanonen etwa 24 tausend Thaler.

W. Ey da könnte man ja wahrhaftig für das Geld, das ein Kriegsschiff von 100 Kanonen kostet, eine recht schöne Stadtkirche mit einem ansehnlichen Thurme bauen!

B. O gewiß! ein solches Kriegsschiff muß aber auch, wie Er leicht denken kann, äuserst dauerhaft und mit der größten Genauigkeit gebauet werden, wenn es gute Dienste leis-

sten soll. Nehme Er nur hin, was für eine heftige Erschütterung das Abfeuern einer einzigen Kanone von mäßiger Größe verursacht; und bedenke Er dann, daß auf einem solchen Kriegsschiffe oft 30 bis 40 Kanonen zu gleicher Zeit abgefeuert werden, unter denen sich solche befinden, die Kugeln von 36 Pfund fortschleudern. Muß nun wohl das Gebäude nicht äuserst dauerhaft seyn, das eine solche Erschütterung, oft vielmahl hinter einander, ohne Schaden soll aushalten können?

Und neben dieser Dauerhaftigkeit muß gleichwohl das Kriegsschiff auch wieder so gebauet seyn, daß es in seinen Bewegungen schnell ist. Es muß sich im Gefechte schnell nach allen Richtungen drehen lassen, und muß beym Verfolgen feindlicher Schiffe so geschwind als möglich segeln können. Daraus kann Er denn abnehmen, daß nicht wenig Einsicht und Geschicklichkeit zum Erbauen eines recht vollkommenen Kriegsschiffs gehören müsse.

W. Was wir da wieder von den Schiffen gesprochen haben, erinnert mich an das Gespräch, welches ich vor ein Paar Wochen mit einem Herrn aus Holland hielt, der bey mir frühstückte. Ich spreche immer gern mit fremden

den Leuten über die Gegenden in denen sie zu Hause sind: weil ich da gewöhnlich etwas neues erfahre, das mir oft recht viel Vergnügen macht. — Unter andern fragte ich ihn auch, ob er noch keine Reise über das Meer gemacht hätte; und er erwiederte mir darauf, daß er zwar eigentlich noch nicht auf die offenbare See gekommen, wohl aber mehrmals über die Süderſee gefahren wäre, wenn er aus der eigentlichen Provinz Holland nach der ebenfalls zu Holland gehörenden Provinz Frießland hätte reisen wollen.

B. Aha, das ist der große Meerbusen, der sich so weit in Holland hinein erstreckt, ehemals festes Land geweſen, und erst vor fünf bis sechshundert Jahren, wodurch die Gewalt des anstoßenden Meeres das Land überschwemmt und weggespühlt wurde, in einen Meerbusen verwandelt worden ist. Nun, erzählte Ihm denn der Herr vielleicht etwas Merkwürdiges, das ihm auf seinen Reisen über die Süderſee begegnet ist?

W. Bey der einen hat er ein sonderbares Abenteuer erlebt; sein Schiff ist nähmlich mitten auf der See eingefroren, so daß der Schiffer

Schiffer es weder vorwärts noch rückwärts hat aus der Stelle bringen können.

B. Sollte man doch nicht meynen daß es möglich wäre.

W. Ja, ja; höre Er nur, wie es zugegangen ist.

Der Herr war damahls holländischer Officier, und stand mit dem Regiment bey dem er angestellt war, in der Provinz Frießland, die an der Süderſee liegt. Im Monath März fiel des damahligen Erbstatthalters von Holland Geburtstag, und der Herr reiste mit mehreren seiner Cameraden nach der Provinz Holland ab, die auf der andern Seite der Süderſee liegt, um dem Erbstatthalter dort in seiner Residenz die Aufwartung zu machen.

Die Reise über die Süderſee ging das erste Mahl, wo die Witterung gelind war, ohne Hinderniß von Statten; als aber die Rückreise von Amsterdam aus angetreten werden soll, ist Kälte eingefallen, und kein Schiffer will es wagen, unter diesen Umständen die Reise zu machen. Endlich entschließt sich doch einer, und sie fahren wirklich von Amsterdam ab.

Anfänglich geht es ganz gut; aber als sie gegen Abend in die Nähe der kleinen Insel

Mars

Marken kommen, die in der Säderſee liegt, hören ſie auf einmahl in ihrer Kajüte ein ganz ungewöhnliches Klirren und Knarren, und fühlen zugleich daß das Schiff gegen etwas hartes anſtoße. Da ruft ein älterer Officier, der unter ihnen iſt, und ſchon mehr Erfahrungen auf der See gemacht hat als die übrigen, ſogleich aus: O weh! wir ſitzen im Eiſe feſt! — Gleich darauf tritt der Schiffer ſelbſt hinein, und beſtätigt dieſe Vermuthung. Die Oberfläche des Meeres war an der einen Seite der Inſel herum mit Eis belegt geweſen, das Schiff war durch den Wind gewaltſam in dieſes Eis hineingetrieben worden, und ſaß nun feſt zwiſchen demſelben eingeklemmt. — Was weiter erfolgte erzähle ich das nächſte Mahl.

Bekanntmachung.

Zufolge einer, der Herzoglichen Regierung allhier von dem Königlichen Preußiſchen Amte Giſpersleben mitgetheilten Nachricht, iſt am 21ſten dieſes Monats, Abends gegen 7 Uhr, der Dr. juris Hommel aus Erfurt bey dem Orte Giſpersleben gewaltſam überfallen, tödtlich verwundet, und einer bey ſich gehabten goldnen Uhr beraubet worden. Dem Vermuthen nach ſoll der Verbrecher ein gewiſſer aus Hanſchleben gebürtiger Friedrich Auguſt Kreßer und der nemliche ſeyn, welcher am 14ten

Januar

Januar dieses Jahres, auf der Landstraße zwischen Klettstedt und Merxleben, an einem Seidenfabricanten, Nahmens Christian Friedrich Marburg, aus Langensalza, einen Mord und Straßenraub begangen haben, und darauf bey dem Fürstl. Schwarzburg-Sondershäußischen Amte Clingen, wo er arretirt gewesen, entsprungen seyn soll.

Derselbe ist, nach dem anher communicirten Signalement, ziemlich großer und starker Statur, etliche 30 Jahre alt, trägt einen kurzen röthlich grauen Rock, mit blauem Kragen, lange blaus streifige manchesterne Hosen, Halbkamaschen grauer Farbe, runden Huth, einen Büchsenranzen, starken Stock mit eiserner Stachel, und hat zeither mit hölzernen Pfeifenköpfen, wie auch vergoldeten Halsketten gehandelt.

Es werden daher sämmtliche Unterobrigkeiten der hiesigen Lande hiermit angewiesen, nicht nur die gegenwärtige Anzeige förderſamst allen ihren untergebenen Gemeinden zur Kenntniß zu bringen, sondern auch ihres Orts selbst, auf die Entdeckung des Verbrechers alles Fleißes bedacht zu seyn, und, wenn sich ein gegründeter Verdacht deshalb gegen jemanden offenbaren sollte, sofort mit der Captur zu verfahren, wie nicht weniger, zu Erhohlung weitern Verhaltungs-Befehls Bericht an die Herzogliche Regierung allhier zu erstatten Gotha, den 26ten August 1806.

Herzogl. Sächs. Regierung das.

Der Bote
aus
Thüringen.

Sieben und dreyßigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

W. Vor Allem, Herr Gevatter, erzähle Er mir doch jetzt weiter, wie es den Holländischen Officiers gegangen ist, die auf der Süderseee mit ihrem Schiffe in Eise festsaßen.

B. Da der Frost noch fortdauerte: so war vor der Hand an keine Befreyung zu denken; und die guten Leute auf dem Schiffe mußten, da sie nur wenig Lebensmittel mitgenommen hatten, vor allem auf eine kluge Eintheilung derselben bedacht seyn; denn sie konnten nicht wissen, wie lange der Frost anhalten, und sie hier unter freyem Himmel noch gefangen halten werde.

Doch am zweiten oder dritten Tage ihrer Gefangenschaft wurde der eintretende Südwind ihr Befreyer. So wie sie diesen für sie wichtigen Gehülfen gewahr wurden, fingen sie

an, auch von ihrer Seite etwas zur Beschleunigung der Hülfe zu versuchen. Sie stießen das Eis mit Ruderstangen die auf dem Schiffe waren, an der Seite des Schiffes, von welcher her der Wind es in die Eisfläche getrieben hatte, entzwey; machten dem Schiffe dadurch etwas Luft; und als endlich einmahl ein etwas starker und günstiger Windstoß kam, wurde es wieder unter einem ähnlichen Geklirre aus dem Eise zurückgetrieben, wie das gewesen war, mit welchem der Wind es zuerst dazwischen geschoben hatte. — Ohne weitern Unfall setzten sie nun ihre Reise fort, und kamen doch, des langen Aufenthalts ungeachtet, noch eben so bald in Friesland an, als die übrigen Officiers, die den Landweg eingeschlagen hatten.

B. Das war doch ein eigener Vorfall! was würden die armen Leute nur angefangen haben, wenn der heftige Frost noch mehrere Tage so fortgedauert hätte?

W. Der Herr meynte: im äußersten Nothfalle hätten sie wohl von der Insel Marken, die sie in einiger Entfernung liegen sahn, Hülfe bekommen können; wenn sie den Bewohnern derselben durch Kanonenschüsse ihre

Noth zu erkennen gegeben hätten: die dann auf Kähnen herbey geeilt seyn würden, um sie mit dazu passenden Instrumenten aus dem Eise loszuarbeiten.

Der Herr kam über dieser Frage auf die Insel Marken selbst zu sprechen, und erzählte mir von der sonderbaren Lebensweise der männlichen Bewohner derselben. — Stelle Er sich nur vor: diese Leute bekommen nie, oder doch nur äuserst selten, grünes Gemüse zu essen.

B. Nun, wie geht denn das zu?

W. Das will ich Ihm sagen. Der hauptsächlichste Nahrungszweig dieser Inselbewohner ist der Grönländische Fischfang. Sobald also die Witterung im Frühjahr anfängt milde zu werden, verlassen alle erwachsenen Mannspersonen die Insel, und reisen auf ihren Schiffen nach Grönland, wo sie den Sommer hindurch damit beschäfftigt sind, Wallfische und andre in jenen Gegenden lebende Seethiere zu fangen, Fischthran aus denselben zu bereiten, und andere brauchbare Theile derselben, z. B. von den Wallfischen das sogenannte Fischbein, davon zu trennen und zum Verkauf zuzurichten. Da nun Grönland so weit nach Norden hin-

liegt, so wachsen dort die Gemüse aus Mangel an Wärme nicht, die man bey uns zieht, und die Leute müssen sich also auf ihren Schiffen mit der gewöhnlichen Schiffskost, mit getrockneten Hülsenfrüchten und geräuchertem oder eingesalzenem Fleische begnügen. Kommen sie aber wieder nach Hause: so ist der Winter vor der Thür, und das frische Gemüse hat ein Ende.

V. Dafür dankte ich wirklich; mir behagen im Sommer meine grünen Erbsen, Bohnen, mein Salat, mein Wirsing gar sehr.

W. Ja was läßt sich der Mensch nicht alles gefallen, um sein Stückchen Brot in der Welt zu finden! die Bewohner der Insel Marken setzten gewiß herzlich gern diese Lebensart auch jetzt wieder fort, wenn nicht der Krieg zwischen der holländischen und englischen Regierung sie daran verhinderte: denn unter diesen Umständen würden sie Gefahr laufen, daß ihnen ihre Fahrzeuge mit dem darin aufgesammelten Ertrag ihres halbjährigen Fleisses, durch englische bewafnete Schiffe abgejagt, und so mit Einem Mahle wieder entrissen würde.

Gern hätte ich den Herrn über die Grön-

ländische Fischerey noch etwas näher befragt, wenn er nicht so bald wieder aufgebrochen wäre. Vielleicht weiß Er mir was davon zu erzählen, Herr Gevatter; und dann weiß ich schon, daß Er mir die Freude nicht versagt.

B.. Ich habe ja wohl mehrmals mit erfahrenen Leuten darüber gesprochen; was mir gerade einfällt will ich Ihm gern mittheilen.

Hauptsächlich machen die Grönlands-Fahrer, die im April aus Europa abzusegeln pflegen, und dann mit dem Anfange des Sommers bey Grönland eintreffen, auf die wallfischartigen Fische Jagd, da ihnen diese den besten und reichlichsten Thran liefern. Diese Fische unterscheiden sich von den gewöhnlichen Fischen hauptsächlich dadurch, daß sie nicht, wie diese, feichen oder Eyer legen, sondern lebendige Junge zur Welt bringen, und dieselben, wie andre lebendig gebährende Thiere, an ihren Brüsten säugen. Die Naturforscher rechnen sie daher auch nicht mit in die Classe der Fische, sondern zählen sie zu den Säugethieren. Mit diesen haben sie überdieß die Aehnlichkeit, daß ihr Blut warm ist, daß ihre Lungen eben so gebildet sind, wie die Lungen der Säugethiere, daß sie bewegliche Augenlieder und hohle Ohren

ren haben. Ihre Aehnlichkeit mit den Fischen besteht also mehr nur in der äusern Form, und besonders in dem Mangel der Füße, und dem Besitz der Floßfedern an der Brust und am Schwanze. Die Floßfeder des Schwanzes steht aber nicht, wie bey andern Fischen, aufrecht, sondern hat eine wagrechte Lage.

Ein merkwürdiger Theil dieser Wallfisch-Arten, sind die beyden Spritzröhren die sie auf dem Kopfe haben, und aus denen sie das eingeschluckte Wasser wieder wegspritzen.

Die größte von allen Wallfisch-Arten ist der sogenannte Grönländische Wallfisch den man überhaupt für das größeste unter allen auf unserer Erde lebenden Thieren hält. Denn, stelle Er sich's nur vor, diese grönländischen Wallfische sind sechzig bis hundert Schuh lang, also ein gut Theil länger als Sein Haus, Herr Gevatter!

W. Das müssen ja ungeheuere Maschinen seyn! Ich dächte wenn da jeder Fischer so Ein Stück erlegte, so hätte er Ladung genug für sein Schiff.

B. Die hat er auch wirklich; schon ein mittelmäßig großer Wallfisch hat so viel Speck, daß man ein dreymastiges Schiff damit beladen

den kann. Und dieser Speck ist so reichhaltig an Thran, daß man aus hundert Tonnen Speck gewöhnlich über 90 Tonnen erhält. Das nächste Mahl erzähle ich Ihm weiter.

Es ist Mathias Ziert aus Großensee, Amts Gerstungen gebürtig, seit der Mitte des Monaths December 1799 abwesend, ohne daß von seinem nachherigen Aufenthalt, Leben oder Tod, bis hieher eine sichere Nachricht zu erlangen gewesen ist. Da nun dermalen viel daran gelegen ist, zuverlässige und gegründete Nachricht zu erhalten, wo gedachter Mathias Ziert seit jener Zeit sich aufgehalten hat, und dermalen sich aufhält, oder ob und wenn, oder an welchem Ort derselbe etwa gestorben ist, immaßen derselbe eingezogener Erkundigung nach, im Frühjahr des Jahres 1800 bey dem aus Stadtlengsfeld gebürtigen Juden Itzig Löw, welcher sich dermalen stets im Hannöverischen aufhalten, und zu jener Zeit mit dem vor sieben Monaten zu Lengsfeld verstorbenen Juden Schmul Aaron Ochsenhandel getrieben, als Knecht in Dienst gestanden, und Ochsen nach Göttingen getrieben haben soll, auch ob dieser Umstand, daß gedachter Mathias Ziert zur angegebenen Zeit bey dem oben erwähnten beiden Juden als Knecht in Dienst gestanden, der Wahrheit gemäß ist und von dem Juden Itzig Löw eidlich bestärket, oder sonst glaubhaft bewiesen werden kann, und wo derselbe anzutreffen ist; so werden alle und jede hohe und niedere, civil oder militair Obrigkeiten hierdurch gehorsamst und ergebenst ersucht, diese Auffordes

rung

rung in ihren Gerichtsbezirken bekannt machen zu lassen, ob vielleicht hierdurch von mehrgedachten Mathias Zierts Aufenthalt, Leben oder Tod, eine gewisse und bestimmte Nachricht zu erhalten ist, als wofür, wenn solche dem hiesigen Fürstl. Ober Amte mitgetheilt worden, worum gegen die Gebühr zugleich hiermit gebethen wird, eine Belohnung von Acht Stück Carolins hiermit zugesichert, und zugleich bemerkt wird, daß mehrgedachter Mathias Zierk vor seiner Entfernung Lust bezeiget und geäußert haben soll, sich bey einer Herrschafft als Kutscher, oder bey einem Fuhrmann auf die Straße zu verdingen, wo derselbe vielleicht anzutreffen seyn möchte. Signat. Eisenach den 25. August 1806.

Fürstl. S. Weimar und Eisenachs. Ober Amt das.
C. F. Traberth.

Beschreibung.

Mathias Zierk aus Großensee Amts Gerstungen gebürtig, ist mittlerer Statur, trägt den Kopf etwas in die Schultern gesenkt, mehr starken als schwachen Körperbaues, glatten Angesichts, hat rothe Backen, blaue Augen, und schwarze Haare, ohngefähr 44 Jahre alt. Bey seiner Entfernung vor 6 Jahren soll derselbe einen blauen Rock, dergleichen Jacke und lederne Beinkleider getragen haben.

Der Bote aus Thüringen.

Acht und dreyßigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Hat Er Lust, Herr Gevatter, noch Etwas vom Grönländischen Wallfische zu hören: so merke Er auf.

Der Kopf des Thieres ist von plumper Gröse, denn er nimmt den dritten Theil von der ganzen Länge des Fisches weg. Die Zunge desselben ist, wie das übrige Fleisch, so reichhaltig an Thran, und dabey so groß, daß man oft aus ihr allein etliche Tonnen Thran erhält.

Zähne hat der Wallfisch gar nicht; im Oberkiefer liegen aber hornartige Reifen, die man Baarden nennt. Sie sind von verschiedener Größe, mit Haaren besetzt, und dienen dem Thiere ohne Zweifel zur Zermalmung seiner Nahrung. Mancher Wallfisch hat ihrer mehr als sechshundert im Rachen, von denen

rung in ihren Gerichtsbezirken bekannt machen zu lassen, ob vielleicht hierdurch von mehrgedachten Mathias Zierts Aufenthalt, Leben oder Tod, eine gewisse und bestimmte Nachricht zu erhalten ist, als wofür, wenn solche dem hiesigen Fürstl. Ober Amte mitgetheilt worden, worum gegen die Gebühr zugleich hiermit gebethen wird, eine Belohnung von Acht Stück Carolins hiermit zugesichert, und zugleich bemerkt wird, daß mehrgedachter Mathias Zierk vor seiner Entfernung Lust bezeiget und geäußert haben soll, sich bey einer Herrschafft als Kutscher, oder bey einem Fuhrmann auf die Straße zu verdingen, wo derselbe vielleicht anzutreffen seyn möchte. Signat. Eisenach den 25. August 1806.

Fürstl. S. Weimar und Eisenachs. Ober Amt das.

C. F. Traberth.

Beschreibung.

Mathias Zierk aus Großensee Amts Gerstungen gebürtig, ist mittlerer Statur, trägt den Kopf etwas in die Schultern gesenkt, mehr starken als schwachen Körperbaues, glatten Angesichts, hat rothe Backen, blaue Augen, und schwarze Haare, ohngefähr 44 Jahre alt. Bey seiner Entfernung vor 6 Jahren soll derselbe einen blauen Rock, dergleichen Jacke und lederne Beinkleider getragen haben.

Der Bote aus Thüringen.

Acht und dreyßigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Hat Er Lust, Herr Gevatter, noch Etwas vom Grönländischen Wallfische zu hören: so merke Er auf.

Der Kopf des Thieres ist von plumper Größe, denn er nimmt den dritten Theil von der ganzen Länge des Fisches weg. Die Zunge desselben ist, wie das übrige Fleisch, so reichhaltig an Thran, und dabey so groß, daß man oft aus ihr allein etliche Tonnen Thran erhält.

Zähne hat der Wallfisch gar nicht; im Oberkiefer liegen aber hornartige Reifen, die man Baarden nennt. Sie sind von verschiedener Größe, mit Haaren besetzt, und dienen dem Thiere ohne Zweifel zur Zermalmung seiner Nahrung. Mancher Wallfisch hat ihrer mehr als sechshundert im Rachen, von denen

die gröſten ſieben bis zehn Schuh lang ſind. Dieſe Baarden liefern das bekannte Fiſchbein.

Merkwürdig iſt es, daß dieſes ungeheure Thier nur einen ſehr engen Schlund hat, und daher keine dicken und harten Körper zu ſeiner Nahrung verſchlucken kann. Seine hauptſächlichſte Nahrung beſteht vielmehr in einer Art von kleinen weichen Waſſerinſecten, die man Wallfiſchaas zu nennen pflegt. Dieſes Wallfiſchaas iſt in den dortigen Meeren in ſolcher Menge angehäuft, daß das Waſſer oft auf eine groſſe Strecke weit davon wimmelt: ſo daß die Wallfiſche nur ihren weiten Rachen aufzuſperren brauchen, um ihn mit Nahrung zu füllen.

Aeuſſerlich wird man am Wallfiſchkopfe nichts von Ohren gewahr; nimmt man aber die äuſere Haut weg: ſo entdeckt man darunter, wie bey andern Säugethieren, zwey Gehörgänge, die vier Fuß tief ſind. Die Augen des Thiers ſind, im Verhältniß zu ſeiner Gröſſe, nur ſehr klein: nähmlich etwa von der Gröſſe der Ochſenaugen. Sie ſtehn weit von einander, nah an den beyden Enden der Spalte des Rachens; und über denſelben befinden ſich Augenbraunen, wie bey den Säugethieren

ren. Der obere Theil des ganzen Körpers ist mit einer glatten, schwarzen, doch hier und da weiß gefleckten Haut bedeckt; der Bauch aber ganz weiß. Der Schwanz hat eine Breite von 18 bis 24 Schuhen. Die beyden Flossfedern, die an der Brust stehn, sind fünf bis acht Schuh lang, haben ordentliche Gelenke, wie die Hände der Menschen, sind aber mit einer dicken Haut überzogen.

Das Wallfisch-Weibchen bringt gewöhnlich nur Ein Junges auf ein Mahl zur Welt, das gleich nach der Geburt an zehn Schuh lang ist, und ein ganzes Jahr hindurch von der Mutter gesäugt wird.

Am häufigsten trift man diese Wallfische in der Gegend von Grönland und Spitzbergen, im nördlichen Eismeere an; welches, wie schon der Nahme andeutet, den größten Theil des Jahres hindurch, wegen der dort herrschenden Kälte, mit Eis bedeckt ist. Sie suchen am liebsten solche Stellen auf, wo das Eis nicht allzustark ist; damit sie es mit ihrem Kopfe durchstoßen, und von Zeit zu Zeit frische Luft schöpfen können, die ihnen zum Leben unentbehrlich ist.

Das mit der Luft, oder sonst eingesogene

Wasser, spritzen sie durch die beyden auf ihrem Kopfe befindlichen Oeffnungen wieder von sich; und zwar mit einer solchen Gewalt, daß es thurmhoch in die Höhe steigt, und ein Geräusch verursachet das man bey stillem Wetter über eine Meile weit hören kann.

Sonderbar ist es, daß diese so außerordentlich großen und starken Thiere, die mit ihrem Schwanze leicht das größte Fischerboot zerschmettern können, doch so überaus furchtsam sind. Jedes Geräusch von annähernden Menschen verscheucht sie unter das Eis, oder in die Tiefe des Meeres.

W. Nun, wie erlegen denn die Wallfischfänger ein solches mächtige Geschöpf? ich dächte das müßte seine großen Schwierigkeiten haben.

B. Die Art, auf welche man sich der Wallfische bemächtigt, ist auch wirklich recht merkwürdig.

Die Schiffe, welche man auf den Wallfischfang ausschickt, müssen groß und dauerhaft seyn, damit sie durch die anstoßenden Eisschollen im Eismeere nicht so leicht Schaden leiden. Jedes dieser Schiffe führt aber wieder etwa sieben kleine Schiffchen, die man

Schal

Schaluppen nennt, bey sich, und auf diese begeben sich die Wallfischfänger, wenn sie auf einen Wallfisch Jagd machen wollen.

Zwey bis drey solche Schaluppen werden vom Schiffe abgeschickt, sobald man in der Ferne den Wallfisch erblickt. Die Schaluppen rudern dem Thiere so nahe als möglich an die Seite; und wenn sie etwa nur noch dreissig Schuh weit von ihm entfernt sind, so wirft ihm ein darauf geübter starker Mann einen sehr spitzigen, mit Widerhaken versehenen Wurfspieß in den Leib, der fünf bis sechs Schuh lang ist. Einen solchen Wurfspieß nennt man eine Harpune, und den Mann, der ihn wirft, den Harpunierer.

Die Harpune ist an ein, gewöhnlich sechshundert Ellen langes Seil befestigt, welches nachgelassen wird, wenn der Fisch, sobald er verwundet worden ist, sich mit großer Schnelligkeit in die Tiefe des Wassers stürzt. Geht derselbe mit der in seinem Leibe feststeckenden Harpune so weit fort, daß das Seil nicht mehr zureicht: so befestigt man am Ende des Seils einen auf der Oberfläche des Wassers schwimmenden Körper, und die Leute

te in der Schaluppe rudern nun diesem Körper beständig nach.

Gar zu lange bleibt der Wallfisch nicht unter dem Wasser. Sobald er nun, um Luft zu schöpfen, wieder über dem Wasser erscheint, wirft man ihm noch einige Harpunen in den Leib, und setzt ihm auf diese Weise so lange zu, bis er todt ist. Dann bringen die Schiffleute einige Seile an seinem Schwanze an, und ziehen ihn bis zu ihrem großen Schiffe hin. Hier besteigen ihn mehrere Matrosen, und schneiden den Speck und die Baarden aus. Die übrigen Theile läßt man, da sie nicht benutzt werden können, fortschwimmen.

Der Speck sitzt auf dem Rücken und unter dem Bauche bisweilen einen Schuh dick. Erst läßt man den feinsten und besten Thran von selbst aus dem Speck laufen; dieser ist weißgelblich von Farbe, und ganz durchsichtig; dann gewinnt man noch durch Auskochen des Specks den weniger guten, braunen Thran.

W. Nichtwahr, Herr Gevatter, die Heringe leben auch in den nördlichen Meeren, die fast beständig mit Eis bedeckt sind?

V. Allerdings; sie dienen ja dort verschiedenen Wallfischartigen Fischen, besonders dem

sogenannten Nordcaper zur Nahrung, der dem grönländischen Wallfische an Größe wenig nachgibt.

W. Also müssen wohl die Schiffe, die auf den Heringsfang ausgeschickt werden, eine eben so weite Reise nach Grönland hin machen, als die Schiffe die auf den Wallfischfang gehn?

B. Nein, Herr Gevatter; die Heringe machen es ihnen bequem: sie kommen ihnen entgegen.

W. J! das wäre doch sonderbar genug!

B. Ja, ja; Er kann sich darauf verlassen. Gegen den Anfang des Sommers treten die Heringe in großen Zügen eine Wanderung nach den südlicher liegenden Meeren an, und kommen bis an die Küsten von Island, Norwegen und Schottland, ja wohl bisweilen noch südlicher herbey. Um diese Zeit stellen sich denn die Heringsfischer an jenen Küsten ein, und fangen die armen Wandernden in unbeschreiblicher Menge weg. Den größten Theil ihrer Beute salzen sie gleich auf der Stelle in Tonnen ein, und die übrigen Heringe werden geräuchert, und heißen hernach Bücklinge.

W.

W. Was mag denn aber nur die Heringe dazu bewegen, ihr Eismeer zu verlassen?

B. Wie man glaubt, der Mangel an Nahrung. Da diese Fische in so außerordentlich großer Anzahl das Eismeer bewohnen, so ist es wohl möglich, daß es ihnen an Nahrung fehlen würde, wenn sie immer in ihrem eigentlichen Vaterlande, wenn ich mich dieses Ausdrucks hier bedienen darf, blieben. Sie wandern daher in andre Meere aus, wo sie die ihnen bestimmten Nahrungsmittel noch in größerer Menge vorfinden, als in ihrem Eismeere.

W. Da lerne ich doch wieder eine merkwürdige Einrichtung in der Natur kennen! wie vielen Gefahren entgeht nicht die beträchtliche Anzahl von Menschen, die sich mit der Heringsfischerey beschäfftigen, durch diese einfache Anordnung! Würden sie nicht, ohne dieselbe, jedesmahl eine drey bis vier Mahl so weite, und noch obendrein eine gefährlichere Seereise zu unternehmen haben: da sie die Heringe an der entferntern Grönländischen Küste aufsuchen müßten, die sie jetzt im Junius und Julius schon an den Küsten der nördlichen Europäischen Länder antreffen?

Der Bote
aus
Thüringen.

Neun und dreyßigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Besinnt Er sich noch, Herr Gevatter, daß wir zuletzt uns über die Wanderung der Heringe unterhielten, die sie im Frühjahre aus ihrem Eismeere nach den nördlichen Europäischen Küsten anstellen; und von der großen Erleichterung, welche dieser Umstand den Personen gewährt, die sich mit dem Heringsfange beschäftigen?

Mir macht die Entdeckung solcher weisen Einrichtungen in der Natur immer viel Vergnügen; und es sind deren wirklich so unzählich viele, daß nur einige Aufmerksamkeit auf die Natur dazu erfordert wird, um sich diese Freude recht oft machen zu können.

W. Durch fleissiges Aufmerken auf die Beweise der bewundrungswürdigen Macht, Güte und Weisheit des Schöpfers, welche

in der Natur zu finden sind, und den damit verbundenen Genuß des reinsten Vergnügens, befolgen wir ja auch, wie unser Herr Pfarrer mehrmals erinnert hat, einen Theil der Ermahnung, die uns der Apostel Paulus (Phil. 4, 4.) gibt: "Freuet euch in dem Herrn alle wege!" —

Und diese Freude an Gott, und an den Einrichtungen die er in der Welt gemacht hat, wie leicht bietet sie sich jedem, auch dem ärmsten und niedrigsten Menschen dar! Jeder hat ja Sinneswerkzeuge, durch welche er die Gegenstände die ihn umgeben betrachten, beobachten, untersuchen kann; Jeder besitzt die Fähigkeit, über das nachzudenken, was er durch seine Sinne wahrgenommen hat; und den Zweck der bestehenden Einrichtungen, die Vortheile die damit für einzelne Geschöpfe und für das Ganze verbunden sind, zu erforschen. Es kömmt also bloß darauf an, daß nun auch Jeder seine Sinneswerkzeuge und seinen Verstand zur Erkenntniß dessen wirklich anwende, was die Natur uns als Beweis von der väterlichen Fürsorge und Weisheit des Urhebers und Erhalters aller Geschöpfe, täglich vor Augen stellt.

B.

B. Der Sinn für solche Freuden, Herr Gevatter, muß, meiner Meynung nach, schon in der Jugend geweckt werden. Wenn das Kind zur Aufmerksamkeit auf die Natur, auf die Thiere, Pflanzen und Steine, die es umgeben, auf die Erscheinungen die in der Natur vorkommen, den Aufgang und Untergang des Mondes, der Sonne, der Gestirne, auf Regen, Gewitter u. s. w. geleitet, wenn es dazu gewöhnt wird, bey Wahrnehmung eines jeden dieser Gegenstände etwas Vernünftiges zu denken: so bleibt ihm gewiß diese Gewohnheit nicht nur zeitlebens; sondern es wird sich auch von Jahr zu Jahr darin vervollkommnen, immer mehr und lieber sich mit Betrachtung der Natur beschäftigen, immer richtiger über die Einrichtungen in derselben urtheilen lernen: und so der Freude an Gott in zunehmend höherem Grade genießen. —

Nur Eins wollte ich Ihm nun noch über den Gegenstand sagen, von dem wir vor acht Tagen sprachen; woraus Er sehn kann, wie viel der Seekrieg, in welchen Holland mit England verwickelt worden ist, den Einwohnern jenes Landes nur allein dadurch geschadet hat, daß er ihren Heringsfang vernichtet

te. Vor dem Kriege ernährte nähmlich, wie man berechnet hat, die Heringsfischerey in Holland über hunderttausend Menschen, und brachte dem Lande jährlich mehr als siebzehn Millionen Thaler ein.

W. Ey das ist ja eine sehr ansehnliche Summe! Wie viel Millionen Heringe müssen da nicht jährlich nur allein durch die Hand der Holländer ihr Leben verlohren haben; und wie stark muß die Vermehrung dieser Fische seyn, da sie bey dieser entsetzlichen Niederlage die ein Jahr wie das andre unter ihnen angerichtet wird, doch nicht zu Grunde gehn! —

Da Er mich wieder auf Holland bringt, so muß ich Ihm doch noch eine Merkwürdigkeit mittheilen, die ich aus dem Munde des Holländers habe, der letzthin bey mir war. Er besuchte nähmlich einmahl auf einer Fahrt über die Süderse auch die Insel Schockland, die in diesem ansehnlichen Meerbusen liegt, und sich vor andern Inseln auf eine merkwürdige Art auszeichnet. Denke Er nur: diese Insel ist ringsherum mit dicht neben einander eingerammten Pfählen umgeben, durch welche verhütet wird, daß die Gewalt

der

der Wellen nicht ein Stück der sandigen Insel nach dem andern wegreiße, und so endlich die ganze Insel vernichte.

B. Das muß ja eine kostspielige Sache seyn: denn die Pfähle müssen gewiß oft durch neue ersetzt werden! und ich habe immer gehört daß es in Holland sehr an Holz fehle; daß man besonders alles Zimmerholz aus entfernten Ländern kommen lassen, und theuer bezahlen müsse. Die Bewohner der Insel müssen also wohl reiche Leute seyn, wenn sie ihre hölzerne Schutzmauer gegen die Gewalt des Meeres immer in gutem Stande erhalten können?

W. Mein Holländer versicherte mich vom Gegentheile, löste mir aber auch zugleich das Räthsel. Die Holländische Regierung sorgt nähmlich auf Kosten des ganzen Landes für die Erhaltung der Insel Schockland; weil sie den Schiffen, die sich bey eintretender stürmischer Witterung in ihrer Nähe befinden, einen sichern Zufluchtsort darbietet.

B. Aha! nun das lasse ich mir gefallen.

W. Wohlhabende Leute, die in der Regel auch die Bequemlichkeit lieben, möchten wohl nicht lange auf der Insel Schockland ausdauern;

ern; und ich, für mein Theil, hätte selbst nicht Lust, dort zu wohnen.

B. Warum denn?

W. Stelle Er es sich nur vor: bey jeder etwas hohen Meeresfluth wird die ganze Insel überschwemmt, und das Wasser tritt in alle Gebäude, ja selbst in die Wohnstuben der Leute!

B. Ey, wie ist es nur möglich, daß die Menschen das aushalten können?

W. Er weiß ja, wie viel die Gewöhnung vermag; sie sind von Jugend auf an diese, freylich nicht geringe Unbequemlichkeit gewöhnt worden, und die Noth hat sie denn auch nach und nach auf gar manche Vorsicht geleitet, wodurch sie ihrem Zustande wenigstens so viel von seinen Unannehmlichkeiten benehmen, als sich thun läßt. Alle ihr Hausgeräth, selbst ihre Tische und Stühle zum Beyspiel, die doch bey uns zu Lande beständig auf dem Fußboden stehn, sind dazu eingerichtet, daß sie auch aufgehängt werden können: damit sie dieselben vor jeder eintretenden Wasserfluth in Sicherheit bringen können. Ihre Betten sind so hoch im Schlafzimmer angebracht, daß sie auf einer kleinen Treppe hineinsteigen müssen.

fern. Eben so hoch sind auch ihre Schränke an der Wand befestigt; und ihre Häuser ruhen sämmtlich auf tief eingerammten Pfählen, damit sie, bey der sumpfigen Beschaffenheit des so oft unter Wasser stehenden Bodens, sich nicht so leicht senken oder wohl gar einstürzen können.

B. Nun, daß ist wahr: auf dieser Insel muß es Einem, der nicht dort gebohren und erzogen ist, doch ganz sonderbar vorkommen.

W. Auch in ihren Sitten und Gebräuchen sollen die Bewohner der Insel, die sich durchaus vom Fischfange nähren, viel Eigenes haben. Ich äuserte gegen den Herrn, der mir von ihnen erzählte, daß sie wohl gute Matrosen abgäben, da sie von Kindesbeinen an, so zu sagen, halb im Wasser gelebt hätten; er versicherte mich aber, daß sie gar nicht dazu tauglich wären. Bey ihrer Lebensart nähmlich gewöhnten sie sich, fast durchaus nach ihrem eigenen Willen und Gutdünken zu handeln; jeder wäre sein eigener Herr, und keiner habe dem andern viel zu sagen. Als Matrosen aber müßten sie, so gut als bey uns die Soldaten, gegen ihre Vorgesetzten,

den

den pünctlichsten Gehorsam beweisen; und das behage ihnen denn natürlich nicht, sondern mache sie unwillig und verdrossen.

B. Ja das läßt sich denken. Gehorsam will in der Jugend eingeübt seyn; wer seine frühern Jahre hindurch sich an eine ungebundene Lebensart gewöhnt hat, dem wird es in spätern Jahren sehr schwer fallen, wo nicht unmöglich werden, seinen Willen den Vorschriften anderer Personen unterzuordnen. Und ein solcher Mensch befindet sich dann sein ganzes Leben hindurch äuserst übel. Er mag wählen welchen Stand und welches Geschäfft er will, so wird er doch gewiß oft in den Fall kommen, daß er sich in seinen Handlungen nach den Vorschriften und Wünschen Anderer richten, und hier und da Etwas unterlassen muß, wozu er Neigung und Lust gehabt hätte. Beydes verursacht ihm dann jedesmahl die peinlichsten Empfindungen, und der häufige Verdruß verbittert ihm das Leben.

Der Bote
aus
Thüringen.

Vierzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth. Einige Bauerbursche.

Bote. Es ist mir lieb daß ich Euch jungen Leutchen heute hier antreffe, denn ich wollte eben meinem alten Freunde eine Nachricht mittheilen, die Euch zum warnenden Beyspiel dienen mag.

W. Sie betrift doch keine Person, die ich kenne?

B. Das nicht; ich zweifele selbst, daß Er jemahls den Nahmen der Person wird gehört haben. In der gelehrten Welt aber hat sie, wie mir der Herr Doctor Alt sagte, als er mir die Nachricht aus einer Zeitung vorlas, eine bedeutende Rolle gespielt. Nun höre Er nur.

Ein geschickter und gelehrter Arzt, der ehemals auf der berühmten Universität in Göttingen sich nicht allein mit dem Curiren

der Kranken beschäftigte, sondern auch den jungen Studierenden, die sich dort der Heilkunde widmeten, Unterricht in den dahin einschlagenden Wissenschaften gab, verließ Göttingen vor etwa 5 oder 6 Jahren, und zog nach Hamburg.

In Hamburg fand er als Arzt bald Beyfall; und erwarb sich, theils durch die Ausübung seiner Wissenschaft, theils durch schriftstellerische Arbeiten, ohne Zweifel so viel, und wahrscheinlich noch mehr, als er zur reichlichen Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse gebraucht haben würde: wenn er nicht der Sclave einer Leidenschaft gewesen wäre, die schon so manchen sonst geschickten und wohl auch gutdenkenden Mann unglücklich gemacht hat: ein Sclave der Spielsucht. — Ihr versteht mich doch wohl, Ihr Bursche, welches Spiel ich meyne?

Georg. Nun, doch auf alle Fälle das Kartenspiel; ja, davor hat mich mein Vater schon mehr als einmahl gewarnt; und ich habe es ihm heilig versprechen müssen, daß ich mich niemahls dazu verleiten lassen wolle.

Niklas. Ey, mein Vater ist doch wohl auch im ganzen Dorfe für einen rechtschaffe-

nen

nen Mann bekannt? und ich habe ihn demungeachtet schon manches Spielchen mitmachen sehen.

W. Glaubst du denn, Niklas, daß es uns eingefallen sey, alle Leute die in der Karte spielen für Taugenichtse zu erklären? das würde ja ein sehr ungerechtes und falsches Urtheil seyn! — Aber der Meynung bin ich auch, so gut als Jörgens Vater, daß es immer eine gefährliche Sache bleibt, sich ans Kartenspiel zu gewöhnen: da man der Beyspiele so viele hat, daß sich Menschen dadurch ins Unglück gebracht haben.

B. Jetzt laßt mich nur an das traurige Ende meiner Erzählung kommen; hernach wollen wir über die Sache weiter sprechen. — Der Arzt hatte sich also an das Spielen so gewöhnt, daß er es nicht mehr lassen konnte. In Hamburg mochte er wohl noch häufigere Veranlassung dazu finden, als ehemals in Göttingen: kurz seine Einnahme, so beträchtlich sie auch seyn mochte, reichte nicht mehr hin, ihm die ansehnlichen Summen zu ersetzen, die er nach und nach im Spiele verlor. Er steckte sich, um seinen Hang zum Spiel ferner befriedigen zu können, in Schul-

den; und so kam es nach wenigen Jahren dahin, daß seine Vermögens-Umstände sich in der größten Zerrüttung befanden.

Dieß brachte den bedaurungswürdigen Menschen zu dem schrecklichen Entschluß, ein Selbstmörder zu werden. In einem Hölzchen, das in der Nähe von Hamburg liegt, machte er seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende. —

W. Gott, es ist doch schrecklich, wohin Leidenschaft den Menschen bringen kann! Immer folgt ein Fehltritt wieder aus dem andern, und gewöhnlich sind die folgenden noch strafbarer, als die vorhergehenden waren!

B. Ihr jungen Leute: laßt mich diesen traurigen Vorfall Euch nicht vergeblich erzählt haben! Wachet über Eure Begierden, über Eure heftigen Wünsche; Gewöhnt Euch frühzeitig dazu, daß Ihr Euch auch solche Dinge zu versagen im Stande seyd, die Ihr sehr gern hättet oder genössет: so wird es Euch dann auch in spätern Jahren möglich seyn, jedes Vergnügen zu meiden, das Euch verderblich zu werden droht; Ihr werdet gewiß nicht, wie der unglückliche Arzt, von

dem

dem ich Euch erzählte, blind ins Verderben hinein rennen.

Daneben wollte ich Euch aber doch auch noch den Rath geben, daß Ihr selbst die Versuchung zu solchen Abweichungen vom rechten Wege miedet: daß Ihr zum Beyspiel das Kartenspiel lieber ganz unterließet, um mit noch mehr Sicherheit der Gefahr zu entgehn, die es über Euch bringen könnte.

Niklas. Ich dächte doch, so gut als mein Vater ohne allen Schaden für sein Gewissen sich von Zeit zu Zeit ein Spielchen erlaubt, könnte ich mir es auch erlauben?

B. So ganz einerley, lieber Freund, dürfte das doch wahrscheinlich nicht seyn. Sind denn nicht Vater und Sohn bisweilen von ganz verschiedener Gemüthsbeschaffenheit? Könnte nicht der Vater eine ruhigere Stimmung, mehr Gleichmuth, und der Sohn mehr Lebhaftigkeit, und weniger Ueberlegung und Vorsicht beym Handeln haben? und bringt nicht selbst die Verschiedenheit des Alters gewöhnlich schon eine solche Ungleichheit der Gemüthsbeschaffenheit mit sich? — Wenn also Sein Vater beym Spiele niemahls das gehörige Maaß verfehlt, nicht zuviel Zeit damit

mit hinbringt, sich nicht zur Vernachläßigung seiner Pflichten dadurch hinreissen läßt, nicht sein Geld dabey durchbringt: so folgt daraus noch gar nicht daß es bey Ihm eben so gut ablaufen werde.

Niklas. Ach, dafür will ich schon sorgen; ich glaube gegen die übeln Folgen, die das Spielen nach sich zieht, ganz sicher zu seyn.

B. Nun, ich kenne Ihn freylich zu wenig, um darüber entscheiden zu können; aber dabey bleibe ich doch: daß man nicht wohl daran thut, wenn man sich ohne Noth einer Versuchung aussetzt. Bitten wir doch Gott, daß er uns nicht in Versuchung führen möge, und fühlen also, wenn wir anders mit Nachdenken bitten, wohl, wie leicht es geschehn könne, daß wir der Versuchung nicht widerstehn, und uns durch dieselbe zu unrechten Handlungen hinreissen lassen; warum sollten wir uns also, ohne einen andern Grund, als weil es uns einen angenehmen Zeitvertreib gewährt, der Versuchung zu so mancherley pflichtwidrigen Handlungen Preis geben, die aus der Gewöhnung an das Kartenspiel entspringen können?

Niklas. Darin mag Er ja freylich Recht

Has

haben, daß es allemahl noch sicherer ist, die Versuchung zum Unrecht ganz zu meiden, als sich auf seine Vorsichtigkeit zu verlassen; aber sage Er mir einmahl, was man so des Sonntags nach beyden Kirchen, oder in den langen Winterabenden anfangen sollte, wenn man nicht mitunter ein Spielchen machte?

B. O da will ich Ihm zehnerley vorschlagen, das völlig unschädlich ist, Ihn keiner Versuchung zu unrechten Handlungen aussetzt, und Ihm dabey, wie ich gewiß versichert bin, zehnmahl mehr Spaß machen soll, als das Kartenspiel.

N. Das Bücherlesen wird ja wohl obenanstehn? denn ich weiß es schon, daß Er davon ein großer Freund ist. Wo nimmt man denn aber immer ein unterhaltendes Buch her?

B. Allerdings ist das Lesen in unterhaltenden Büchern, die von verständigen Männern abgefaßt worden sind, eine der angenehmsten und nützlichsten Beschäftigungen, die der Landmann oder der Handwerksmann in seinen Erhohlungsstunden vornehmen kann. Wie schnell verläuft nicht eine Stunde, wenn man entweder selbst in einem solchen Buche

liest,

lieſt, oder auch einen Andern daraus vorleſen hört!

Wollten die Landleute nun einmahl die eingeführte Sitte beybehalten, daß ſie ſich des Sonntags in der Schenke verſammelten, und da ein Glas Bier zuſammen tränken; wogegen ich im Allgemeinen nichts einzuwenden finde: ſo wäre es doch gar hübſch, wenn ſich Einige im Dorfe, die ſich im Vorleſen etwas geübt hätten, dazu vereinigten, ihren verſammelten Mitnachbaren abwechſelnd aus einem guten Buche vorzuleſen. Der Herr Pfarrer oder der Herr Schulmeiſter würden ihnen gewiß dabey mit Rath und That an die Hand gehn; ihnen Bücher vorſchlagen, die dazu paſſend wären, und ihnen diejenigen leihen, die ſie ſelbſt beſäßen. Ueber acht Tage kommt doch wieder hier mit mir zuſammen, Ihr Leutchen: da wollen wir unſer Geſpräch weiter fortſetzen.

Der Bote
aus
Thüringen.

Ein und vierzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth. Einige Bauerbursche.

W. Er empfahl doch, am Schlusse unsers letztern Gesprächs, das Lesen guter Bücher, Herr Gevatter? da habe ich nun in voriger Woche mit einem durchreisenden Herrn gesprochen, der einige Zeit in dem kleinen Städtchen Tharand bey Dresden sich aufgehalten, und das dortige heilsame Bad gebraucht hatte. Der konnte mir nicht genug rühmen, wie verdient sich der Herr Prediger in diesem Orte um seine Gemeine mache, deren geistiges und leibliches Wohl ihm so recht am Herzen liege. Unter andern hat er es auch dahin gebracht, daß sich mehrere gutdenkende Mitglieder seiner Gemeine, zur Anschaffung einer kleinen aber gutgewählten Büchersammlung für dieselbe, mit ihm vereinigt haben. Ueber diese Büchersammlung führt, ich weiß nicht recht

mehr, ob er selbst, oder ein anderes Glied der Gemeine, die Aufsicht und sorgt dafür, daß die daraus verliehenen Bücher zur gehörigen Zeit wieder zurückgeliefert werden.

So eine Bücherſammlung sollte wirklich in jeder Gemeine angelegt, und nach und nach, auf gemeinschaftliche Unkosten, immer mehr bereichert werden: denn wenn ein Ort weit von einer etwas ansehnlichen Stadt entfernt liegt, so wird es immer schwer halten, daß die Bewohner desselben welche Lust haben ein gutes Buch zu ihrer Unterhaltung und Belehrung zu lesen, dasselbe geborgt erhalten können.

O. B. O gewiß würde diese Einrichtung, unter der Leitung eines verständigen Mannes, der sich derselben mit dem gehörigen Eifer annähme, viel Gutes in einer Gemeine bewirken können. Das war aber — mein lieber Niklas — erst Ein Vorschlag zu einer zweckmäßigern Beschäftigung in den Feyerstunden, als das Kartenspiel ist. Jetzt will ich Ihm gleich noch einige thun.

Da gibt es, zum Beyspiel, so manche artige Handarbeit, die mit keiner körperlichen Anstrengung verknüpft ist, und sich also recht

gut

gut zu einem Zeitvertreib in den Erhohlungsstunden des Landmanns schickt, der sonst gewöhnlich lauter anstrengende Beschäftigungen hat. Wäre es nicht hübsch, wenn jeder junge Bursch eine solche Handarbeit erlernte, und dann einen Theil seiner müssigen Zeit damit ausfüllte? Der eine lernte kleine Körbe, etwa wie die Strickkörbchen flechten, und machte dann mit seiner Hände Arbeit den Schwestern oder andern Verwandtinnen Geschenke. Ein anderer schafte sich ein Paar Hobel, Sägen, Bohrer, und vielleicht noch sonst einige zu Tischlerarbeiten nöthige Instrumente an, und übte sich darauf, allerhand Kleinigkeiten mit denselben zu verfertigen. Bald würde ein Lineal oder ein Stiefelknecht für den Vater; bald ein Kästchen zum Aufbewahren des Nähzeugs, oder trockner Lebensmittel, für die Mutter oder die Schwestern zu Stande gebracht; und ein anderes Mahl eine kleine Reparatur am hölznernen Hausrath vorgenommen, die wohl zuweilen vorkommt. Ein dritter bekäme vielleicht in der Stadt eine Drechselbank um einen billigen Preis zu kaufen, und ein Paar Dreh-Meissel dazu, und könnte es, bey einiger Geschicklichkeit in Kur-

zem dahin bringen, daß er allerhand artige Drechsler-Arbeit darauf zu verfertigen verstände. — Wieviel angenehme Stunden würden sich diese Bursche durch solche leichte Handarbeiten machen! ja wie manche Freude könnten sie dadurch überdieß noch ihren Eltern und Geschwistern bereiten!

Töffel. Ja, da hat Er ganz Recht. Das habe ich an meinem Vetter Michel in Großdorf gesehn, den ich vor dem Jahre mit meinem Vater besuchte. Der hatte auch eine Drechselbank, auf der er fast alle Sonntage des Nachmittags arbeitet. Kaum war ich ins Haus getreten, so führte er mich schon zu seiner Drechselbank, zeigte mir verschiedene von seinen Arbeiten, und beschenkte mich mit einem Pennal und meinen kleinen Bruder mit einem Kreisel, die er beyde selbst gedrechselt hatte. Ich habe das Pennal noch zu Hause.

B. Noch einen dritten Vorschlag wüßte ich zu thun, der aber freylich etwas mehr Schwierigkeit in der Ausführung haben möchte. Die jungen Bursche sollten den Sommer hindurch, so oft es die Witterung zuließe, des Sonntags auf einem Rasenplatze beym

beym Dorfe zusammen kommen, und sich da mit allerhand Leibesübungen auf eine gewiß recht nützliche Weise unterhalten.

W. Mit Leibesübungen, Herr Gevatter? — was versteht Er denn darunter?

B. Ich verstehe darunter solche Uebungen, bey denen es auf die Ausbildung der Kräfte unsers Leibes angesehn ist. Die Sache ist wirklich wichtig, und wohl werth daß wir ein wenig dabey verweilen.

Der menschliche Körper ist, wie Er weiß, in allen seinen Theilen so vortrefflich und bewundrungswürdig eingerichtet, daß wir, die wir das Glück haben ihn zu besitzen, tausenderley Bewegungen damit vornehmen, und uns seiner zur Ausführung der verschiedensten Zwecke bedienen können. Alle diese Dienste leistet er uns jedoch nur dann, wenn wir ihn vorher darauf geübt haben. Es ist noch kein Kind gebohren worden, daß sogleich hätte aufrecht stehn, gehn, springen können; auch würde zuverlässig kein Mensch diese Fertigkeit erlangen, wenn er immer liegend erhalten, wenn er verhindert würde, sich im Stehn, Gehn und Springen zu üben.

Unter den Menschen die sich diese drey sehr

gewöhn-

gewöhnlichen Fertigkeiten durch fortgesetzte Uebung erworben haben, findet aber in Ansehung derselben wieder ein sehr großer Unterschied statt. Einige halten ihren Körper beym Stehn und Gehn gerade, und beobachten überhaupt dabey einen gefälligen Anstand; Andere stehn und gehn gewöhnlich mit gekrümmten Körper, und geben auch wohl noch ihren Armen und Beinen eine mißfallende Lage. Einige gehn schnell, und sind im Stande eine Strecke von sechs bis acht Meilen in Einem Tage zu Fuß zurückzulegen; während Andere durch einen Spaziergang von wenigen Stunden aufs Aeuserste ermüdet werden. Einige springen mit Leichtigkeit über einen nicht allzubreiten Wassergraben; Andere beben vor einem solchen Wagstück ängstlich zurück.

Von dieser großen Verschiedenheit ist nun, wie Er mir zugeben wird, bey weitem nicht allemahl das verschiedene Maß der körperlichen Kräfte die Ursach: sondern der Grund davon liegt vielmehr gewöhnlich darin, daß Einige bey gleichen Kräften des Körpers, durch Uebung sich diejenigen Fertigkeiten erwarben die den Andern fehlen, die wenig oder keinen Fleiß auf die Ausbildung ihrer

kör-

körperlichen Kräfte verwandten, und sich nur die unentbehrlichsten Fertigkeiten, das Aufrecht stehn, Gehn und einige andre, nothdürftig zu erwerben suchten. Wie weit es der Mensch durch Uebung, in Ansehung seines Körpers bringen könne, das sehn wir unter andern an den Seiltänzern. Welche Gewandtheit haben diese Leute in ihren Gliedmaßen! wie staunen wir wenn wir sehn, was sie mit denselben zuleisten vermögen! — Und woher haben sie diese körperlichen Vorzüge? ist etwa ihr Körper anders gebauet, mit mehr Gelenken versehn, als der unsrige? — Nein: bloß der Uebung, dem Fleisse den sie auf die Ausbildung ihrer körperlichen Kräfte verwendeten, haben sie ihre bewundrungswürdige Geschicklichkeit zu verdanken.

Georg. Auf die Narrenspossen der Seiltänzer wird Er doch keinen Werth legen, Herr Bote? Unser Herr Schulmeister hat uns ja oft gesagt, daß das Gewerbe dieser Leute verächtlich sey, daß es keinen wahren Nutzen habe.

B. Mir ist es freylich auch noch nicht eingefallen, daß ich eines von meinen Kindern das Seiltänzer-Geschäft hätte wollen ergrei-

greifen lassen, aber zwischen der übertriebenen Geschicklichkeit, welche die Seiltänzer ihrem Körper geben, und der Unbehülflichkeit die so viele andre Menschen im Gebrauch ihrer Glieder beweisen, gibt es ja noch gar viele Mittelstufen der körperlichen Vervollkommnung. Und, so wie in allen Dingen die Mittelstraße die beste ist, so ist sie es wohl auch hier. Es würde thöricht seyn, wenn wir den größten Theil unserer Zeit auf die Ausbildung unserer Leibeskräfte, auf Erlangung mehrerer körperlichen Gewandtheit verwenden wollten; aber wohl eben so thöricht handeln wir, wenn wir blos immer auf der untersten Stufe der körperlichen Ausbildung stehn bleiben, und niemahls absichtlich auf die Vervollkommnung unserer Leibeskräfte hinarbeiten.

W. Das ist sicher, daß in so manchen Fällen die im menschlichen Leben vorkommen, die körperliche Gewandtheit äußerst wichtig für uns werden kann. — Nun, wenn Er wiederkömmt, Herr Gevatter, so wollen wir doch noch weiter über diese Angelegenheit sprechen.

Der Bote
aus
Thüringen.

Zwey und vierzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

W. Ich behauptete doch zuletzt noch, daß in so manchen Fällen, die im menschlichen Leben vorkämen, die körperliche Gewandtheit äuserst wichtig für uns werden könne. Wenn es zum Beyspiel darauf ankömmt, sich selbst, oder einen andern Menschen aus einer drohenden Lebensgefahr, aus einem brennenden Gebäude, aus dem Wasser zu retten: so wird dieß derjenige weit sicherer zu thun vermögen, der seinem Körper, durch Uebung, gewisse Geschicklichkeiten verschafft, der geschickt zu springen, zu klettern, zu schwimmen gelernt hat: als ein Anderer, dem diese Fertigkeiten mangeln.

B. Aber wie selten trift es sich denn auch, daß man in solche Gefahren geräth, oder Andere darin erblickt! — wird vielleicht Mancher hier einwenden; und wenn freylich jeder

Mensch so denken wollte, so würde keiner für die Ausbildung seiner körperlichen Kräfte sorgen. Träte dann aber der Fall ein, daß ein Unglücklicher aus einer Gefahr gerettet werden sollte: so wäre niemand da, der dieß wohlthätige Geschäft übernehmen könnte. — Indeß ist ja auch noch mancher andere Grund vorhanden, warum es gut ist, sich körperliche Geschicklichkeit zu erwerben.

W. Das meyne ich auch. Alles was wir hier auf Erden außer uns wirken, müssen wir ja durch unsern Körper bewerkstelligen. Er ist das unentbehrliche Werkzeug der Seele. Werden wir nun nicht weit mehr, und das was wir wirken, weit besser auszurichten im Stande seyn, wenn wir uns dabey eines geschickten, gehörig geübten Werkzeugs bedienen können?

B. Und dann steht die Ausbildung unsers Körpers auch in vieler Rücksicht mit der Ausbildung unseres Geistes, wirklich in naher Verbindung. Wenn Er auf die Personen Achtung gibt, die sich durch Unerschrokkenheit bey Gefahren, durch Unternehmungsgeist, durch Thätigkeit, Pünctlichkeit in ihren Geschäften auszeichnen: so wird Er gewöhnlich

finden daß ſie mit der Sorge für die Ausbildung ihres Geiſtes, auch die Sorge für gehörige Uebung ihrer körperlichen Kräfte verbunden haben.

W. Nun, was meynt Er denn da eigentlich für Uebungen, Herr Gevatter, zu welchen die Bauernburſche in ihren ſonntägigen Feyerſtunden ſich vereinigen ſollten?

B. Erſtlich könnten ſie ſich im ſchnellen, und im anhaltenden Laufen übey. Mehrere liefen, zum Beyſpiel, zugleich nach einem Ziele, und jeder beſtrebte ſich, es zuerſt zu erreichen; oder ſie ſteckten eine runde Laufbahn ab, und ſähen zu, wer dieſelbe in der kürzeſten Zeit recht vielmahl durchlaufen könnte.

Dann würden militäriſche Uebungen, mit oder ohne Gewehr, ebenfalls zur körperlichen Ausbildung recht dienlich ſeyn. Die jungen Burſche könnten ſich im Richten ihres Körpers, im Aufſtellen nach einer geraden Linie, im Marſchiren, Schwenken, und, wenn ſie Gewehre hätten, auch in den beym Exerciren der Soldaten gewöhnlichen Handgriffen üben. Wie vortheilhaft würden ſolche Vorübungen beſonders in ſolchen Staaten für die jungen

Burſche ſeyn, wo der größere Theil derſelben einſt Soldatendienſte zu thun verbunden iſt. Sie kämen dann ſchon als halbe Soldaten zum Regimente, und entgingen den Unannehmlichkeiten des Rekrutenſtandes faſt ganz.

Drittens würde ich den Burſchen rathen, ſich im Springen zu üben; z. B. im Herabſpringen von erhabenen Gegenſtänden; im Springen über Gräben, die man allenfalls abſichtlich zu dieſer Uebung anlegte und einrichtete; im Springen über mäßig hohe Gegenſtände, u. ſ. w.

Viertens wäre es eine nützliche Uebung für dieſelben, wenn ſie auf wagrecht liegenden, etwas über den Boden erhabenen Balken ſicher ſtehn, und über ſolche Balken weggehn lernten. Auch könnten fünftens Uebungen im geſchickten Gebrauch einer Leiter recht zweckmäßig ſeyn.

Sechstens ſollten die jungen Burſche ſich darauf üben, an einem frey herabhängenden Seile, oder an einer lothrecht aufgerichteten, hinlänglich ſtarken Stange hinauf und herab zu klettern.

Endlich würde ich außer dieſen und ähnlichen Leibesübungen, auch noch ganz vorzüglich

lich das Erlernen des Schwimmens für sehr wichtig halten. Dabey, und am besten auch bey allen den übrigen eben erwähnten Uebungen, würde aber die Gegenwart eines in der Sache erfahrnen, vorsichtigen und geschickten Mannes, wohl fast unentbehrlich seyn; der theils den jungen Leuten die nöthige Anleitung zu ihren Uebungen gäbe, theils auch verhinderte daß sie nichts Unzweckmäßiges und Gefährliches unternähmen.

W. Das ist bald gesagt; aber wo würde wohl ein solcher Mann immer herzubekommen seyn? Mir fällt unter allen meinen Bekannten keiner ein, der dazu tauglich wäre.

B. An diese Schwierigkeit habe ich freylich auch gedacht. Einige solche Männer würden indeß doch wohl in jeder Provinz zu finden seyn; und wenn nun diese erst wieder junge Leute eine Zeitlang geübt, und mit den nöthigen Vortheilen bekannt gemacht hätten, so würden sich bald so viele zu jenem Aufsehergeschäft passende Männer in der Provinz befinden, daß in jedem Orte einer dazu angestellt werden könnte.

W. Ja, mit dem Anstellen möchte es dann

dann wohl gehn; aber wer würde denn die Besoldung eines solchen Mannes übernehmen?

B. Dafür wollen wir unsere Vorgesetzten sorgen lassen, Herr Gevatter; genug, recht sehr wichtig scheint mir die Sorge für eine bessere körperliche Ausbildung der Menschen, neben der Sorge für die geistige Ausbildung derselben zu seyn; und, ich glaube, wichtig genug, um selbst die Aufmerksamkeit der Landesregierungen zu verdienen. Wieviel mehr läßt sich nicht im Frieden wie im Kriege von Menschen erwarten, die einen gesunden, kraftvollen, ausdauernden, und dabey gewandten, geschickten Körper haben: als von solchen, die von Jugend auf in Ansehung ihrer körperlichen Ausbildung vernachlässigt worden sind?

W. Ach, da fällt mir auch ein Gespräch wieder ein, das ich letzthin zwey reisende Herren über diesen Gegenstand führen hörte, die hier in meinem Hause zusammen speisten. Der eine kam aus Dänemark, und erzählte davon, daß dort in der Hauptstadt Kopenhagen ein solcher Lehrer der — ey, wie nannte ers doch nur —

B. Gymnastik vielleicht?

W.

W. Ja, ja, so klang es: daß also in Kopenhagen ein Lehrer der Gymnastik angestellt sey; der täglich einige Stunden hindurch den jungen Leuten, besonders vom Soldatenstande, Anleitung zu allerhand Leibesübungen geben müßte. Gymnastik muß also wohl soviel heissen sollen, als: körperliche Uebung?

B. Ganz richtig, das hat mir erst vorige Woche der Herr von Steinberg erklärt, dem ich ein Buch über die Gymnastik aus dem Buchladen hatte mitbringen müssen. Er sagte, daß dieses Wort aus der Griechischen Sprache herstamme; und daß die alten Griechen, ein zu seiner Zeit sehr mächtiges, und in vielen Künsten und Wissenschaften erfahrnes Volk gewesen wären, welches die jetzige europäische Türkey bewohnt, und viel auf solche Uebungen gehalten hätte: so daß besondere Unterrichtsanstalten in ihren Städten dafür angelegt worden wären, denen man den Nahmen Gymnasien gegeben habe.

Die dänische Regierung muß doch also von dem Nutzen der Leibesübungen für die erwachsene Jugend vollkommen überzeugt seyn; und ich bin versichert, daß sie durch den Erfolg ihrer dahin abzweckenden Anstalten noch

mehr davon überzeugt werden, und dann unter den andern Regierungen gewiß bald Nachfolger finden wird.

W. Nun, über die Beschäftigungen welche bey jungen Leuten in den Feyerstunden die Stelle des so gefährlichen Kartenspielens vertreten könnten, haben wir endlich wohl genug gesprochen, Herr Gevatter; aber was für Vorschläge hat er denn den ältern Personen zu thun, die doch wohl an den Leibesübungen keinen Antheil würden nehmen können?

B. Antheil daran nehmen, würden sie, dächte ich, allerdings können, wenn sie gleich nicht selbst mehr mit springen, liefen, kletterten und schwömmen. Durch ihre Gegenwart würde aber der Eifer der jungen Leute noch mehr verstärkt werden, und die Alten würden, wenn sie in ihrer Jugend selbst solche Uebungen getrieben hätten, den jungen manchen guten Rath dabey ertheilen können.

Das Lesen guter Bücher, und die Beschäftigung mit leichten Handarbeiten, möchte ferner für ältere Personen wohl eben so gut passen, als für die jungen Bursche.

Der Bote
aus
Thüringen.

Drey und vierzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Einige Vorschläge zu zweckmäßigen Beschäftigungen für erwachsene Personen, in ihren Erhohlungsstunden, habe ich neulich schon gethan, Herr Gevatter, als wir über diesen Gegenstand zusammen sprachen. Den wichtigsten habe ich noch hinzuzufügen.

Nach meiner Meinung kann es für Väter, die ihre Kinder lieb haben, keinen angenehmern Zeitvertreib in den Feyerstunden geben, als die Beschäftigung mit ihren Kindern.

Die ganze Woche hindurch hat der Landmann und der Handwerksmann gewöhnlich seine Hände voll zu thun, und kann sich wenig oder nicht um seine Kinder bekümmern. Wie nöthig wäre es da also, daß er wenigstens des Sonntags ihnen einige Stunden

Kreise seiner Kinder verlebte, die er ihrer leiblichen und geistigen Ausbildung widmete. —

W. Wie wäre es denn, Herr Gevatter, wenn Er mir jetzt einmahl zur Abwechselung wieder Etwas aus der Natur erzählte; wir haben ja lange nicht über einen solchen Gegenstand mit einander gesprochen.

B. Mit dem größten Vergnügen will ich Ihm seinen Wunsch erfüllen. Gestern hatte ich beym Herrn Pfarrer in Ruhdorf einen Brief abzugeben, und erlaubte mir, da gerade ein Regenschauer kam, als ich in sein Haus trat, diesen bey ihm abzuwarten. Der Herr Pfarrer ist, wie Er weiß, ein großer Freund der Naturkunde, und ich höhre, wie Er ja auch weiß, von nichts lieber erzählen, als von der Natur. Wir waren also kaum fünf Minuten im Gespräch miteinander, als schon Etwas aus der Natur der Gegenstand des Gesprächs geworden war; und der Regen mochte wohl bereits eine halbe Stunde wieder nachgelassen haben, als wir uns endlich dazu bequemten das Gespräch abzubrechen, und ich meinen Marsch wieder weiter fortsetzte.

W. Was für einen Gegenstand betraf denn eigentlich das Gespräch?

B. Wir sprachen über die Luft, Herr Gevatter; und der Herr Pfarrer suchte mich hauptsächlich darauf aufmerksam zu machen, wie viele wohlthätige Zwecke der liebe Gott durch dieselbe zu erreichen gewußt habe; und wie geschickt sie sey, alles das wirklich zu leisten, wozu er sie bestimmt hätte.

W. Nun da theile Er mir doch auch etwas von dem mit, was der Herr Pfarrer Ihm darüber gesagt hat. Ich besinne mich wohl noch, daß wir in diesem Jahre schon ein Mahl von der Luft gesprochen haben (siehe das 4te Stück dieses Jahrgangs.); aber wahrscheinlich hat Er doch dieß Mahl wieder mancherley Neues davon gehört.

B. Das konnte nicht fehlen. Zuerst stellte mir der Herr Pfarrer die Luft als die nothwendigste Bedingung zur Erhaltung unsers Lebens vor. Kein Mensch, sagte er, kann auch nur wenige Minuten der Luft entbehren. So wie er am Einathmen derselben durch irgend einen Umstand verhindert wird, tritt augenblicklich die peinlichste Beängstigung ein; gleich darauf verliert er sein Bewußtseyn; und dauert der Zustand länger fort, so erfolgt der Tod. Das sehn wir an

den Unglücklichen, die den Tod im Wasser finden; Mangel an Luft ist die Hauptursach die ihrem Leben ein Ende macht.

Er machte mich ferner darauf aufmerksam, daß nicht jede Luft zum Einathmen tauglich wäre; daß es Luft gebe, in welcher der Mensch eben so schnell umkommen müsse, als im Wasser. Solche Luft fände man in manchen unterirdischen Höhlen, die theils durch die Natur selbst im Innern der Berge gebildet, theils durch Menschenhände in der Absicht angelegt worden wären, um Metalle und andere nützliche Dinge aus dem Innern der Erde herauszuarbeiten: also in sogenannten Bergwerken.

W. Ey, wie könnten denn da Menschen in den Bergwerken leben und arbeiten?

B. Ja, erstlich findet man nicht in allen Bergwerken solche, zum Einathmen untaugliche Luft; und zweytens pflegt man beym Anlegen der Bergwerke darauf Bedacht zu nehmen, daß immer Zugluft in denselben Statt finde: damit die untaugliche Luft durch reine, zum Unterhalten des Lebens taugliche Luft verdrängt werde. Dem ungeachtet hat man Beyspiele genug, daß Bergleute unter

der

der Erde in solche schädliche Luft gerathen, und darin erstickt sind.

Was den armen Leuten, die das Unglück haben solche Luft in den Bergwerken anzutreffen, die Rettung noch mehr erschwert, ist der Umstand: daß in der Luft die nicht zum Einathmen tauglich ist, auch kein Licht fortbrennen kann. So wie sie also von solcher Luft umgeben werden, verlöschen ihre Lichter: sie können nun in der Finsterniß die sie umgibt, nicht wohl von der Stelle kommen, und müssen sich, ohne Rettung, in ihr trauriges Schicksal ergeben.

W. Ich besinne mich nun, schon einmahl von dieser Todesart der armen Bergleute gehöhrt zu haben. Abergläubische Leute, die Alles das, wovon sie den Grund nicht mit den Händen greifen können, für eine Wirkung unsichtbarer böser Geister zu halten pflegen, haben ja den sonderbaren Glauben: daß die auf solche Weise verunglückten Menschen in den Erz-Gruben durch böse Berggeister, wie sie dieselben nennen, überfallen worden wären, die ihnen den Hals umgedreht hätten.

B. Und nun, Herr Gevatter, erinnerte mich mein Herr Pfarrer daran, wie weislich

und

und gütig der liebe Gott dafür gesorgt habe, daß der Mensch dieses unentbehrliche Bedürfniß, die Luft, überall, oder doch fast überall wo er ihrer bedarf, finde, und ohne weitern Aufenthalt in seinen Geschäften beständig zu sich nehmen, oder, wie wir es nennen, einathmen könne. Er gab nähmlich der Luft zu dieser Absicht die Elasticität, die wir an ihr bemerken: das heißt die Eigenschaft, daß sie sich durch einen Druck, dem sie nicht ausweichen kann, in einen kleinen Raum zusammendrängen läßt; und daß sie alsdann ein Bestreben behält, sich wieder in einen größern Raum auszudehnen.

W. Ja, ja: das kann man recht gut an den Knallbüchsen bemerken, welche die Knaben sich aus Holunder-Röhren verfertigen. Wenn sie jede der beyden Mündungen der Röhre mit einem Pfropf von Werg fest verstopfen, und sie stoßen hernach den einen Pfropf mit Gewalt hinein: so wird durch diesen Druck die in der Röhre eingeschlossene Luft erst zusammengepreßt; dadurch erhält sie aber auch das Bestreben, sich wieder auszudehnen, und wirft nun den vordern Pfropf mit einem kleinen Knall heraus, um durch die wieder geöffnete Mündung entweichen zu können.

Der Bote
aus
Thüringen.

Vier und vierzigstes Stück.

1 8 0 6.

Bote. Wirth.

W. Wieder auf unser Gespräch, über die Wohlthätigkeit der Luft für uns Menschen, zurückzukommen: so sage Er mir doch, Herr Gevatter, in wie fern denn nun die Elasticität der Luft, von der wir zuletzt sprachen, zum Einathmen derselben behülflich ist?

B. Das hängt, wie der Herr Pfarrer mir es erklärte, so zusammen.

Nicht wahr? wenn Er sechs Backsteine übereinander legt, und er bringt seinen Finger unter den untersten Backstein, so empfindet er einen größern Druck, als wenn nur Ein Backstein auf dem Finger läge?

W. Nun freylich; der oberste drückt auf den zweyten, beyde vereinigt drücken auf den dritten, und so empfindet der Finger den Druck von allen sechs Backsteinen zugleich.

B. Besinnt Er sich denn auch noch, daß ich Ihm, als wir letzthin von den Luftbällen sprachen, bewiesen habe, daß die Luft schwer sey? (s. S. 132).

W. Recht gut; Er sagte mir ja noch: die Naturforscher hätten, durch mühsame Untersuchung des Gewichts derselben, gefunden, daß ein Cubikschuh Luft etwa 2 und ein halbes Loth wöge.

B. Nun gut; wenn Er also davon überzeugt ist, daß die Luft schwer sey: so wird Er mir auch zugeben müssen daß, wo so viele Luft übereinander steht, wie über der Oberfläche unserer Erde, die untere Luft von der über ihr stehenden so gut gedrückt werden müsse, als der unterste Backstein vorhin von den über ihm liegenden Backsteinen gedrückt wurde.

W. Das muß freylich wohl geschehn; ich dächte aber doch; man müßte dann auch Etwas von dem Druck der Luft fühlen, eben wie ein Finger, unter den untersten Backstein gelegt, den Druck der sämmtlichen übereinanderliegenden Backsteine empfindet.

B. Die Umstände sind doch hier wieder ganz anders, als bey den Backsteinen. Lege

Er

Er einmahl erst seinen Finger unmittelbar unter die Backsteine, und dann versuche Er es auch, vorher ein weiches Kißchen unter die Backsteine, und unter dieses den Finger zu legen. Gewiß wird Er im letztern Falle bey weitem nicht eine so schmerzhafte Empfindung von dem Druck haben, als im erstern Falle: und doch ist es noch ganz derselbe Druck, den der Finger vorhin litt.

W. Freylich wohl. Lege ich das Kissen nicht unter, so müssen einige wenige Puncte meines Fingers, die am weitesten hervorstehn, den ganzen Druck abhalten; das weiche Kissen aber bewirkt, daß sich der Druck der Steine besser über den ganzen Finger verbreitet, und daher keiner Stelle desselben zu lästig fällt.

B. Nun, sieht Er, mit dem Druck der Luft hat es eine ähnliche Bewandtniß. Die Luft ist ja noch viel weicher, als die Federn des Kissens sind; drückt sie also gegen unsern Körper: so ist der Druck gegen alle Stellen am ganzen Körper so völlig gleichförmig, daß wir ihn gar nicht bemerken.

Durch den Druck der über ihr stehenden Luft muß nun die Luft, die sich näher an

der Erde befindet, beträchtlich zusammengepreßt werden; und sie muß folglich auch ein Bestreben haben, sich wieder in einen größern Raum auszudehnen. Wo auch also ein hohler Raum entstehn möchte, der nicht mit Luft ausgefüllt und, versteht sich, mit einer Oeffnung versehn wäre: so wird die Luft sogleich ihrem Bestreben sich auszubreiten folgen, durch die Oeffnung in den hohlen Raum eindringen, und denselben ausfüllen.

W. Das sieht man recht deutlich an jedem Blasebalge. So wie man die beyden Breter an demselben von einander entfernt, und dadurch innerhalb des Blasebalgs einen hohlen Raum bildet, so dringt die äusere Luft durch das am untern Brete befindliche, mit einer Klappe versehene Loch in den hohlen Raum hinein.

B. Nun, da hat Er fast dasselbe, was beym Einathmen der Luft durch die Nase oder den Mund vorgeht. Wenn wir Luft schöpfen wollen; so erweitern wir unsre Brusthöhle; es entsteht dadurch in der Brust ein hohler Raum, und sogleich strömt die Luft durch den Mund oder die Nasenlöcher nach dem hohlen Raume zu, dringt in die Lunge ein, und dehnt

diese dadurch so aus, daß sie die Brusthöhle wieder ausfüllt.

W. Ey daran denken doch wohl die wenigsten Menschen, die täglich auf diese Weise so viele tausend Mahl Luft einathmen! Wie einfach ist doch das Mittel, das der weise Schöpfer wählte, um uns dieses unentbehrliche Mittel zur Erhaltung unsers Lebens, immer, und selbst im Schlafe ununterbrochen zuzuführen. Wir haben schlechterdings nichts dabey zu thun, als die Brusthöhle zu erweitern; die belebende Luft füllet dann augenblicklich unsere Lunge, so zu sagen, von selbst.

B. Nun frägte ich den Herrn Pfarrer, warum denn die Luft wohl eigentlich zum menschlichen Leben so unentbehrlich sey. Er meynte, daß er die Ursachen davon selbst nicht alle recht kenne, führte mir doch aber einige derselben an; zum Beyspiel: daß das Aufblasen der Lunge durch die eingeathmete Luft, zum Unterhalten des Blut-Umlaufs nothwendig sey: da einige der größesten Blutgefäße mit der Lunge in Verbindung ständen; daß ferner die Luft zur Bildung des Blutes selbst unentbehrlich wäre: indem die aus den genossenen Speisen im Unterleibe bereitete

Milch,

Kreise seiner Kinder verlebte, die er ihrer leiblichen und geistigen Ausbildung widmete. —

W. Wie wäre es denn, Herr Gevatter, wenn Er mir jetzt einmahl zur Abwechselung wieder Etwas aus der Natur erzählte; wir haben ja lange nicht über einen solchen Gegenstand mit einander gesprochen.

B. Mit dem größten Vergnügen will ich Ihm seinen Wunsch erfüllen. Gestern hatte ich beym Herrn Pfarrer in Ruhdorf einen Brief abzugeben, und erlaubte mir, da gerade ein Regenschauer kam, als ich in sein Haus trat, diesen bey ihm abzuwarten. Der Herr Pfarrer ist, wie Er weiß, ein großer Freund der Naturkunde, und ich höhre, wie Er ja auch weiß, von nichts lieber erzählen, als von der Natur. Wir waren also kaum fünf Minuten im Gespräch miteinander, als schon Etwas aus der Natur der Gegenstand des Gespräches geworden war; und der Regen mochte wohl bereits eine halbe Stunde wieder nachgelassen haben, als wir uns endlich dazu bequemten das Gespräch abzubrechen, und ich meinen Marsch wieder weiter fortsetzte.

W. Was für einen Gegenstand betraf denn eigentlich das Gespräch?

B. Wir sprachen über die Luft, Herr Gevatter; und der Herr Pfarrer suchte mich hauptsächlich darauf aufmerksam zu machen, wie viele wohlthätige Zwecke der liebe Gott durch dieselbe zu erreichen gewußt habe; und wie geschickt sie sey, alles das wirklich zu leisten, wozu er sie bestimmt hätte.

W. Nun da theile Er mir doch auch etwas von dem mit, was der Herr Pfarrer Ihm darüber gesagt hat. Ich besinne mich wohl noch, daß wir in diesem Jahre schon ein Mahl von der Luft gesprochen haben (siehe das 4te Stück dieses Jahrgangs); aber wahrscheinlich hat Er doch dieß Mahl wieder mancherley Neues davon gehört.

B. Das konnte nicht fehlen. Zuerst stellte mir der Herr Pfarrer die Luft als die nothwendigste Bedingung zur Erhaltung unsers Lebens vor. Kein Mensch, sagte er, kann auch nur wenige Minuten der Luft entbehren. So wie er am Einathmen derselben durch irgend einen Umstand verhindert wird, tritt augenblicklich die peinlichste Beängstigung ein; gleich darauf verliert er sein Bewußtseyn; und dauert der Zustand länger fort, so erfolgt der Tod. Das sehn wir an

den Unglücklichen, die den Tod im Wasser finden; Mangel an Luft ist die Hauptursach die ihrem Leben ein Ende macht.

Er machte mich ferner darauf aufmerksam, daß nicht jede Luft zum Einathmen tauglich wäre; daß es Luft gebe, in welcher der Mensch eben so schnell umkommen müsse, als im Wasser. Solche Luft fände man in manchen unterirdischen Höhlen, die theils durch die Natur selbst im Innern der Berge gebildet, theils durch Menschenhände in der Absicht angelegt worden wären, um Metalle und andere nützliche Dinge aus dem Innern der Erde herauszuarbeiten: also in sogenannten Bergwerken.

W. Ey, wie könnten denn da Menschen in den Bergwerken leben und arbeiten?

B. Ja, erstlich findet man nicht in allen Bergwerken solche, zum Einathmen untaugliche Luft; und zweytens pflegt man beym Anlegen der Bergwerke darauf Bedacht zu nehmen, daß immer Zugluft in denselben Statt finde: damit die untaugliche Luft durch reine, zum Unterhalten des Lebens taugliche Luft verdrängt werde. Dem ungeachtet hat man Beyspiele genug, daß Bergleute unter

der

der Erde in solche schädliche Luft gerathen, und darin erstickt sind.

Was den armen Leuten, die das Unglück haben solche Luft in den Bergwerken anzutreffen, die Rettung noch mehr erschwert, ist der Umstand: daß in der Luft die nicht zum Einathmen tauglich ist, auch kein Licht fortbrennen kann. So wie sie also von solcher Luft umgeben werden, verlöschen ihre Lichter: sie können nun in der Finsterniß die sie umgibt, nicht wohl von der Stelle kommen, und müssen sich, ohne Rettung, in ihr trauriges Schicksal ergeben.

W. Ich besinne mich nun, schon einmahl von dieser Todesart der armen Bergleute gehöhrt zu haben. Abergläubische Leute, die Alles das, wovon sie den Grund nicht mit den Händen greifen können, für eine Wirkung unsichtbarer böser Geister zu halten pflegen, haben ja den sonderbaren Glauben: daß die auf solche Weise verunglückten Menschen in den Erz-Gruben durch böse Berggeister, wie sie dieselben nennen, überfallen worden wären, die ihnen den Hals umgedreht hätten.

B. Und nun, Herr Gevatter, erinnerte mich mein Herr Pfarrer daran, wie weislich

und

und gütig der liebe Gott dafür gesorgt habe, daß der Mensch dieses unentbehrliche Bedürfniß, die Luft, überall, oder doch fast überall wo er ihrer bedarf, finde, und ohne weitern Aufenthalt in seinen Geschäften beständig zu sich nehmen, oder, wie wir es nennen, einathmen könne. Er gab nähmlich der Luft zu dieser Absicht die Elasticität, die wir an ihr bemerken: das heißt die Eigenschaft, daß sie sich durch einen Druck, dem sie nicht ausweichen kann, in einen kleinen Raum zusammendrängen läßt; und daß sie alsdann ein Bestreben behält, sich wieder in einen größern Raum auszudehnen.

W. Ja, ja: das kann man recht gut an den Knallbüchsen bemerken, welche die Knaben sich aus Holunder-Röhren verfertigen. Wenn sie jede der beyden Mündungen der Röhre mit einem Pfropf von Werg fest verstopfen, und sie stoßen hernach den einen Pfropf mit Gewalt hinein: so wird durch diesen Druck die in der Röhre eingeschlossene Luft erst zusammengepreßt; dadurch erhält sie aber auch das Bestreben, sich wieder auszudehnen, und wirft nun den vordern Pfropf mit einem kleinen Knall heraus, um durch die wieder geöffnete Mündung entweichen zu können.

Der Bote
aus
Thüringen.

Vier und vierzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

W. Wieder auf unser Gespräch, über die Wohlthätigkeit der Luft für uns Menschen, zurückzukommen: so sage Er mir doch, Herr Gevatter, in wie fern denn nun die Elasticität der Luft, von der wir zuletzt sprachen, zum Einathmen derselben behülflich ist?

B. Das hängt, wie der Herr Pfarrer mir es erklärte, so zusammen.

Nicht wahr? wenn Er sechs Backsteine übereinander legt, und er bringt seinen Finger unter den untersten Backstein, so empfindet er einen größern Druck, als wenn nur Ein Backstein auf dem Finger läge?

W. Nun freylich; der oberste drückt auf den zweyten, beyde vereinigt drücken auf den dritten, und so empfindet der Finger den Druck von allen sechs Backsteinen zugleich.

B. Besinnt Er sich denn auch noch, daß ich Ihm, als wir letzthin von den Luftbällen sprachen, bewiesen habe, daß die Luft schwer sey? (s. S. 132).

W. Recht gut; Er sagte mir ja noch: die Naturforscher hätten, durch mühsame Untersuchung des Gewichts derselben, gefunden, daß ein Cubikschuh Luft etwa 2 und ein halbes Loth wöge.

B. Nun gut; wenn Er also davon überzeugt ist, daß die Luft schwer sey: so wird Er mir auch zugeben müssen daß, wo so viele Luft übereinander steht, wie über der Oberfläche unserer Erde, die untere Luft von der über ihr stehenden so gut gedrückt werden müsse, als der unterste Backstein vorhin von den über ihm liegenden Backsteinen gedrückt wurde.

W. Das muß freylich wohl geschehn; ich dächte aber doch; man müßte dann auch Etwas von dem Druck der Luft fühlen, eben wie ein Finger, unter den untersten Backstein gelegt, den Druck der sämmtlichen übereinanderliegenden Backsteine empfindet.

B. Die Umstände sind doch hier wieder ganz anders, als bey den Backsteinen. Lege

Er

Er einmahl erst seinen Finger unmittelbar unter die Backsteine, und dann versuche Er es auch, vorher ein weiches Kißchen unter die Backsteine, und unter dieses den Finger zu legen. Gewiß wird Er im letztern Falle bey weitem nicht eine so schmerzhafte Empfindung von dem Druck haben, als im erstern Falle: und doch ist es noch ganz derselbe Druck, den der Finger vorhin litt.

W. Freylich wohl. Lege ich das Kissen nicht unter, so müssen einige wenige Puncte meines Fingers, die am weitesten hervorstehn, den ganzen Druck abhalten; das weiche Kissen aber bewirkt, daß sich der Druck der Steine besser über den ganzen Finger verbreitet, und daher keiner Stelle desselben zu lästig fällt.

B. Nun, sieht Er, mit dem Druck der Luft hat es eine ähnliche Bewandtniß. Die Luft ist ja noch viel weicher, als die Federn des Kissens sind; drückt sie also gegen unsern Körper: so ist der Druck gegen alle Stellen am ganzen Körper so völlig gleichförmig, daß wir ihn gar nicht bemerken.

Durch den Druck der über ihr stehenden Luft muß nun die Luft, die sich näher an

der Erde befindet, beträchtlich zusammengepreßt werden; und sie muß folglich auch ein Bestreben haben, sich wieder in einen größern Raum auszudehnen. Wo auch also ein hohler Raum entstehn möchte, der nicht mit Luft ausgefüllt und, versteht sich, mit einer Oeffnung versehn wäre: so wird die Luft sogleich ihrem Bestreben sich auszubreiten folgen, durch die Oeffnung in den hohlen Raum eindringen, und denselben ausfüllen.

W. Das sieht man recht deutlich an jedem Blasebalge. So wie man die beyden Breter an demselben von einander entfernt, und dadurch innerhalb des Blasebalgs einen hohlen Raum bildet, so dringt die äusere Luft durch das am untern Brete befindliche, mit einer Klappe versehene Loch in den hohlen Raum hinein.

B. Nun, da hat Er fast dasselbe, was beym Einathmen der Luft durch die Nase oder den Mund vorgeht. Wenn wir Luft schöpfen wollen; so erweitern wir unsre Brusthöhle; es entsteht dadurch in der Brust ein hohler Raum, und sogleich strömt die Luft durch den Mund oder die Nasenlöcher nach dem hohlen Raume zu, dringt in die Lunge ein, und dehnt

dieſe dadurch ſo aus, daß ſie die Bruſthöhle wieder ausfüllt.

W. Ey daran denken doch wohl die wenigſten Menſchen, die täglich auf dieſe Weiſe ſo viele tauſend Mahl Luft einathmen! Wie einfach iſt doch das Mittel, das der weiſe Schöpfer wählte, um uns dieſes unentbehrliche Mittel zur Erhaltung unſers Lebens, immer, und ſelbſt im Schlafe ununterbrochen zuzuführen. Wir haben ſchlechterdings nichts dabey zu thun, als die Bruſthöhle zu erweitern; die belebende Luft füllet dann augenblicklich unſere Lunge, ſo zu ſagen, von ſelbſt.

B. Nun fragte ich den Herrn Pfarrer, warum denn die Luft wohl eigentlich zum menſchlichen Leben ſo unentbehrlich ſey. Er meynte, daß er die Urſachen davon ſelbſt nicht alle recht kenne, führte mir doch aber einige derſelben an; zum Beyſpiel: daß das Aufblaſen der Lunge durch die eingeathmete Luft, zum Unterhalten des Blut-Umlaufs nothwendig ſey: da einige der größeſten Blutgefäße mit der Lunge in Verbindung ſtänden; daß ferner die Luft zur Bildung des Blutes ſelbſt unentbehrlich wäre: indem die aus den genoſſenen Speiſen im Unterleibe bereitete

Milch,

Milch, durch einen eigenen Canal, der grossen Blutader zugeführt werde, die in die Lunge träte; wo, durch den Zutritt der eingeathmeten Luft, die Milch erst in Blut verwandelt würde; und daß drittens ein beträchtlicher Theil der innern körperlichen Wärme, die zum Leben nothwendig erforderlich sey, mit der eingeathmeten Luft in den Körper komme, und in der Lunge von der Luft abgesondert würde.

Dabey bemerkte der Herr Pfarrer noch, wie wichtig es für die Erhaltung der Gesundheit sey, daß man immer möglichst reine, unverdorbene Luft einathme. Die Leute, die den größten Theil des Tages in der freyen Luft zubrächten, wären daher auch, wenn sie dabey übrigens der Gesundheit gemäß lebten, gewöhnlich die kraftvollesten, gesundesten Menschen.

W. Ja, auf reine Luft hält unser Herr Doctor auch gar viel. Wie oft habe ich es mit angehört, daß er es den Leuten so recht ans Herz legte, wie wohlthätig es für ihren Körper sey, wenn sie in ihren Wohn- und Schlafzimmern die Luft immer so rein als möglich zu erhalten suchten. Er empfahl ihnen zu dieser Absicht das öftere Lüften dieser Zimmer; und

warnte

warnte sie, ja alles daraus zu entfernen, was durch seine Ausdünstung die Luft in denselben verunreinigen könnte.

Vorzüglich schädlich, sagte er, sey der Kohlendampf; und man habe Beyspiele genug, daß Menschen die in Zimmern geschlafen hätten, worin glühende Kohlen sich befanden, ohne Rettung erstickt, und todt gefunden worden wären.

Nun der Herr Pfarrer hatte also mit Ihm zuerst über die Unentbehrlichkeit der Luft zur Erhaltung unsers Lebens gesprochen, und was war denn das zweyte?

B. Eine zweyte wohlthätige Absicht, sagte er, die Gott durch die Luft erreicht habe, wäre die Fortpflanzung des Schalles.

W. Die Fortpflanzung des Schalles? ey wie hängt denn das zusammen?

B. Das will ich Ihm sagen. So oft wir mit unsern Ohren einen Schall vernehmen sollen, muß vorher irgend ein Körper stark erschüttert, in eine zitternde Bewegung gebracht worden seyn. Bey den laut schallenden Körpern ist diese Erschütterung so beträchtlich, daß sie auch durch den Sinn des Gefühls, und des Gesichts wahrgenommen

werden

werden kann. So fühlt man, zum Beyspiel, die Erschütterung sehr deutlich, welche mit dem Tönen einer Orgel verbunden ist; und bringt man ein kleines Kügelchen, etwa ein Schrotkorn, das man an einem Zwirnsfaden herabhängen läßt, mit einer Glocke in Berührung, die eben angeschlagen worden ist: so wird das Kügelchen von der zitternden Glocke schnell zurückgestoßen.

Wenn aber vermittelst unserer Ohren, der Schall uns hörbar gemacht werden soll: so muß jene Erschütterung von dem schallenden Körper bis zu unsern, im Innern des Ohrs liegenden Gehörwerkzeugen fortgepflanzt werden; das heißt: es muß zwischen dem erschütterten Körper und unsern Ohren ein anderer Körper sich befinden, der ebenfalls einer Erschütterung fähig ist: dieser muß von dem schallenden Körper, den er auf der einen Seite berührt, mit erschüttert werden, und muß dann die empfangene Erschütterung wieder unsern Gehörwerkzeugen, die er auf der andern Seite berührt, mittheilen.

Daß dieß wirklich nöthig sey, will ich Ihm das nähste Mahl zeigen.

Der Bote
aus
Thüringen.

fünf und vierzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Heute muß ich Ihm also vor allen Dingen beweisen, daß der Schall, von dem schallenden Körper bis zu unsern Gehörwerkzeugen durch einen Körper fortgeleitet werden müsse, der wie der schallende Körper selbst, der Erschütterung fähig ist. Wir wollen das so anfangen: — Er soll sich die Ohren fest mit den Fingern verstopfen, und ich will leise an dem Tische mit dem Nagel kratzen: so wird Er das Kratzen nicht eher höhren können, als bis ich dieses hölzerne Stäbchen mit dem einen Ende an den Tisch, und mit dem andern an Sein Ohr, oder auch nur an eine harte Stelle seines Kopfes halte.

W. — Ja wirklich! — das hölzerne Stäbchen muß doch also in diesem Falle die durch das Kratzen verursachte schwache Erschütte-

rung des Tisches bis zu meinem Ohre fortgeleitet oder fortgepflanzt haben?

B. Ganz gewiß. Statt des hölzernen Stäbchens hätte ich auch ein hinlänglich langes Stück Metall, Horn, Glas, kurz ein Stäbchen von jeder Materie nehmen können, die der Erschütterung fähig, also nur nicht zu weich ist. — Aber wie unbequem würde es seyn, wenn wir, um einen Schall zu vernehmen, jedesmahl nöthig hätten, ein solches Stäbchen zwischen den schallenden Körper und unser Ohr zu halten!

W. Ey da hätte ja mancher Mensch fast den ganzen Tag hindurch weiter nichts zu thun, als daß er immer das Stäbchen in der Hand führte, um hören zu können, was um ihn her vorginge.

B. Ist es also nicht eine große Wohlthat für uns, daß wir überall wo wir gehn und stehn, beständig mit einem Körper nach allen Seiten umgeben sind, der uns jeden in unserer Nähe entstandenen Schall, ohne unsere weitere Bemühung, sicher bis zu den Gehörwerkzeugen leitet? — Und dieser Körper ist denn: die Luft; eben die Luft die uns zum Einathmen so unentbehrlich ist.

Ich sagte Ihm schon vor acht Tagen, als wir davon sprachen, wie bequem dem Menschen das Einathmen der Luft gemacht sey, daß die Luft sich leicht zusammenpressen lasse, sich dann aber auch sogleich wieder ausdehne. Durch diese Eigenschaft wird sie denn auch fähig den Schall fortzuleiten; wobey es so zugeht. Die Luft, welche den schallenden Körper, zum Beyspiel die durch das Anschlagen des Klöpfels erschütterte Glocke zunächst umgibt, erhält beym Zittern der Oberfläche der Glocke beständig kleine Stöße, die schnell hinter einander folgen. Jeder solche Stoß drückt die Lufttheilchen, welche die Glocke berühren etwas zusammen; und indem die zusammengepreßten Lufttheilchen sich gleich darauf wieder ausdehnen, stoßen sie an die folgenden Lufttheilchen. Auch diese werden nun durch den Stoß etwas zusammengedrückt, und wirken, indem sie sich wieder ausdehnen, auf die nächsten Lufttheile. Und so geht die Erschütterung des schallenden Körpers schnell von einem Lufttheilchen zum andern über, bis sie in unser Ohr gelangt.

W. O wie bewundrungswürdig ist doch diese Einrichtung des Weltschöpfers! Alles ist

so ganz einfach, und doch die Wirkung so vollkommen, so vortrefflich, und zugleich für uns Menschen so wohlthätig! — Wenn ich bedenke, wie viel wir dem Sinne des Gehörs zu verdanken haben, so muß ich über die Größe der vom Schöpfer durch dasselbe verliehenen Wohlthat erstaunen. Empfingen wir nicht durch das Gehör den größten Theil des Unterrichts, den Eltern, Lehrer und andere Personen uns ertheilten, in deren Mitte wir aufwuchsen? Floß uns nicht durch diesen schätzbaren Sinn der Trost des Freundes zu, wenn wir traurig waren; seine Warnung, wenn wir uns in Gefahr befanden; seine Aufmunterung zur Ausdauer, wenn wir durch unvorhergesehene Hindernisse uns von dem angefangenen Unternehmen wollten zurückschrecken lassen? War uns nicht das Gehör zum Genuß so vieler reinen Freuden behülflich, welche die Unterhaltung mit unsern Freunden uns in den Stunden der Erhohlung gewährte? Und wie könnte ich alle andern Fälle anführen, in denen unser Gehör uns die größten Vortheile gewährte!

B. Er sieht also wohl ein, daß auch dieser zweyte Zweck, den der Schöpfer durch

die

die Luft, mit der er unsere Erdkugel umgab, erreichen wollte, für uns Menschen sehr wohlthätig ist. Nicht minder wohlthätig ist denn wieder der dritte Zweck, den der Herr Pfarrer mir anführte. Es ist der, daß die Luft ein großes Magazin für die uns so unentbehrliche Wärme abgeben solle, wie er es ausdrückte.

W. Nun, da bin ich doch begierig, wie er Ihm das erklärt haben mag; ich hätte die Luft ehr für ein Kälte Magazin als für ein Wärme-Magazin gehalten: denn wer nicht frieren will, der vermeidet doch gewöhnlich die freye Luft.

B. Da hat Er wohl recht; aber kann man nicht eben so wohl sich in einem großen Kornmagazin befinden, und doch Hunger leiden?

W. Ja, wenn man freylich das Korn nicht zu einem tauglichen Nahrungsmittel, zu Brot umwandelt, und es dann genießt: so könnte man mitten im Kornmagazin Hungers sterben.

B. Dieselbe Bewandtniß hat es mit dem ungeheuern Wärme-Magazine, mit der Luft; man muß sich darauf verstehn ihr Wärme zu

ent-

entlocken, wenn der darin niedergelegte grosse Vorrath von Wärme uns nützlich werden soll. Dieß geschieht aber dadurch, daß wir Feuer anzünden.

W. Das Feuer zöge also die Wärme, die es uns zuführt, aus der Luft?

B. Nicht anders. Entziehe Er nur einmahl einem Feuer den freyen Zutritt der Luft, so wird es gewiß sogleich verlöschen. Bläst Er hingegen recht viel Luft hinein, so brennt es lebhafter als zuvor, und liefert Ihm nun auch mehr Wärme.

W. Das ist ja freylich wohl wahr; was thut denn da aber das Holz, das doch auch zum Unterhalten eines Feuers unentbehrlich ist, oder wenigstens durch einen andern brennbaren Körper, wie der Torf und die Steinkohlen sind, ersetzt werden muß?

B. Diese brennbaren Körper haben nur die Eigenschaft, daß sie, nachdem sie vorher selbst hinlänglich erhitzt worden sind, der Luft die in ihr verborgen liegende Wärme entlocken; durch welche dann die Hitze verursacht wird, die wir jedesmahl beym Verbrennen der Körper wahrnehmen.

W.

W. Ey, dächte man doch nicht, daß es möglich wäre!

B. Der Herr Pfarrer versicherte mich, daß die sorgfältigsten Untersuchungen, welche viele berühmte Naturforscher über das Feuer angestellt hätten, wirklich bewiesen, daß die Luft es sey, die demselben seine Hitze gebe. Er machte mich auch noch auf eine Erscheinung aufmerksam, welche es höchst wahrscheinlich macht, daß in der Luft eine große Menge Wärme verborgen liegen müsse.

W. Nun welche Erscheinung wäre denn das?

B. Hat Er nicht schon oft die Bemerkung gemacht, Herr Gevatter, das bisweilen die Luft, die vorher rauh und kalt war, mit einemmahl anfängt wärmer zu werden, und zwar so auffallend wärmer, daß man es deutlich fühlt?

W. Ach ja; im Winter tritt ja oft nach einer strengen Kälte plötzlich Thauwetter ein, von dem man nicht weiß, wo es herkömmt: denn es entsteht bisweilen mitten in der Nacht, wo die Sonne den Theil der Erde, den wir bewohnen, gar nicht erwärmen kann.

B. Ist es da nun nicht höchst wahrscheins

scheinlich, daß in einem solchen Zeitpuncte eine Veränderung in der Luft vorgeht, durch welche ein ansehnlicher Theil der Wärme, die vorher in ihr verborgen lag, wirksam gemacht wird? — Der Herr Pfarrer meynte, man könne sich diese mit der Luft vorgehende Veränderung ungefähr so vorstellen, wie die Veränderung die mit dem Biere, der Milch und mehreren andern Flüssigkeiten vorgeht, wenn man sie eine Zeit lang an der freyen Luft stehn läßt. So wie diese Flüssigkeiten dann sauer würden, ohne daß eine sichtbare Ursach davon wahrzunehmen wäre, so würde die Luft in jenem Falle auch warm, ohne daß wir bemerken könnten, wo die Wärme herkäme.

W. Drey wohlthätige Zwecke hätte Er mir nun also angeführt, Herr Gevatter, die der liebe Gott durch die Luft erreicht hat: die Erhaltung des Lebens, die Fortpflanzung des Schalles, und die Aufhäufung eines grossen Vorraths von Wärme, zum beliebigen Gebrauch für uns Menschen. Ueber acht Tage theile Er mir doch weiter mit, was Er aus Seiner Unterhaltung mit dem Herrn Pfarrer behalten hat.

Der Bote aus Thüringen.

Sechs und vierzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

W. Er erzählt mir also heute, was der Herr Pfarrer Ihm sonst noch für Wohlthaten angeführt hat, die uns Gott durch die Luft zufließen läßt.

B. Recht gern. Er machte mich erstlich auch noch darauf aufmerksam, daß die Luft das Mittel sey, wodurch allen Theilen der Erdoberfläche die nöthige Feuchtigkeit, das nöthige Wasser zugeführt werde.

Wäre die Luft nicht: so würde bald alles Wasser das sich auf der Oberfläche der Erde befindet, von den höher liegenden Gegenden nach den niedriger liegenden hinströmen; es würde sich in diesen zum Ueberfluß anhäufen, und jene würden dagegen den peinlichsten Mangel daran leiden: ihre Aecker, Gärten und Wiesen würden dürr und unfruchtbar

fruchtbar daſtehn, Menſchen und Vieh würden vor Durſt umkommen müſſen. Die Luft aber iſt der Körper, durch welchen der wohlthätige Schöpfer und Erhalter der Welt dieſem Unglück vorgebeugt hat.

Sie nimmt täglich und ſtündlich eine groſſe Menge Waſſer in ſich auf, das durch die Wirkung der Wärme in Waſſerdünſte, oder, wie ich Ihm (S. 22) ſchon einmahl geſagt habe, nach der Meynung mehrerer Naturforſcher, gar in Luft ſelbſt verwandelt worden iſt. Mit der Luft verbreitet ſich nun alſo das darin enthaltene Waſſer über die ganze Erdoberfläche; fällt bald hier, bald dort, als Regen aus der Luft wieder nieder, und tränkt ſelbſt die höchſten Gipfel der Berge, die ſonſt dürr und öde ſtehn würden.

W. Gewiß wieder eine groſſe Wohlthat für das Menſchengeſchlecht! Ohne dieſe weiſe Einrichtung Gottes müßte ja der gröſte Theil des Erdbodens unbewohnt und unbewachſen bleiben; nur an den Küſten des Meeres herum würden Menſchen und Thiere leben können: denn nur da fänden ſie das ihnen unentbehrliche Waſſer angehäuft.

Und ſelbſt dieſes Waſſer würde wahrſchein-

scheinlich nicht lange genießbar bleiben; bald würde es in Fäulniß übergehn, und dann Krankheit und Tod um sich verbreiten, statt das Leben zu fristen und die Gesundheit zu stärken. So aber wird selbst das Wasser des Meeres, das keinen sichtbaren Abfluß hat, doch beständig erneuert. In jeder Stunde erhebt sich ein nicht unbeträchtlicher Theil desselben, als Dunst, in die Luft; und die sich ins Meer ergießenden Flüsse ersetzen, nebst dem hineinfallenden Regen, das aufgestiegene Wasser durch frisches.

B. Noch etwas muß ich Ihm doch von meinem Gespräche mit dem Herrn Pfarrer mittheilen, daß mir besonders merkwürdig war. Er erklärte nähmlich auch die Morgendämmerung und die Abenddämmerung für eine wohlthätige Wirkung der Luft.

W. So? Wenn also keine Luft um unsere Erde herum wäre, so würde es, wenn der letzte Sonnenstrahl, beym Untergang der Sonne verschwunden wäre, augenblicklich stockfinster seyn; und würde wieder erst dann plötzlich hell werden, wenn die Sonne am Morgen wirklich aufginge?

B. Nicht anders, Herr Gevatter; denn

der Herr Pfarrer sagte: die Morgen und Abenddämmerung entständen dadurch, daß schon vor Sonnenaufgang, und noch eine gute Weile nach Sonnenuntergang, die hoch über unserer Erde stehende Luft von den Sonnenstrahlen getroffen und erleuchtet werde. Diese erleuchtete Luft bewirke dann wieder auf der noch dunkeln Oberfläche unserer Erde eine schwache Erleuchtung, und davon käme es her, daß die Finsterniß der Nacht nur ganz allmählich in die Helligkeit des Tages, und daß diese wieder am Abend nur allmählich in jene übergehe.

W. Auf jeden Fall ist ja diese Einrichtung des lieben Gottes eine große Wohlthat für uns; denn ich habe oft von verständigen Menschen die Behauptung gehört, daß nichts für die Augen gefährlicher wäre, als der plötzliche Uebergang vom Dunkeln zum Hellen. Man soll Beyspiele haben, daß Personen durch eine solche schnelle Abwechselung auf der Stelle blind geworden sind. Dieser plötzliche Uebergang von der nächtlichen Finsterniß zur Tageshelle wird nun aber durch die Morgendämmerung eben vermieden.

B. Und dann ist es doch auch gewiß etwas

was werth, daß unser Tag dadurch wenigstens um eine ganze Stunde verlängert wird. Gar Manches läßt sich noch in der Abenddämmerung oder in der Morgendämmerung wegarbeiten, was beym Schein eines künstlichen Lichts sich entweder gar nicht, oder doch lange nicht so bequem verrichten lassen würde.

Was führte doch der Pfarrer noch für eine wohlthätige Wirkung der uns umgebenden Luft an? ja, nun fällt mirs ein: auch zum Gedeihen der Pflanzen, meinte er, wäre sie unentbehrlich; diese zögen augenscheinlich einen großen Theil ihrer Nahrung aus der Luft. Das könnte man recht an den Bäumen und andern Pflanzen wahrnehmen, die man bisweilen aus den Ritzen nackter Felsen hervorgewachsen erblikke. Die Wurzeln dieser Bäume fänden in diesen Ritzen fast gar keine Erde, aus der sie Nahrung für dieselben ziehn könnten; und wir könnten also unmöglich glauben, daß solche Bäume einzig und allein vermittelst ihrer Wurzeln aus der Erde ernährt würden. So gut als gewiß sey es vielmehr, daß auch die Blätter und Zweige der Bäume und anderer Gewächse

wächse das Vermögen besäßen, Nahrung aus der sie umgebenden Luft einzusaugen.

W. Nun, das lasse ich mir gefallen. Ich habe immer nicht begreifen können, wie es nur möglich sey, daß bisweilen ein ziemlich großer Baum so an der Seite eines ganz von Erde entblößten Felsens emporwachsen, und in der Felsenritze, die seine Wurzeln in sich faßt, genug Nahrung finden könne.

B. Bald hätte ich ja noch einen wichtigen Nutzen vergessen anzuführen, den die Luft, indem sie sich schnell fortbewegt, den Menschen leistet.

W. Ja freylich: daß dann die Windmühlen durch dieselbe in Bewegung gesetzt werden. Wie wollten denn die Bewohner hochliegender Gegenden, durch welche weder ein Fluß noch ein Bach strömt, der zum Treiben eines Mühlwerks tauglich wäre: wie wollten die zurecht kommen, wenn sie keine Windmühlen hätten!

B. Und dann die Schiffe, die sich auf dem Meere oft mit so großer Schnelligkeit fortbewegen, daß das schnellste Land-Fuhrwerk nicht im Stande seyn würde, gleichen Schritt mit ihnen zu halten: werden sie

nicht

nicht größtentheils durch den Wind so schnell vorwärtsgetrieben, der in ihre Segel stößt?

W. Ach, es ist ja wahr; wir sprachen noch erst neulich davon, daß es äußerst mühsam seyn würde, wenn ein großes, schwer beladenes Schiff durch Ruder auf dem Meere fortbewegt werden sollte; und daß man auf keinen Fall im Stande seyn würde, ihm mit Rudern dieselbe Geschwindigkeit zu geben, die es bey günstigem Winde erhält.

B. Nun bedenke er nur, wie wichtig die Schiffahrt für uns Menschen ist; wie sehr unsere Kenntniß von der Beschaffenheit unserer Erdkugel dadurch berichtigt und erweitert wurde, ja noch immer, von Jahr zu Jahr mehr berichtigt und erweitert wird; wie durch dieselbe der Handel befördert, und so vielen tausend Menschen Gelegenheit verschafft wird, ihr Stückchen Brot auf eine nützliche Weise zu verdienen; wie manches nützliche Erzeugniß entfernter Länder wir würden entbehren müssen, wenn wir es nicht zu Schiffe erhalten könnten!

W. O gewiß ist der Nutzen, den die Schiffahrt der menschlichen Gesellschaft leistet, von sehr großem Umfang; und wir können

die

die Schiffahrt mit allem Recht unter die wohlthätigen Zwecke zählen, die der Allgütige durch die Luft zu erreichen wußte.

B. Jetzt fasse Er alle diese wohlthätigen Zwecke noch ein Mahl in seinem Gedächtniß zusammen: so wird Er über die Mannichfaltigkeit derselben, und zugleich über ihre außerordentliche Wichtigkeit für das Menschengeschlecht, erstaunen müssen. Ein und derselbe Körper — die Luft, die unsere Erde überall umgibt — muß dem Menschen als unentbehrliches Erhaltungsmittel seines Lebens dienen; muß jeden Schall der in seiner Nähe irgendwo erregt wird, bis zu seinen Gehörwerkzeugen fortpflanzen; muß ihm einen beständigen, großen Vorrath von der für ihn so unentbehrlichen Wärme darbieten; muß seine Quellen, Bäche und Flüsse mit frischem Wasser versorgen, und seinen Aeckern, Gärten und Wiesen die nöthige Feuchtigkeit zuführen; muß auch außerdem noch zum Gedeihen seiner nutzbaren Gewächse vieles beytragen; muß Maschinen in Bewegung setzen, die ihm viele körperliche Anstrengung ersparen, ihm große Vortheile gewähren; und muß ihm behülflich seyn, sich selbst nicht allein, sondern zugleich noch die größten Lasten über die Meere hinweg zu bewegen, und auf diese Weise mit Leichtigkeit aus den entferntesten Theilen des Erdbodens nutzbare Naturproducte herbeyzuführen.

Welche Weisheit: die so viele wohlthätige Zwecke durch ein einziges, und dabey so einfaches Mittel zu erreichen wußte!

Der Bote
aus
Thüringen.

Sieben und vierzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

W. Heute muß ich Ihm doch einen Brief vorlesen, den mir unser Schulze vor ein Paar Tagen mitgetheilt hat. Er ist von seinem Pflegesohn, der, wie ich Ihm im vorigen Frühjahr umständlich erzählt habe, jetzt die Hofgärtnerstelle bey unserm Fürsten bekleidet.

B. Ey, wohin ist denn der schon wieder verreist?

W. Sein Fürst schickte ihn nach Berlin, wo er einige ökonomische Aufträge besorgen soll, und von daher ist auch der Brief.

B. Nun, so lese Er doch; ich werde aufmerksam zuhören.

W. Der Brief lautet also so.

„Da die Aufträge meines guten Fürsten mich noch einige Wochen hier in Berlin zurückhalten werden: so kann ich Dich, lieber

Vater, und meine übrigen Lieben unmöglich so lange ohne alle Nachricht von mir lassen. Heute ist es Sonntag; ich habe eine Predigt von einem der beliebtesten hiesigen Prediger mit angehört, die mich recht sehr erbauete; und nun soll der Nachmittag zu diesem Briefe an dich verwendet werden.

Meine Reise ging glücklich von Statten. Ich kam am Dienstage hier an, und schon habe ich Gelegenheit gehabt, neben der Besorgung meiner Geschäfte, manches Merkwürdige in dieser großen Stadt zu sehn und zu hören. Nur von dem, was mir unter allem was ich bis jetzt sah das merkwürdigste war, will ich Dir doch gleich in diesem Briefe eine kurze Beschreibung liefern; von dem übrigen erzähle ich Dir mündlich.

Diese Merkwürdigkeit von Berlin, die meine Aufmerksamkeit auf eine so vorzügliche Weise beschäftigt hat, war eine Lehranstalt für Taubstumme. Ein Bekannter des Herrn Professors Eschke, welcher der Director dieser wohlthätigen Anstalt ist, führte mich dahin; und die freundliche Aufnahme die ich fand, und das viele Neue was ich sah, machten mir die Stunde, die ich dort zubrachte, zu

einer

einer der angenehmsten unter denen die ich bis jetzt in Berlin verlebt habe.

Diese Anstalt ist also ganz dem Unterrichte solcher Kinder gewidmet, denen die Natur entweder schon bey der Geburt das Gehör versagt, oder die es in ihrer ersten Kindheit durch irgend einen unglücklichen Zufall, eine Krankheit, einen Fall oder Schlag gegen den Kopf, und dergleichen, verloren haben. Du kannst leicht denken, daß der Unterricht solcher Kinder mit gar vielen Schwierigkeiten verbunden seyn muß, die bey der Unterweisung anderer Kinder, denen der wichtige Sinn des Gehörs zu Gebote steht, nicht vorkommen. Denn bey weitem der größte Theil aller unserer Kenntnisse wird uns ja, besonders in den Jahren der Kindheit durch diesen Sinn mitgetheilt; und diese Art der Mittheilung läßt sich nun bey den Taubstummen gar nicht anwenden. Es muß also der Unterricht dieser Unglücklichen durch ganz besondre Kunstgriffe bewerkstelligt werden; auf welche die guten Menschen, die sich ihrer angenommen haben, durch ihr Nachdenken über die Sache, allmählich geleitet worden sind.

Was ich davon in der Berliner Lehran-

stalt für Taubstumme gesehn habe, will ich dir also jetzt mittheilen

Man führte uns, als wir in das vom Könige dazu eingeräumte, ansehnliche Haus getreten waren, in das Lehrzimmer der Taubstummen. Zwischen zwanzig und dreissig Knaben und Mädchen, von sieben bis achtzehn Jahren, saßen hier an einer langen Tafel. Sie waren, wie Herr Professor Eschke uns versicherte, sämmtlich ganz taub. Zuerst besahen wir ihre Schreibbücher, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß mehrere von den jungen Leuten eine sehr schöne Hand schrieben. Herr Eschke bemerkte dabey, daß schon einige von seinen Schülern vortheilhafte Anstellungen als Schreiber in Berlin erhalten hätten.

Dann wurden uns Proben von dem vorgelegt, was die Lehrlinge dieser Anstalt in der Zeichenkunst zu leisten vermögen; und auch dabey bemerkte ich mit Vergnügen, daß sich Mehrere derselben eine nicht gemeine Fertigkeit im Zeichnen erworben hatten; die nun vielleicht künftig einmahl als Mahler oder Kupferstecher ihr Brot finden werden.

Während wir die Schreibereyen und Zeichnungen der jungen Leute betrachteten, bemerkte

te ich, daß Einige mit Emsigkeit etwas niederschrieben; und ich erfuhr bald, was das gewesen sey. Herr Professor Eschke hatte ihnen, gleich nachdem wir hereingetreten waren, unsere Nahmen aufgeschrieben. Als nun die Zeichnungen besehn waren, wurden mir einige an mich gerichtete Briefe vorgelegt, welche jene emsig beschäftigt gewesenen Taubstummen sogleich aufgesetzt hatten. Ich ersah aus denselben mit Vergnügen, daß die Verfasser der Briefe sich recht gut darauf verstanden, andern Personen ihre Gedanken schriftlich mitzutheilen. Sie gaben in dem Briefe ihre Freude über meinen Besuch zu erkennen, erkundigten sich, wie meine Reise hieher abgelaufen wäre; fragten nach der Beschaffenheit der Obsterndte, die ich in meinen Gärten diesen Herbst gehalten hätte; und was dergleichen mehr war.

Nun zeigte mir der gefällige Director der Anstalt die verschiedenen Arten, auf welche man, auch ohne Dinte, Bleystift, Papier und andre Schreibmaterialien, den Schülern seine Gedanken leicht mittheilen könne. Wärest du doch mit zugegen gewesen: du würdest

dest dich gewiß, wie ich, über die verschiedenen dazu ersonnenen Mittel, gefreuet haben.

Erst mußte ich den Einen etwas, das ich ihm sagen wollte, mit dem Finger auf den Rücken schreiben; er verstand sogleich, was ich schrieb, und setzte mir, was er darauf zu erwiedern hatte, schriftlich nieder. Diese tauben Kinder werden also darauf geübt, daß sie die Buchstaben und Worte, die man ihnen bloß mit dem Finger auf den Rücken schreibt, eben so schnell und richtig fühlen können, als ein Andrer die wirklich aufgeschriebenen Buchstaben mit dem Gesichte erkennt.

Dann nahm mich Herr Eschke mit auf den Hof, und stellte sich mit mir, eine ganze Strecke vom Hause, den Fenstern des Zimmers gegenüber, in welchem die Taubstummen waren. Einige von diesen standen am Fenster, und sahen aufmerksam nach uns hin. Jetzt fragte mich Herr Eschke, was für einen Satz er seinen Schülern von hier aus mittheilen sollte. Ich sagte ihm, was mir gerade einfiel; er schrieb es mit dem Finger ziemlich schnell in die Luft hin, und sobald ich wieder ins Zimmer trat, reichten mir die

Taubs

Taubstummen den Satz, den ich Herrn Eschke gesagt hatte, auf eine Schiefertafel niedergeschrieben, entgegen: zum Beweise, daß sie Herrn Eschke's Luftschrift richtig gelesen hätten.

Ihrem Lehrer konnten die mehresten unter ihnen schon am Munde absehen, was er mit ihnen sprach; die Geübtesten erkannten sogar aus den Bewegungen meiner Lippen, was für ein Wort ich ausgesprochen hatte.

Noch muß ich Dir doch schreiben, auf welche Weise die Taubstummen ihre Gedanken Andern mitzutheilen vermochten, ohne das Schreiben zu Hülfe zu nehmen. Sie hatten dazu dreyerley Mittel. 1) die Gebehrdensprache; wenn sie sich deren bedienten, so drückten sie alle ihre Gedanken durch passende Gebehrden aus. Wollten sie zum Beyspiel von einem Jäger reden: so legten sie die Arme in die Lage, in welche der Jäger sie beym Schießen legt; wollten sie sagen daß Etwas hoch sey, so hoben sie die Hand hoch in die Höhe. 2) die Zeichensprache. Bey dieser war für jeden Buchstab eine besondre Lage der Hand festgesetzt. Legten sie die Hand auf die Brust, so bedeutete das vielleicht den Buchstab a; griffen sie auf die linke Schulter

so

so wurde dadurch wieder ein anderer Buchstab angezeigt u. s. w. Freylich konnte man diese Zeichensprache nicht verstehn, ohne sich vorher die Bedeutung der verschiedenen Zeichen geläufig gemacht zu haben; aber unter sich, und mit ihrem Lehrer unterhielten sich die Kinder vermittelst derselben, mit großer Leichtigkeit.

Auch gab sich Herr Eschke 3) viel Mühe, die Kinder dahin zu bringen, daß sie, wie andre Menschen, laut sprechen lernten. Aber dieß hält, da die Kinder gar nicht hören, und also die Töne welche sie vorbringen, nicht mit den Tönen anderer Menschen vergleichen können, äuserst schwer; und wenn sie auch mit vieler Mühe dahin gebracht werden, daß sie die Wörter hinlänglich deutlich herausbringen, um von Andern verstanden zu werden, so behält doch ihre Aussprache immer etwas Rauhes, das dem Ohre unangenehm klingt.

Der Gehülfe, den Herr Professor Eschke bey dem Unterrichte seiner Taubstummen hat, ist selbst ein Taubgebohrner, der ehemals sein Schüler war, und sich in einem vorzüglichen Grade ausgebildet hat. Mit diesem konnte ich mich recht gut über Alles unterhalten; er sprach ziemlich vernehmlich, und sah es mir wieder gleich an den Lippen an, was ich zu ihm sagen wollte.“

Der Bote aus Thüringen.

Acht und vierzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Hatte Er mir denn nur den Brief des Herrn Hofgärtners schon ganz vorgelesen, als ich vor acht Tagen wieder aufbrechen mußte?

W. Die Nachrichten von der Berliner Unterrichts-Anstalt für Taubstumme habe ich Ihm wenigstens vollständig aus demselben mitgetheilt.

B. Ich muß gestehn, daß mir diese Nachricht so merkwürdig gewesen ist, daß ich gern noch mehr von der wohlthätigen Anstalt gehört hätte. Mit unserm Herrn Pfarrer sprach ich ehrgestern darüber, und fragte ihn, ob es denn außer dieser Berliner nicht noch mehr solche Anstalten gebe. Er sagte mir, daß man an mehreren großen Orten, z. B. in Wien, in Leipzig, in Paris, ähnliche Anstalten finde; daß man auch erst wie-

der neuerlich an einigen andern Orten mit der Einrichtung derselben den Anfang gemacht, und dabey keine Mühe und Kosten gescheuet habe.

W. Das beweist doch, daß man es sich immer allgemeiner und ernstlicher angelegen seyn lasse, das traurige Schicksal der armen Menschen, die das Unglück haben taub gebohren worden zu seyn, zu mildern, und auf ihre geistige Ausbildung und Veredlung zu denken.

B. Allerdings beweist es das; und die Personen, welche es sich zum eigenen Geschäft machen, solche Unglückliche zu unterrichten, und über die zweckmäßigsten Mittel nachzudenken, durch welche ihnen der Mangel des Gehörs so gut als möglich ersetzt werden kann, verdienen gewiß den Beyfall und Dank aller Freunde der Menschheit.

W. Dabey fällt mir ein, daß Er mir letzthin aus den Zeitungen vorlas, ein Englischer Wundarzt habe ein Mittel entdeckt, wodurch den mehresten tauben Personen zum Gehör verholfen werden könne; hat Er denn nichts wieder davon gehört? Es wäre doch gewiß eine äuserst wichtige Entdeckung, wenn

sich

sich das Mittel wirklich so bewährt zeigte, als es nach jener Nachricht, so viel ich mich noch besinne, seyn sollte.

B. Ja, ganz recht; die Cur bestand darin, daß das im Innern des Ohrs befindliche, quer vor dem Gehörgang liegende Häutchen, welches man das Trommelfell nennt, weil es auf ähnliche Weise wie ein Trommelfell ausgespannt ist, durchstochen wurde. — Ich habe erst neulich mich bey unserm Herrn Doctor wieder danach erkundigt; allein er versicherte mich, daß dieses Mittel zwar in einigen Fällen die Taubheit zu heben, oder doch zu vermindern vermöchte: aber doch bey weitem nicht so allgemein helfe, als man nach den durch die Zeitungen davon verbreiteten Nachrichten hätte glauben sollen.

W. Das ist doch Schade! Es geht aber mit mehreren Erfindungen so, die man in Zeitungen und Büchern laut anpreisen hört: wenn die Sache genauer untersucht wird: so findet es sich gewöhnlich, daß man mehr aus derselben gemacht habe, als wirklich daran ist; ja bisweilen ist wohl gar nichts daran.

B. Da hat Er leider wohl recht, Herr Gevatter; und mich kann so Etwas recht

verdrießen. Denn es ist noch der geringste Nachtheil von einer solchen ungegründeten Anpreisung irgend eines neu entdeckten Mittels oder Vortheils, daß so viele Menschen in diesem einzelnen Falle damit hintergangen werden; der größte Schaden wird dadurch vielmehr in so fern gestiftet, als dadurch die mehresten Menschen geneigt gemacht werden, alle neuen Vorschläge die gethan werden, geradezu zu verwerfen, und nicht darauf zu achten; sie mögen nun wirklich ohne Werth seyn, oder nicht.

W. Ja freylich wohl! so geht es, zum Beyspiel, mit der Anwendung der Kuhpocken oder Schutzpocken, wie sie die Herren Aerzte lieber genannt wissen wollen. Das ist doch nun einmahl ein Mittel, dessen Untrüglichkeit sich bis jetzt, so viel ich weiß, durch alle Erfahrungen bewährt hat. Nicht wahr, Herr Gevatter?

B. So wie ich von mehreren glaubwürdigen Männern gehört habe, ist in den sieben oder acht Jahren, die nun schon verflossen sind, seitdem der Englische Arzt Jenner auf dieses Mittel aufmerksam machte, noch nie der Fall vorgekommen, daß ein

Kind

Kind, daß wirklich die ächten Kuhpocken gehabt hätte, von den gewöhnlichen Kinderblattern befallen worden wäre.

W. Und doch findet man immer noch hier und da Eltern, die sich scheuen ihren Kindern diese wohlthätigen Schutzpocken einimpfen zu lassen: sondern lieber die Kinder der Gefahr bloßstellen, über lang oder kurz einmahl von den Kinderpocken angesteckt zu werden, die ihnen so leicht das Leben rauben, oder doch traurige Folgen für ihre Gesundheit hinterlassen können!

B. Ich glaube allerdings, daß die unangenehmen Erfahrungen von der Trüglichkeit mancher andern neuen Erfindung, viele Menschen auch gegen die Kuhpocken mißtrauisch gemacht haben mag; indeß kommt bey diesen noch ein anderer Grund hinzu.

W. Nun, und der wäre?

B. Daß wirklich oft behauptet worden ist: Kinder, welche die Kuhpocken gehabt hätten, wären nachher auch noch von den Kinderblattern angesteckt worden.

W. Ey, warum nicht gar? nun, wie sind denn die Leute nur auf diese irrige Hauptha-

hauptung gekommen? sie können sie doch nicht geradezu erlogen haben?

B. Der Herr Doctor hat mir die Sache erklärt. Der Irthum ist aus einer zwiefachen Quelle entsprungen. — Erstlich hat man ziemlich oft den Fall, daß Kinder, denen die Kuhpocken eingeimpft worden sind, sie nicht wirklich bekommen; woran nicht immer die Untauglichkeit der zum Einimpfen genommenen Materie Schuld ist: sondern oft auch der Mangel an Empfänglichkeit für die Ansteckung, im Körper des Kindes selbst. Dann ist freylich das Kind durch die Einimpfung der Kuhpocken nicht gegen die Kinderblattern gesichert; und es kann also wohl der Fall seyn, daß ein Kind, den die Kuhpocken eingeimpft worden waren, doch von den Kinderblattern angesteckt wird.

Zweytens hat man, wenn Kinder, die die Kuhpocken wirklich gehabt hatten, von den Windblattern oder sonst einem ähnlichen Ausschlage befallen worden sind, diese zuweilen fälschlich für die Kinderblattern ausgegeben, und nun laut über die Unsicherheit des Schutzes geklagt, den die Kuhpocken gegen die Kinderblattern leisteten.

Neh-

Nehmen wir nun dazu, was ich vorhin sagte: wie abgeneigt ein großer Theil der Menschen allen neuen Erfindungen und Anordnungen ist: so läßt es sich aus den eben angeführten beyden Umständen gar wohl erklären, wie die Kuhpocken hier und da in Verdacht gekommen seyn mögen, als leisteten sie den Nutzen nicht, den sie doch nach der Erfahrung aller gewissenhaften und vorsichtigen Aerzte und anderer Personen wirklich leisten.

W. Ja, das sehe ich ein. Aber wie soll man sich denn nun überzeugen, daß ein Kind, dem die Kuhpocken sind eingeimpft worden, sie wirklich gehörig bekommen habe?

B. Es bleibt immer am sichersten, wenn man erstlich das Einimpfen selbst einem geschickten Arzte überträgt, auf den man sich verlassen kann; und von diesem muß man hernach das geimpfte Kind, in den Tagen, wo die Kuhpocken sich zeigen müssen, einige Mahl untersuchen lassen. Denn nur der Arzt, der oft die Sache unter Augen hat, kann am sichersten entscheiden, ob das Kind die ächten Kuhpocken habe, oder nicht.

Ist nun das erstere: so kann man versichert seyn, daß das Kind nie die Kinderblat-

tern

tern bekommen werde: denn Er muß wissen, daß die Erfahrungen welche man in der Sache gemacht hat, sich nicht etwa bloß auf die acht Jahre beschränken, die erst verflossen sind, seitdem man angefangen hat die Kuhpocken öffentlich als ein Sicherungsmittel gegen die gefährlichen Kinderblattern zu empfehlen: nein; schon vor mehr als funfzig Jahren hatte man in einer Gegend von England, wo die Kühe häufig mit den, nach ihnen benannten Kuhpocken befallen waren, bemerkt: daß die Mädchen, die das Vieh molken, und dabey von den Kühen zufälliger Weise angesteckt worden waren, hernach ihr ganzes Leben hindurch von den Kinderblattern verschont blieben, die sie doch auch vorher nicht gehabt hatten. Und seit dieser langen Reihe von Jahren, hat sich diese Erfahrung in jener Gegend immer und ohne Ausnahme bestätigt gefunden.

W. Wahrhaftig? nun da kann man ja freylich wohl seiner Sache ganz gewiß seyn. —

Der Bote
aus
Thüringen.

Neun und vierzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

W. Wenn nun aber, um wieder auf unser Gespräch über die Kuhpocken zurückzukommen, der Fall einträte, daß ein Kind, nach der Einimpfung, die ächten Kuhpocken nicht bekäme?

B. Dann muß man nach einiger Zeit das Kind noch ein Mahl, und wenn es wieder nicht anschläge, auch wohl noch mehrere Mahle einimpfen lassen: bis die ächten Kuhpocken erscheinen.

W. Ey, wie oft könnte man da so einen armen Wurm nicht plagen lassen!

B. Sey Er doch nicht wunderlich; das Kind empfindet ja fast nicht den geringsten Schmerz bey der Einimpfung. Ich habe noch vor Kurzem zugesehn, wie mein jüngstes Enkelchen, das erst zwölf Wochen alt war, ge-

impft wurde; es verzog kaum das Gesicht dabey, und weinte gar nicht.

W. Schon so jungen Kindern kann man die Kuhpocken einimpfen lassen?

B. O ja. Der Herr Doctor meinte: bey diesem zarten Alter hätte man noch den Vortheil, daß das Kind nicht an dem Aermchen kratzte, wenn die Pocken ihm etwas Jucken verursachten. Zu der Zeit, wo die Zähne durchbrechen wollen, nimmt man jedoch die Einimpfung nicht gern vor; sondern wartet hernach lieber, bis das Kind die Zähne hat.

W. Ordentlich krank werden die Kinder wie ich gehört habe, bey den Kuhpocken gar nicht.

B. Bey vielen merkt man kaum, daß sie zu der Zeit, wo die Pocken im stärksten Schwären stehn, ein wenig aus ihrer gewöhnlichen Ordnung kommen; und wenn ja ein kleines Fieber um diese Zeit eintritt: so ist es doch ohne alle Bedeutung. Noch nie ist, wie mich der Herr Doctor versichert hat, ein Kind an den Kuhpocken gestorben.

W. Und Narben, wie von den Kinderblattern, bekommen die Kinder gewiß auch niemahls von den Kuhpocken.

B. Wie könnten sie doch im Gesichte oder an den Händen Narben zurücklassen: da nirgends Kuhpocken zum Vorschein kommen, als bloß an der Stelle, wo die Materie in die Haut eingerieben wurde, die vorher ein Wenig mit einem feinen Messerchen geritzt werden muß; welches gewöhnlich am Oberarm geschieht.

W. Nun, so möchte ich wissen, was die Leute noch für Bedenklichkeiten haben könnten, die sie davon abhielten, ihren Kindern die Kuhpocken einimpfen zu lassen?

B. Ein vernünftiger Grund hält sie freylich nicht davon ab; unvernünftige Gründe hingegen, lassen sich ja wohl gegen jede Sache vorbringen. — So meynen zum Beyspiel Einige: man dürfe dem lieben Gott nicht widerstreben wollen. Wenn es nun einmahl sein Wille sey, daß die Menschheit von der Blatterseuche heimgesucht werden solle: so müsse sie sich in Demuth diesem Schicksal unterwerfen; jedes dagegen angewandte Schutzmittel sey ein Eingriff in die göttlichen Rechte.

W. Die guten Leute müssen wohl eine sehr irrige Vorstellung von dem lieben Gott

haben! Es muß ihnen ganz unbekannt seyn, was doch alle göttlichen Einrichtungen und Veranstaltungen, die wir in der Welt wahrnehmen, so laut predigen: daß Gott uns Menschen einzig in der Absicht auf diese Erde gesetzt habe, damit sich unser für die Ewigkeit bestimmter Geist hier entwickeln, die Kraft desselben wachsen, seine Gesinnung sich veredeln, seine Einsicht von den außer ihm vorhandenen Dingen berichtigt werden solle.

B. Wenn sie freylich diese Wahrheit immer vor Augen hätten: so würden sie nicht auf den Gedanken kommen, als sey es Gottes Wille, daß wir uns den Leiden, die er über uns verhängt, sklavisch unterwerfen sollten, ohne zu versuchen, ob wir uns nicht auf eine für uns und Andre unschädliche Weise davon befreyen könnten. Denn wird denn nicht eben dadurch, daß uns das Leiden zum Nachdenken, zur Anstrengung unserer geistigen Kräfte anspornt, der Hauptzweck erfüllt, den Gott damit erreichen wollte?

W. Da fällt mir noch etwas ein. Letzthin hörte ich ein Paar Herren zu, die auch über den Werth der Kuhpocken mit einander stritten. Da meynte der eine: seitdem die

Kin-

Kinderblattern, durch die Anwendung der Kuhpocken, so ziemlich weggeschaft worden wären, hätten sich andere gefährliche Kinderkrankheiten, hauptsächlich das Scharlachfieber und die bösartigen Nervenfieber, weit häufiger gezeigt als ehedem. Mir scheint es, als habe der Herr nicht Unrecht. Was meynt Er dazu, Herr Gevatter?

B. Ich dächte allerdings auch diese Jahre her mehr über das Scharlachfieber und die Nervenfieber haben klagen zu hören, als in frühern Zeiten; besonders vom Nervenfieber wußte man ja sonst bey Kindern fast gar nichts. Allein davon kann ich mich noch nicht überzeugen, daß die Verminderung des Pocken-Elends der Grund von dieser Erscheinung seyn sollte. Viel eher, dächte ich, müßte man auf die Veränderungen in der Lebensart und in der Witterungs beschaffenheit fallen.

Uebrigens kann diese Bemerkung mit zur Beruhigung der Menschen dienen, die in der Meynung stehn, als wäre die Ausrottung der Kinderblattern und anderer Plagen der Menschheit, ein Eingriff in die Rechte Gottes; als würden ihm dadurch die Mittel benommen, die Menschen zu strafen: oder, wenn

wir

wir es auf eine der Würde Gottes angemes-
senere Weise ausdrücken wollen, die Men-
schen an ihre Pflichten, besonders an die
vorzüglichste von allen, an die Pflicht sich
selöst immer mehr zu vervollkommnen, auf ei-
ne durchgreifende Weise zu erinnern.

Nein, ihr guten Leute, an solchen Mit-
teln wird es dem Allmächtigen nie fehlen,
und wenn gleich alle Menschen ihren Scharf-
sinn aufböten, um Gegenmittel zu ersinnen.
Sein Zweck würde dadurch nur in höherm
Maße erreicht, seine Macht aber gewiß nicht
im Mindesten gelähmt werden. Sind es
nicht mehr die Kinderblattern, welche die
Menschen heimsuchen, sie zum Nachdenken,
zur Geduld, zum Andenken an Gott, und
andern nützlichen Dingen hinleiten, so tritt
eine andre Krankheit, ein anderes Leiden an
ihre Stelle. Aber dieß darf uns nicht miß-
muthig machen, darf uns nicht vom Kampfe
gegen die Leiden abhalten, die uns treffen:
sonst würde die wohlthätige Absicht Gottes
an uns nicht, oder doch nicht so bald erreicht
werden können; es würden uns nur die
schmerzlichen, nicht aber die angenehmen Fol-
gen der Trübsal zu Theil werden.

W.

W. Ja, das haben wir endlich zeither genugsam erfahren, daß es dem lieben Gott noch nicht an Mitteln gebricht, die Menschen recht nachdrücklich an das zu erinnern, was zu ihrem ewigen Wohl dient.

B. Nicht wahr? Er denkt an den Krieg, Herr Gevatter, und allen den Jammer der damit verbunden ist? Ach das Herz möchte einem brechen, wenn man so von glaubwürdigen Augenzeugen erzählen hört, wie viel die tausend und aber tausend Unglücklichen haben dulden müssen, die an dem Ausbruche des Kriegs alle eben so unschuldig waren, als Er und ich!

W. Wer solchen Jammer mit anzusehen, und wohl selbst zu erdulden hat, dessen Glaube an eine Alles höchst weise und gütig leitende Vorsehung muß wohl sehr fest gegründet seyn, wenn er nicht erschüttert, nicht wenigstens auf einige Zeit verdunkelt werden soll.

B. Unser Herr Pfarrer kam uns, an dem ersten Sonntag nach den Tagen, in welchen die schrecklichen Nachrichten von den Kriegsdrangsalen in unserer Gegend erschollen waren, in seiner Predigt zu Hülfe, um

unsern Glauben an die Güte und Weisheit des Höchsten zu stärken. Ich wünschte Er hätte die Predigt mit angehört.

W. Nun wovon ging er denn in derselben eigentlich aus?

B. Von der Behauptung, daß der liebe Gott, auch selbst durch den sonst so schrecklichen Krieg, das geistige Wohl seiner Menschenfamilie zu befördern und sicherer als vorher zu begründen wisse.

Er blieb hauptsächlich nur bey Einem Puncte stehn, um die Wahrheit seiner Behauptung zu beweisen; er zeigte nähmlich, wie nachdrücklich der Krieg die Menschen an eine Wahrheit erinnere, und sie lebhaft davon überzeuge, die sie sonst nicht leicht in dem Grade zu beherzigen pflegten, in welchem es ihr ewiges Wohl erforderte: an die Wahrheit, daß alles Sichtbare zeitlich, alles Unsichtbare aber ewig wäre.

Der Bote aus Thüringen.

Funfzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

W. Ich glaube, Er wollte mir noch Etwas von dem Inhalte der Predigt sagen, die der Herr Pfarrer in Seinem Orte bey Gelegenheit der ausgebrochenen Kriegsunruhen gehalten hat?

B. Das kann ich wohl, wenn Er es noch hören will. — Im ersten Theil erinnerte er an die große Gefahr, in welcher alles Sichtbare in Kriegszeiten schwebe; an den Tod, der da Tausende von Menschen binnen wenigen Stunden, in der Blüthe ihrer Jahre dahinraffe; an den schnellen Verlust des mühsam erworbenen und erhaltenen Eigenthums, der da oft eintrete; an die Unsicherheit und Vergänglichkeit aller menschlichen Macht, alles menschlichen Ansehns, von welcher im Kriege die auffallendsten Beyspiele vorkämen;

an den plötzlichen Uebergang von der kraftvollesten Gesundheit zum hülflosen Zustande eines Krüppels, den wir da häufig wahrzunehmen Gelegenheit fänden; und an andere Verwüstungen und Zerstöhrungen, die der Krieg über so viele Menschen, Städte und Länder verbreite.

W. Ja, das ist richtig: wer in solchen Zeiten nicht recht lebhaft von dem Gedanken ergriffen wird, daß alles Sichtbare zeitlich sey, daß wir keine Stunde mit Gewißheit auf den Besitz desselben rechnen können, dem wird dieser Gedanke auch sein Lebenlang fremd bleiben.

Und wie meynte denn der Herr Pfarrer, daß der Krieg die Menschen auch in der Ueberzeugung befestigen könne: daß alles Unsichtbare ewig sey?

B. Er machte uns darauf aufmerksam, wie viel dem Menschen, ganz besonders in solchen schrecklichen Zeiten, wie der Krieg sie gewöhnlich herbey führe, die unsichtbaren Güter werth seyn müßten, die er besäße; und die keiner der Unglücksfälle die sich über seinem Haupte zusammen thürmten, ihm zu rauben vermöchte. Er zeigte, wie die Weisheit,

die

die der Mensch sich zu eigen gemacht habe, ihm gewöhnlich die Mittel an die Hand gebe, durch welche er sich aus den Verlegenheiten reissen könne, in die er gerathe; wie dieselbe in der Zeit der Gefahr, des Mangels, der Verwüstung ihm nicht nur, als eine sichere Stütze bleibe: sondern selbst unter diesen Umständen einen immer höhern Grad der Vollkommenheit erreiche.

Derselbe Fall trete auch in Ansehung eines andern wichtigen unsichtbaren Gutes, in Ansehung der Menschenliebe ein; sie scheine durch die schauderhaften Auftritte des Kriegs ganz von der Erde verdrängt zu werden; und doch würden, durch Gottes weise Fügung, selbst dieser dadurch immer mehr eifrige Verehrer und treue Freunde erweckt. Eigne Leiden, eignes mannigfaches Elend, das die Menschen mit ihren Brüdern theilten, sey sehr geschickt in ihnen den Wunsch zu beleben und zu befestigen, nach ihren Kräften zur Milderung des traurigen Schicksals anderer Menschen beyzutragen, oder doch wenigstens aufrichtiges Mitgefühl bey den Leiden ihrer Nebenmenschen in ihnen hervorzubringen.

Und das Andenken an Gott, das kind-

liche Vertrauen auf seine Weisheit und Vatergüte, werde unstreitig in den Zeiten, wo der Krieg eine allgemeine Erschütterung der Gemüther bewirke, ebenfalls in der Seele so manches Menschen geweckt, der vorher nur selten über seine Verhältnisse gegen Gott nachdachte, nur selten sich seiner Abhängigkeit von ihm, seiner Pflichten gegen ihn, und dessen erinnerte, was er von Gott zu hoffen habe.

W. In so fern also, (hat der Herr Pfarrer damit sagen wollen,) der Krieg, der übrigens so allgemein verderblich zu seyn scheint, doch dazu dienen muß, den Menschen an unsichtbaren Gütern zu bereichern, macht er uns auf die Wahrheit aufmerksam, daß Gott bey Allem, was er in der Welt verfügt und geschehn läßt, hauptsächlich die Ausbildung und Veredelung unsers Geistes, unsers unsichtbaren Theils zur Absicht habe; daß also dieser unsichtbare Theil bey weitem der wichtigere für uns seyn, daß er von Gott zu einer gränzenlosen Vervollkommnung, zu einer ewigen Dauer bestimmt seyn müsse.

B. Ja, ja; gerade so war auch des Herrn Pfarrers Meynung; und ich denke jeder

Mensch

Mensch, der sich nur ein Wenig zum Nachdenken gewöhnt hat, muß einsehn, daß der liebe Gott wirklich gar manche gute Absicht durch den Krieg erreiche, die ohne denselben, oder doch ähnliche schmerzhafte Begebenheiten, schwerlich erreicht werden dürften.

W. Da könnte ja aber ein großer Herr auf den Gedanken gerathen: er stifte etwas Gutes, wenn er einen Krieg über die Völker bringe; seine Sache möchte übriges so ungerecht seyn, als sie wollte.

B. An sich hätte er wohl nicht unrecht: denn unter Gottes weisen Regierung der Welt, muß selbst der Bösewicht, der die schaudervollste Greuelthat verübt, gewiß die göttlichen Absichten befördern helfen.

Fragen wir aber unser Gewissen, das uns Gott als Prüfstein für unsere Gedanken, Worte und Handlungen verlieh, ob es deshalb für uns rathsam sey, etwas Böses zu thun oder zu befördern: so erhalten wir zuverlässig die richtige verneinende Antwort. Die peinigenden Vorwürfe dieses Gewissens, werden durch den Gedanken, daß selbst das Böse unter Gottes Leitung für die Menschheit wohlthätig werden müsse, gewiß nicht gemil-

dert,

dert, nicht übertäubt werden können. Das uns von Gott eingepflanzte Gefühl für Recht und Unrecht ruft uns sehr vernehmlich zu: es sey Gottes Wille, das wir das Gute thun, das Böse, das Unrecht aber meiden sollen; und die Lehren, die Jesus uns hinterlassen hat, bestätigen diesen Ausspruch auf das Vollkommenste.

Es kann uns also wohl der Gedanke, daß Alles, was der weise Weltregierer zuläßt, was er über uns verhängt, wohlthätige Folgen für unsern bessern Theil, unsern unsterblichen Geist hervorbringen müssen, in Ansehung aller unverschuldeten Leiden, alles von Andern verübten Unrechts beruhigen, das wir nicht zu hindern vermochten; keinesweges aber wird er als vernünftige Entschuldigung für eigene Fehltritte und strafbare Handlungen gelten können.

W. Was wird es nur aber mit dem merkwürdigen Kriege, der sich mit so unbegreiflicher Schnelligkeit über das ganze nördliche Deutschland ausgebreitet hat, noch für ein Ende nehmen, Herr Gevatter!

B. Wichtige Veränderungen stehen wohl zuverlässig unserm deutschen Vaterlande bevor.

Welche Veränderungen es seyn werden, das können wir nicht wissen. Einen angenehmen Eindruck dürften sie wohl nur auf wenige Menschen machen: denn der Mensch bleibt nun einmahl gern bey dem, was er von Jugend auf gewohnt ist; und so sieht er es auch ungern, wenn um ihn her sich das und jenes ändert: besonders wenn die Veränderung auf ihn selbst und die Seinigen hier und da Einfluß hat.

Verzeichniß einiger Bücher, welche in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal erschienen und gegen Einsendung des Betrags*) daselbst zu haben sind.

Salzmann's, C. G., christliche Hauspostille 1r — 5r Bd. welche 67 Predigten über die Sonn- u. Festtags Evangelien enthalten à 8 Gr. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Conrad Kiefer, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder. Ein Buch für's Volk. 8. 1796. 12 Gr.

*) Wir nehmen die Preussische, so wie jede andere gangbare Münze für ihren vollen Werth.

Salzmanns Himmel auf Erden. Auf Schreibp. mit nem Titelkupfer. 8. 1 Thlr.
Dasselbe auf Druckpapier 16 Gr.
— — C. G. Conrad Kiefers ABC und Lesebüchlein, oder Anweisung auf die natürlichste Art das Lesen zu erlernen. Neue verbesserte Auflage. 1r und 2r Bd. à 6 Gr. 12 Gr.
Dasselbe, Schreibpapier, mit schwarzen Kupfern, jeder Theil, 1 Thlr 18 Gr.
mit illuminirten Kupfern, sauber gebunden, jeder Theil 2 Thlr. 22 Gr.
— — C. G. erster Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von 8—10 Jahren. 1803. 8. 18 Gr.
wohlfeile Ausgabe für Schulen. 8 Gr.
12 Kupfer zu diesem Buche. 1 Thlr.
— — Heinrich Gottschalk in seiner Familie, oder erster Religionsunterricht für Kinder von 10 — 12 Jahren. 8. 1804. 18 Gr.
— — Ausführliche Erzählung, wie Ernst Habersfeld aus einem Bauer ein Freyherr geworden ist. 1805 8. 16 Gr.
— — Ameisen Büchlein, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher 1806. 18 Gr.

Einen vollständigen Catalog kann man auf Verlangen erhalten.

Der Bote aus Thüringen.

Ein und funfzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

W. Na! Herr Gevatter sind ihm denn die Preussischen Kriegsgefangnen begegnet?

B. Ja wohl sind sie mir begegnet.

W. Wie war ihm denn dabey zu Muth?

B. Die armen Leute haben mich gedauert.

W. Mich auch. Aber mir ist noch etwas ganz anders durch den Kopf gefahren.

B. Und was denn?

W. Wenn ich ihm die reine Wahrheit sagen soll: so kommt es mir vor, als wenn das alles, was wir in der Schule vom lieben Gott und der Vorsehung gelernt haben, lauter Wisch Wasch wäre.

B. Hat er denn ausgeschlafen Herr Gevatter?

W. Recht gut. Ich glaube er denkt ich träume? damit hat es gute Wege. Ich träume

gar nicht. Aber wenn ein Gott im Himmel wäre, wie könnte er es denn zugeben, daß so viele tausend, tausend Menschen —

B. Nur nicht zu hitzig Herr Gevatter! Wir sind jetzt ganz verschiedener Meynung. Er meynt, weil jetzt so viele tausend Menschen unglücklich wären: so wäre kein Gott im Himmel; ich aber glaube, daß, weil ein Gott im Himmel ist, alles, was wir jetzt erleben seine Schickung und alles sehr gut sey.

W. Dazu gehört ein Baumstarker Glaube.

B. Glaube gehört freylich dazu. Aber sag er mir doch, Hat Er es denn noch nicht erlebt, daß Stürme kamen, die Bäume ausrissen, und Donner und Hagelwetter, die alle Menschen so in Furcht und Schrecken setzten, daß sie glaubten der jüngste Tag käme?

W. Die werde ich ja erlebt haben.

B. Gleichwohl kam der jüngste Tag nicht. Wenn das Wetter ausgetobt hatte, so schien die Sonne wieder, es ging alles in der Natur seinen ordentlichen Lauf, und was auf der einen Seite war verwüstet worden, das wurde auf einer andern durch desto größere Fruchtbarkeit ersetzet. Keinem Menschen fiel es ein

des

des fruchtbaren Gewitters wegen an Gottes Daseyn zu zweifeln.

W. Was will Er denn damit? Wir sprechen ja von den Kriegsgefangenen.

B. Lasse Er mich nur ausreden! Was in der Natur der Sturm und die Ungewitter sind, das ist in der menschlichen Gesellschaft der Krieg. Beyde stehen unter Gottes Leitung, beyde richten Verwüstungen an, und beyde sind für das Ganze gut.

W. Für's Ganze! — Das versteh ich nicht recht. Wenn ich es Ihm aber auch zugebe: so ist es doch für Hansen, Kunzen und Christophelu, für alle die jungen Leute, die in die Gefangenschaft geführt werden, nicht gut.

B. Wenn es Gottes Wille ist, daß sie in der Gefangenschaft seyn sollen, wie ich gewiß glaube: so muß es auch für jeden einzelnen gut seyn.

W. Es will mir nicht in meinen alten Kopf.

B. In meinen geht es recht gut. Glaubt er denn nicht daß unter diesen Leuten viele seyn werden, die niemanden gut thun wollten? die dem Vater nicht gehorchten, der Mutter

Verdruß machten, die Bauern turbirten, die Mädchen verführten, u. s. w. Diesen ist es doch wohl gut wenn sie durch die Trübsal etwas zahm gemacht und zum Nachdenken gebracht werden?

W. Das kann wohl seyn. Will er denn aber alle in Eine Brühe werfen? Will er denn alle die Kriegsgefangnen zu den Taugenichtsen rechnen?

B. Gott bewahre! wie kann Er mir so eine Lieblosigkeit zutrauen! Ich weiß gewiß, daß unter diesen Leuten viel gute und rechtschaffene Menschen waren, die ein so hartes Schicksal nicht verdient haben. Für diese ist es aber auch gut.

W. Wie so?

B. Der gute und rechtschaffene Mensch weiß, an wen Er sich in der Noth halten soll; wenn es auf der Erde nicht geht, wie es gehen soll: so blickt Er gen Himmel, und wenn Er bey Menschen keine Hülfe findet: so hält Er sich an Gott. Gesetzt daß nun solche Menschen durch die Trübsal zu Gott gezogen, und mit ihm bekannt werden, den sie in guten Tagen vielleicht würden vergessen haben, ist denn für diese die Gefangenschaft nicht gut?

Und

Und Herr Gevatter! Er ist doch sonst Bibelfeste. Hat Er nicht von Joseph gelesen, der nicht nur in die Gefangenschaft, sondern sogar in die Sclaverey geführt wurde, und der auf diesem Wege zur Freyheit, Ehre und Reichthum gelangte? so wird auch mancher Gefangne, der jetzt den Kopf hängt, wenn Er Gott vertrauet und recht thut, ihn in kurzer Zeit höher tragen. Wird Er auch gleich nicht ein so großer Herr, wie Joseph: so kann Er doch auf andere Art in Frankreich sein Glück machen. Und wie viele werden in Frankreich manches lernen, was sie in Deutschland nicht lernen konnten, in Ansehung des Ackerbaues, der Haushaltung, der Handwerke und Künste, und werden mit diesen Kenntnissen einmahl ihrem Vaterlande nützen können.

W. Er hätte sich gut zu einem Pfarrer geschickt.

B. Muß man denn eben ein Pfarrer seyn, um die Wahrheit zu sagen. Jetzt thun wir was unsere Schuldigkeit ist. Wenn uns Gefangne begegnen: so hohlen wir das Frühstück aus dem Schnapssacke, in das wir so eben beissen wollten, und geben es dem, der es am mehresten zu bedürfen scheint. Das

Uebrige überlassen wir Gott, der es gewiß mit Hasen Kunzen und Christopheln, und jedem Gefangnen gut machen, und jedem geben wird, was ihm gehört.

Subscriptions-Anzeige.

Wenn ein gewissenhafter, thätiger Mann, der sich schon frühe der Erziehungs- und Unterrichtskunst mit eben so viel Fleiß, als Neigung und Fähigkeit, widmete, wie die unverdächtigen Zeugnisse seiner akademischen Lehrer und anderer allgemein geschätzter Erzieher beweisen; der besonders seit mehr als zwanzig Jahren in einem Lande, das er sein zweytes Vaterland dankbar nannte, seine Kräfte und Kenntnisse jenem Bildungsgeschäffte anfangs durch Privat-Arbeiten, in den letztern vierzehn Jahren aber in einem, unter den schönsten Versprechungen und Aussichten angenommenen, öffentlichen Schulamte eben so treu, als willig darbrachte; der zur zweckmäßigen Bildung einer sehr bedeutenden Anzahl Söhne und Töchter, die dem Staate größtentheils schon nützlich wurden, nach dem Zeugnisse einsichtsvoller Obern und Eltern kein Hinderniß, keine Mühe und Aufopferung scheute, ihren Dank zu verdienen, und durch den erheiternden Anblick seiner jetzt schon reifenden Saat größtentheils belohnt, fest entschlossen war, den einmahl nicht ohne glücklichen Erfolg betretenen, obgleich bedornten, Pfad lieber noch länger muthig fort zu wandeln, als ihn mit dem freylich bequemern zur Pfarre zu vertauschen; wenn gleich-

gleichwohl dieser Mann, der neben seinem Amte auch Gatten- und Vaterpflichten hat, in dem letztern Jahre seines Amtes mehr, als sonst, sich dringend bewogen fand, auf seiner bisherigen Laufbahn still zu stehen, und, ohne deswegen die Liebe zur guten Sache oder zu seinem Geschäffte selbst aufzugeben, um seine Dienst-Entlassung zu bitten, die ihm endlich nach halbjährigem, für ihn nicht zu wenig nachtheiligen, Zögern ohne Ersatz geworden ist: so müssen es wohl eben so wichtige, als mannichfaltige Ursachen seyn, die seine Dienst-Anhänglichkeit und Zufriedenheit, gleich einer von einem versteckten, gefährlichen Wurme zernagten Frucht, untergruben und seinen Abfall beförderten. —

Es thut mir leid, daß ich mich gedrungen fühle, obiges Bekenntniß von mir selbst hier öffentlich abzulegen. Aber so schmerzhaft mir es ist, mit dieser mich selbst und die unversorgten Meinigen betreffenden Angelegenheit vor dem Publikum aufzutreten; so sprechend nach meiner innigsten Ueberzeugung die Gründe aller meiner bescheidenen Vorstellungen bey der Behörde waren; so leicht eine genaue Untersuchung des wahren und eigentlichen Zusammenhangs der Sache alles unnöthige Aufsehen vermieden haben würde: so sind doch alle meine Bemühungen in dieser Hinsicht leider! umsonst gewesen. Vergeblich würde auch jetzt nach bereits erfolgter Entscheidung jedes fernere Unternehmen zur Aufhellung der mit Dunkel umhüllten Wahrheit seyn. — Durch die Pflichten der Selbstvertheidigung dringend aufgefordert, bleibt mir demnach nichts übrig, als das von mir bisher mit Bedacht beobachtete Stillschweigen durch diese Anzeige zu brechen, und, zur Widerlegung der über meine Angelegenheit verbreiteten falschen Gerüchte, die sprechendsten Thatsachen, welche mich zu jenem wichtigen Schritte bewogen, nicht blos meinen geehrten Gönnern und Freunden, sondern jedem Unbefangenen, dem Menschen-Werth und Wohl nicht gleichgültige Dinge sind, in einer eben so treuen als vollständigen

Ge-

Geschichte meiner vierzehnjährigen Amtsführung und endlichen Dienstentlassung ꝛc. öffentlich darzulegen.

Außer dem pädagogischen Interesse, was diese Schrift besonders für Staatenregierer und Consistorien, für Schul-Aufseher und Lehrer, so wie für Eltern, die ihre Söhne öffentlichen Schulanstalten anvertrauen, und in gewisser Hinsicht für diese selbst haben dürfte, wird sie überhaupt einen lehrreichen Beytrag zur Menschenkunde in einer ungeschminkten, wahren, keine gerechte Untersuchung scheuenden Erzählung liefern. Da das Werk, auf Subscription gedruckt, bald nach Ostern 1807 erscheinen soll: so ersuche ich alle meine geschätzten Gönner und Freunde nahe und fern um die Gefälligkeit, Subscribenten darauf zu sammeln. In Bremen sind die Herren Buchhändler Müller und Heyse dazu erbötig, so wie ich selbst in Oldenburg. Der Subscriptionspreis läßt sich zwar noch nicht bestimmen; jedoch wird er kaum 1 Rthlr. in Golde betragen, der nachherige Ladenpreis aber um die Hälfte erhöhet werden. Die geneigten Sammler von Subscribenten erhalten auf 10 Exemplare das 11te frey, und werden ersucht, ihre Bestellungen postfrey und zeitig, spätestens im Januar 1807, an mich einzusenden.

Oldenburg,
1806, im October.

J. C. A. Heyse,
bisheriger dritter Lehrer am
Herzogl. Gymnasium.

Der Bote
aus
Thüringen.

Zwey und funfzigstes Stück.

1806.

Bote. Wirth.

B. Wie sitzt Er doch einmahl so nachdenkend in Seinem Sorgestuhle, Herr Gevatter! Kaum konnte Er ja Seinen finstern Blick in einen etwas freundlichern verwandeln, als Er mich hereintreten sah!

W. Ach! es fielen mir vorhin die Worte wieder ein, mit denen Er letzthin von mir Abschied nahm; und der Inhalt derselben hat mich jetzt eine Viertelstunde hindurch recht ängstlich beschäfftigt. — Ja gewiß hatte Er recht, da Er behauptete: daß die Veränderungen, welche der gegenwärtige Krieg in unserm deutschen Vaterlande zur Folge haben wird, auf die mehresten Bewohner desselben einen unangenehmen Eindruck machen werden.

Ich will nur annehmen, es müßte in unserm Lande künftig auch die Einrichtung getrof-

fen werden, die schon jetzt in so manchem andern Lande besteht: daß jede Mannsperson bis zu einem gewissen Alter sich, sobald es vom Regenten verlangt wird, zum Kriegsdienste zu stellen verbunden wäre; welch ein Donnerschlag würde die Nachricht davon für viele Familien seyn!

B. Ja, ich muß gestehn, mir würde es selbst einen Stich ans Herz geben, wenn ich daran dächte, daß meine Enkel nun über Lang oder Kurz die Muskete würden führen müssen! Was sollen wir aber wohl unter diesen Umständen nach Gottes Willen thun? uns grämen und abhärmen; dadurch vielleicht das Ende unserer irdischen Laufbahn schneller herbeyführen; und uns gerade in dem Zeitpuncte unsern Familien entziehn, wo sie unsern väterlichen Rath, unsere väterlichen Ermahnungen am nöthigsten haben werden?

W. Das kann freylich wohl unmöglich der Wille des Höchsten seyn.

B. Besser thun wir also, wenn wir uns gegen die Veränderungen die uns bevorstehn, bey Zeit gehörig waffnen; nicht mit sichtbaren Waffen, deren Hülfe immer sehr ungewiß ist: sondern vielmehr mit unsichtbaren,

geistigen Waffen, bey deren gehörigen Anwendung der Erfolg nie zweifelhaft bleibt. Wir wollen uns täglich in der Ueberzeugung mehr zu befestigen suchen, daß alle Schicksale welche ganze Völker oder auch einzelne Menschen treffen, daß alle Ereignisse unter der Aufsicht und Leitung eines höchst weisen, liebevollen Wesens stehn; unter der Leitung eines allmächtigen Gottes, gegen den keine menschliche Macht und Gewalt etwas vermag. Haben wir diese Ueberzeugung; handeln wir auch derselben immer gemäß, und thun in jeder Lage in die uns Gott versetzt, was wir für seinen Willen erkennen: so kann keine uns bevorstehende Veränderung mehr schrecklich für uns seyn: so wandeln wir, es gehe wie es wolle, an der sicher leitenden Hand des himmlischen Vaters durch dieses Leben; und gehn jedem Schicksal getrost entgegen.

Alphabetisches Verzeichniß der in diesem Jahrgange abgehandelten Gegenstände.

	Seite
Astronomen, Nutzen ihres Geschäfts	113
Beschäfftigungen in Erhohlungsstunden	319
— für ältere Personen	336
Blitzableiter haben Gottes Beyfall	178
— Einrichtung derselben	181 und 205
— auf Strohdächern	207
— Kosten derselben	210
— ihre Erfindung	211
Brot muß zu Rathe gehalten werden	54
Compaß, dessen Einrichtung	249
Erdbeben, Entstehung desselben	31
— fürchterliches, in Lissabon	38
Erziehung, Wichtigkeit derselben	167
Fallschirm, dessen Einrichtung	156
Feuer, zieht die Wärme aus der Luft	358
Fische, Wallfischartige	293
Freude an Gott	306
Galeeren oder Ruderschiffe	281
Gehör, Wohlthätigkeit dieses Sinnes	356
Gehorsam, will erlernt seyn	312
Glasur der Töpfe, kann tödten	174

Seite

Glasur, Sicherungsmittel dagegen 176
Heringsfang 302
Heu feuchtes, erhitzt sich 34
Hochzeitgebrauch, ein alberner 259
— wird in Waldheim abgeschafft 263
Hungersnoth in Ostindien 50
Jahr 1805, dessen merkwürdige Witterung 8
— hat Jammer über Tausende gebracht 45 und 63
Kartenspiel, ein gefährliches Ding 314
Kartoffeln, Geschichte derselben 171
Kleien-Wasser vermehrt das Brot 48
Krieg im Jahr 1805 64
Krieg, was er lehre 391
Kriegsgefangenen, Betrachtung über ihr Schicksal 401
Kuhpocken deren Bewährtheit 380
— wodurch sie in übeln Ruf kommen 381
— Bemerkungen über deren Anwendung 383
— unvernünftige Gründe dagegen 387
Leibesübungen, deren Nutzen 325
— Vorschläge dazu 331
— werden in Dänemark öffentlich getrieben 335
Leiden, wozu sie nützen können 4
— Verhalten in denselben 5
Logg, dessen Einrichtung und Gebrauch 251

	Seite
Luft, ist ein schwerer Körper	134
— wird vielleicht aus Wasser gebildet	22
— verdirbt durch vieles Einathmen	27
— erhält unser Leben	341
— ist elastisch	344
— drückt andere Körper	346
— wie sie eingeathmet wird	348
— reine, erhält die Gesundheit	350
— dient zur Fortpflanzung des Schalles	351
— ist ein Wärmemagazin	357
— erhält die Erde feucht	361
— erzeugt die Dämmerung	363
— ist zum Gedeihen der Pflanzen nöthig	365
— bewegt Mühlen und Schiffe	366
Luft brennbare	138
Luftschiffe, warum sie aufsteigen	129
— Einrichtung derselben	136
— Erfindung derselben	140
— Nutzen derselben	144
Mahomedanische Religion, ihr Gutes	96
Magnet, dessen Eigenschaften	243
Marken, eine Insel, Nachrichten von derselben	291
Mecca, Wallfahrten dahin	101
Mond, dessen Entfernung von uns	115

Seite

Mond seine Größe 117
— dessen dunkle Flecken 118
— seine Umdrehung 121
— Geschöpfe auf demselben 125
— kann nicht von Luftschiffen erreicht werden 142
Mondfinsterniß, Umstände dabey 17 und 105
Mosment stürzt aus dem Luftschiff 153
Nachruhm, wem er zu Theil wird 60
Naturkräfte stehn unter Gottes Leitung 41
Nelsons Leichenbegängniß 57
Nordlicht 43
Quellen, heisse 31
Schall, wie er entstehe 351
Schiffsbruch, eine Erzählung davon 215
Schiffe, wie sie gelenkt werden 276
— einige Zahlen-Angaben von denselben 282
— Geschichte eines eingefrohrnen 285
Schiffer, wie sie den Weg finden 240
Schockland, eine merkwürdige Insel 308
Schulze sorgt für einen Waisen 145
— bestimmt ihn zum Gärtner 150
— Fortsetzung dieser Geschichte 158
Seeströme 255
Sonne, Umdrehung derselben 202
Sonnenfinsterniß, wie man sie beobachtet 186

	Seite
Sonnen finsterniß Entstehung derselben	189
Spiel, ein gefährliches für Kinder	271
Spielsucht verleitet zum Selbstmord	316
Stand, wie man ihn wählen müsse	150
Steuerruder, dessen Einrichtung	279
Taubheit, Cur derselben	379
Taubstummen-Anstalt in Berlin	370
Tharand, eine nützliche Einrichtung daselbst	321
Theurung im Jahr 1805	46
Unersprockenheit, deren Werth	230
— wie man sie erlangt	231
Vertrauen auf Gott	6
Wallfisch, dessen Beschreibung	294
— dessen Fang	300
Weg, wie man ihn Andern beschreiben muß	69
Wind, wie er entsteht	15 und 20
Wünscher, die sieben, eine Geschichte	85
Zufrieden sollte man immer seyn	2

833.6 S18 1806
3 5556 007 481 880